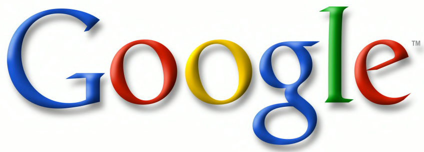
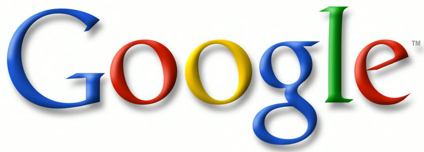





L RESEARCH LIBRARIES
33 07575112 7



Photograv. v. R. PAULUSSEN, Wien. Druck v. GIESECKE & DEVRIENT

PETER ROSEGGER
als Waldbauernbub.

(NACH EINEM AQUARELL VON ALOIS SCHÖNN.)

Verlag von L. STAACKMANN, Leipzig.

Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat

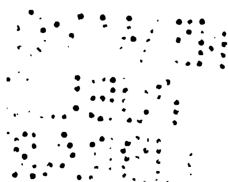
von

Peter Rosegger.

Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub.

Zweite Auflage.

Leipzig.
L. Staackmann.
1895.



Dem verehrten Freunde

Karl Adolf Bachofen von Echt

in treuer Zuneigung

der Verfasser.

Vorwort.

Als vor einem Jahre der fünfzigste Geburtstag mich einlud zur Rast und Rückschau, da sah ich an meiner zurückgelegten Straße mancherlei Dinge stehen, die bisher nicht beachtet worden sind, so wunderlich etliche davon auch sein mögen. Und war es gleichsam, als ob die in weiter Ferne versinkende Jugend mir noch ein letztes Grüßen zuwinkte und ein frisches Sträußlein Erinnerungen aus der Waldheimat. — Da ist es nun.

Ein Strauß heiterer und ernster Gestalten, Geschichten und Abenteuer, die entweder in mein eigenes Leben hereingespielt haben oder von Jugend- und Zeitgenossen erlebt worden sind. Und während ich noch in süßer Wehmut der ersten Jugend gedenke, umblüht mich schon die zweite — in meinen Kindern. Und so endet der Tag und das Buch mit einem Morgenrot.

Nun soll noch gesagt werden, wie dieser erste Band einer, so Gott will, neuen Reihe zu seinem Titelbilde gekommen ist. Stieg ja doch kein Maler hinauf ins Gebirge, um den Waldbauernbuben zu conterfeien, er hätte

den Richtigen auch gar nicht gefunden, aus den hunderten von Waldbauernbuben — es sieht einer aus wie der andere.

In meinem Werke „Waldheimat“ (Wien, A. Hartleben) ist erzählt worden, wie der Waldbauernbub einst von seinen steierischen Bergen herab und zu Fuß nach Wien gegangen ist, um Josef den Zweiten zu sehen. Der Volkskaiser lag freilich schon längst in der Kapuzinergruft, hingegen waren dem kleinen Wanderer auf dieser Wienerreise andere Abenteuer passiert, darunter jenes, daß ihn auf der Gasse ein Maler zusammenpackte, mit in seine Stube nahm und ihn auf ein Blatt Papier zeichnete. Dann bekam er fünf Gulden für das Sitzen und hernach konnte er wieder gehen. — Seit jener flüchtigen Stunde waren an vierzig Jahre verflossen, der Waldbauernbub hat von dem ihm gänzlich unbekannten Maler nichts mehr gehört. Nun geschah es, daß im vorigen Jahre ein Wiener Patrizier, Herr Karl Adolf Bachofen von Echt den Hofmedailleur Meister Anton Scharff nach Graz in mein Haus schickte, um mich zu modellieren. Bei dieser Gelegenheit gab es allerlei Geplauder und ich erzählte dem Meister von meiner ersten Sitzung als Waldbauernbub bei jenem Maler in Wien, ohne jedoch weitere Angaben machen zu können, als daß es in einem Hause der Josefstadt gewesen sein dürfte und der Maler einen dunklen Bart gehabt habe. „Obschon alle Maler dunkle Bärte haben,“ rief Meister Scharff, „so müßte der Mann doch aufzufinden sein, um ihm das Bild abzunehmen. Josefstadt? Am Ende war es mein alter Freund

Professor Alois Schön, der seit unvordenklichen Zeiten dort wohnt und immer gerne Naturskizzen aus dem Volke aufgenommen hat. Den muß man doch einmal fragen, ob er vor vierzig Jahren keinen Waldbauernbuben laufen gesehen!" — Wenige Monate später konnte mir von Bachofen mitteilen: „Das Bild vom Waldbauernbuben ist entdeckt! Meister Scharff hat den Maler gefunden und der Maler die Skizze. Es ist Professor Alois Schön, der in seiner Mappe noch das Blatt verwahrt hielt, alles stimmt. Das Bild habe ich sofort erworben und soll deiner lieben Frau verehrt werden."

So ist es geschehen und so bin ich zum Bildchen gekommen, das bei dem Titel dieses Buches steht. Inwiefern es getroffen ist, kann ich nicht entscheiden, die Gesichtszüge sollen denen meiner Knaben ähnlich sein. Die nackten Füße sind eine Freiheit des Künstlers, der ja kein Porträt, sondern eine Studie machen wollte. Barfuß bin ich nicht herumgelaufen in der Kaiserstadt, erst auf der Heimreise habe ich meine Schuhe zu schanden getreten und weggeworfen. — Zeit, Ort, Handlung und Art der Entstehung dieses Bildchens stimmen überein mit der Erzählung in der „Waldheimat". Wenn auch die buchstäbliche Wahrheit der Erzählung vorausgesetzt wird, so steht der Annahme, daß die Zeichnung echt ist, nichts im Wege. — Jedenfalls danke ich den drei genannten Herren wärmstens für das Zustandekommen und die Entdeckung des Conterfei's, das leider keinen Zweifel mehr offen läßt darüber, was der jetzt so gesetzte Verfasser dieses Buches einst für ein Vagabund gewesen ist. Aber

im Geiste vagabundiert der Jetzige immer noch jenem Wal[d]bauernbuben nach durch die thaufeuchten Wälder, über d[ie] sonnigen Almen, in die dunklen Hütten und glühende[n] Herzen seiner Landsleute.

Fein flink mit ihm, freundlicher Leser, du kannst [e]s nun erfahren, was er erlebte, erschaute, ersann und w[as] er's trieb, als er jung noch war.

Krieglach, im Sommer 1894.

R.

Von meinen Vorfahren.

Einleitender Blick in die Vorzeiten der Waldheimat.

Bauerngeschlechter werden nur in Kirchenbüchern verbucht.

Das Kirchenbuch zu Krieglach, wie es heute vorliegt, beginnt im siebzehnten Jahrhunderte mit dem Jahre 1672. Die früheren Urkunden sind wahrscheinlich bei den Einfällen der Ungarn und Türken zu Grunde gegangen. Zu Beginn des Pfarrbuches gab es in der Pfarre schon Leute, die sich Roßegger schreiben ließen. Sie waren Bauern, aber ob sie in der Gegend damals schon altgesessen waren, oder eingewandert und woher, das ist nicht bekannt. In Kärnten steht noch heute eine Schloßruine, Roßegg oder Rosegg genannt; man könnte also, wenn man hoffärtig sein wollte, sagen, die Roßegger wären ein altes Rittergeschlecht und obiges Schloß sei ihr Stammsitz. — Bei Bruck an der Mur in Steiermark steht ein schöner Berg, der auf seiner Höhe grüne Almen hat und einst viele Sennhütten gehabt haben soll. Dieser Berg heißt das Roßegg. Man könnte also, wenn man bescheiden sein wollte, auch sagen, die Roßegger stammten von diesen Almen, wo sie einst Hirten gewesen, Kühe gemolken und Jodler

gesungen hätten. — In der nächsten Nachbarschaft der Krieglacher Berggemeinde Alpel, in der Pfarre Sanct Kathrein am Hauenstein, der Gegend, die einst von Einwanderern aus dem Schwabenlande bevölkert worden sein soll, steht seit unvordenklichen Zeiten ein großer Bauernhof, von jeher insgemein „beim Roßegger“ genannt, trotzdem die Besitzer des Hofes nun schon lange anders heißen. Das Wahrscheinlichste wird sein, daß genannter alte Bauernhof das Stammhaus der Roßegger ist. Diese sind ein sehr weitverzweigtes Geschlecht geworden; in Sankt Kathrein, in Alpel, in Krieglach, in Fischbach, in Stanz, in Kindberg, in Langenwang u. s. w. giebt es heute viele Familien Roßegger, deren Verwandtschaft miteinander gar nicht mehr nachweisbar ist. Zumeist sind es strebsame Bauersleute. Ein Rupert Roßegger ist Priester gewesen, hat große Reisen gemacht, darüber geschrieben und auch schöne Gedichte verfaßt.

Der Bauernhof in Alpel, zum untern Kluppenegger, in meinen Schriften auch der „Waldbauernhof“ genannt, gehörte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einem Manne, genannt der Anderl (Andreas) im Kluppenegg. Das soll ein wohlhabender Mann gewesen sein und in der Erinnerung der Familie wird er noch heute der „reiche Kluppenegger“ geheißen. Er hat ein Pferd besessen, mit welchem er für die Gemeinde Alpel den Saumverkehr mit dem Mürzthale (Fahrweg hat es damals noch keinen gegeben) versorgt haben dürfte.

Der Anderl im Kluppenegg war einmal beim „Graßschnatten“ vom Baum herabgefallen und hatte einen hinkenden Fuß davongetragen. So soll er des Sonntags auf seinem Rößlein in die Kirche geritten sein, auch beim

Wirtshause sich den Krug Wein aufs Rößlein haben reichen lassen und bei den Leuten ein großes Ansehen gehabt haben.

Dieser Anderl hat wahrscheinlich auch das stattliche Haus gebaut, welches auf seinem Trambaume die Jahreszahl 1744 führt und dessen Zimmerholz an vielen Stellen heute noch hart wie Stein ist, weil man zu jener Zeit das Bauholz aus reifen Waldungen genommen hat. Der Anderl hatte einen Bruder bei sich in der Einwohne, der Zimmermann war. Zur Zeit gehörten zum Hofe zwei „Gasthäuseln"; in dem einen, das gleich oberhalb des Gehöftes stand, wohnte ein Schneider, in dem andern, das tief unten an der steilen Berglehne war, wohnte ein Schuster; der Anderl selbst verstand die Weberei, die Lodenwalcherei und die Hautgerberei, also hatte er die wichtigsten Gewerbe beisammen und konnte den Nachbarn damit aushelfen. Auch hatte er unten im Graben eine zweiläufige Getreidemühle gebaut und gleich in demselben Gebäude eine Leinölpresse. Der Anderl soll fast Tag und Nacht gearbeitet haben, sich ausgeruht nur auf dem Pferde. Von einem Kluppenegger geht die Sage, daß er eines Tages auf dem Pferde sitzend tot nach Hause gekommen sei; ob das von dem Anderl gilt oder von einem noch älteren, das kann ich nicht berichten.

Der Anderl hat nur ein einziges Kind gehabt, eine Tochter. Die soll eine gar stolze Jungfrau gewesen sein und viele Freier abgewiesen haben. Unter anderen warb ein Schichtenmeister aus Kindberg um sie, den nahm sie an und wie man sagt vorwiegend deshalb, weil er Soldat gewesen und vor der Kaiserburg zu Wien bei der Maria Theresia Wache gestanden wäre. Als es aber nach dem

Tode des Anderl zur Heirat kommen sollte und das Bargeld nicht vorhanden war, das er als Nachlaß von ihrem Vater erwartet, that der Schichtenmeister unentschlossen; da gab sie ihm den Laufpaß. Diesen Umstand nahm ein Sohn aus dem Riegelbauernhofe in Alpel wahr.

Das Riegelbauernhaus ist das zuhöchst gelegene in Alpel und von ihm aus sieht man über die Engthäler des Alpels hinweg in der Ferne viele hohe Berge. Man pflegte in alten Zeiten die Höfe hoch hinauf zu bauen, so hoch, daß man oft nicht einmal einen Brunnen hatte, eben wie auch bei diesem Riegelbauernhause, wo man jeden Tropfen Wasser unten an der steilen Berglehne holen mußte. Das Gebäude der Riegelbauern ist erst vor Kurzem niedergerissen worden. In diesem Hause tauchten die Roßegger auf. Ihrer sollen zu jener Zeit viele Buben gewesen sein und einer davon, der Josef, ging zur Kluppenegger-Tochter herüber und sagte: sei sie auch ohne Geld, obschon es beim reichen Kluppenegger heiße, so nehme er sie doch, wenn es ihr recht wäre. Also hat die Kluppenegger-Tochter vom Riegelbauernhofe her den Josef Roßegger geheiratet, welcher geboren worden war am 16. März 1743.

Der Josef soll ein kleines, rühriges Männlein gewesen sein, an seinen kurzen, rundlichen Beinen niedrige Bundschuhe, grüne Strümpfe und eine Knielederhose getragen haben, auf dem Haupte einen breitkrempigen Filzhut, unter welchem lange graue Locken bis zu den Achseln herabreichten. Ein kleines hageres Gesicht, stets wohl rasiert, graue lebhafte Äuglein und im Munde allzeit ein harmloses Späßlein, so daß es immer zu lachen gab, wo der „Seppel“ dabei war.

Der Seppel hat auch die Kunst zu schreiben verstanden. In einem alten Hausarzneibuche steht mit nun freilich verblaßter Tinte schlicht und schlecht geschrieben: „Groß Frauentag, 1790. Ich, Joseph Roßegger, habe am Heutigen den Erstgepornen Suhn Ignatzius bekemen. Empfelche das klein Kind unser Lieben Frau.“

Vom Seppel erzählt man auch, daß er schon in seiner Jugend graue Haare bekommen hätte. Er sei nämlich während eines schweren Nachtgewitters auf einer hohen Tanne von wütenden Wölfen belagert worden und habe unbeschreibliche Todesangst ausgestanden.

Der Seppel soll eine Alm gepachtet und sich nebst Ackerbau und Holzwirtschaft viel mit Viehzucht befaßt haben. Er hatte zeitweilig acht Knechte und ebensoviele Mägde gehabt, zu denen nachher noch die eigenen Kinder kamen.

Die Söhne hießen Ignatz, Michel, Martin, Simon, Baldhauser, Jakob. Von diesen Brüdern ist die große Verträglichkeit und Einigkeit in der ganzen Gegend sprichwörtlich geworden. In jeder Arbeit halfen sie einander und wo an Sonntagen einer der „Kluppenegger-Buben“ war, da sah man die anderen auch. Keiner ließ über die anderen ein böses Wort aufkommen, jeder stand für alle ein. Wenn es um einen Bruder ging, so hob selbst der Friedfertigste, der Ignatz, seinen Arm. Wer einen dieser Burschen überwinden wollte, der mußte alle sechs überwinden und der, für den einer derselben eintrat, hatte sechs gute Kameraden.

Mehrere dieser Brüder kauften sich später Bauerngüter im untern Mürzthale oder erheirateten sich solche.

wenig, wenn er auch nicht um Hohes Karten spielte, so spielte er doch um Geringes, wenn er auch nicht schweren Tabak rauchte, so rauchte er doch leichten, und wenn er auch nicht Schulden machte, so ward sein kirschroter Geldbeutel zum mindesten immer um Einiges ärmer. Die Woche über arbeitete er fleißig, des Sonntags aber, wenn er in die Kirche ging, da kam er nie zum Mittagsessen nach Hause, wie es sonst der Brauch, da setzte er sich in ein Wirtshaus, ließ sich's wohl geschehen, jodelte ein wenig, spielte ein wenig, war stets heiter, und erst wenn es finster wurde, ging er den weiten Weg ruhig nach Hause.

Seine Magdalena muß ein scharfes Weib gewesen sein. So spät er auch kommen mochte, immer hat sie ihn wachend und gerüstet erwartet. Das soll dann stets ein Wetter gewesen sein, daß das ganze Haus erbebt hat, erbebt mitsamt den Kindern, die es nicht begreifen konnten, wie die Mutter wegen seines Nachtheimkommens so herb sein konnte, da er ja doch heimgekommen war. Er soll die heftigsten Vorwürfe ruhig und schweigend über sich ergehen lassen und nur immer die Kinder beschwichtigt haben, die sie durch ihr Lärmen aus dem Schlafe geschreckt.

Manchmal nahm er auch einen oder den andern seiner Knaben mit in die Kirche, was den Kleinen allemal ein Festtag war. Nur der Knabe Lorenz, so lieb er sonst seinen Vater hatte, wollte bald nicht mitgehen, denn der bekam Heimweh, wenn er den ganzen Sonntag nachmittag neben ihm im Wirtshause sitzen mußte. Er durfte bei diesem Sitzen zwar sein grünes Filzhütlein mit der Hahnenfeder aufbehalten, er bekam von der Wirtin sogar Zucker in den gewässerten Wein geworfen, aber trotzdem war es

unter den rauchenden, lärmenden Bauern unsäglich öde, und wenn er seinen Vater bat, nach Hause zu gehen, antwortete dieser immer: „Gleich, gleich, Bübel, ich geh schon, nur mein Lackerl Wein trink' ich früher aus." Der Knabe durfte ja auch mittrinken, und so richtete er es mehrmals ein, daß er während des Trinkens scheinbar ungeschickterweise den Wein heimlich vergoß, aus Sorge, daß der Vater zu viel trinke. Aber als der Krug leer war, ließ ihn der Ignatz wieder füllen. Da hielt es der kleine Lorenz einmal nicht länger aus, stahl sich heimlich davon, ging durch die finsteren Wälder und engen wasserdurchrauschten Berggräben nach Hause. Zu Hause getraute er sich nicht aufzuzeigen, weil er fürchtete, die Mutter könne den Vater, wenn er nachkäme, noch ärger hernehmen, daß er das Kind so allein hätte fortgehen lassen durch die großen Waldungen, wo man noch dazu von Wölfen hörte.

Der Knabe blieb also im Schachen hinter dem Hause stehen, bis der Vater nachkommen würde. Die Schatten der Schachenbäume wurden länger und vergingen endlich, ein Gewitter stieg auf und ging nieder, vom Riegelbauernwalde war es manchmal wie das Geheul eines wilden Hundes, der Knabe stand im Schachen und wartete auf den Vater. Der Vater begleitete aber an diesem Tage seinen Nachbar und Gevatter Grabler bis zu seinem Hause, kam daher auf einem andern Wege heim und konnte der Magdalena Frage nach dem Knaben Lorenz nicht beantworten. Der Lorenz war im Wirtshause ja längst vor ihm heimgegangen und war jetzt nicht da. Der Schreck des Ignatz war so groß, daß er zur Stunde ein heiliges Fürnehmen that, wenn der Knabe glücklich wieder gefunden werde, so betrete er sein Lebtag kein Wirtshaus



Photograv. v. R. PAULUSSEN, Wien

Druck v. GIESECKE & DEVRIENT

PETER ROSEGGER
als Waldbauernbub.

NACH EINEM AQUARELL VON ALOIS SCHÖNN.

Verlag von L. STAACKMANN, Leipzig.

Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat

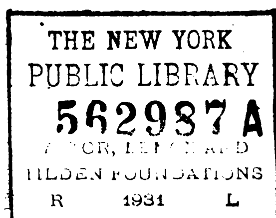
von

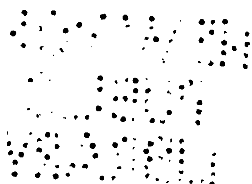
Peter Rosegger.

Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub.

Zweite Auflage.

Leipzig.
L. Staackmann.
1895.





Dem verehrten Freunde

Karl Adolf Bachofen von Echt

in treuer Zuneigung

der Verfasser.

„Laß sie gehen, Hausel,“ mahnte der Ignatz und suchte den Bruder mit fortzuzerren. Das war schon zu spät, sie gerieten zusammen; zuerst ihrer zwei, der Grabenbauer und der Mirtel waren über den Waldhauser hergefallen; als dieser aber den einen arg nach rückwärts bog, dem andern ein Bein schlug, sprangen auch die beiden anderen bei. Als der Ignatz sah, daß vier starke Männer über seinen Bruder her waren, da griff er auch zu. Die Dirn kreischte und rief alle Heiligen an. Wortlos rangen die Männer in einem Knäuel, sie schnoben, unter ihren Füßen dröhnte der Boden. Der Grabenbauer hatte die Finger der einen Hand an Waldhausers Kehle gesetzt, mit der andern wollte er sein Messer ziehen; in dem Augenblicke flog er von Ignatz geschleudert auf den Rasen hin. Fast gleichzeitig auch der Ignatz und jetzt sprang ihm der Mirtel mit beiden Füßen auf die Brust. Da der Ignatz unbeweglich liegen blieb, so stieß der Mirtel einen grausigen Fluch aus und versetzte ihm mit schwerem Stiefel noch einen heftigen Fußtritt auf das krachende Brustblatt. — Der Waldhauser riß los, faßte die Dirn und raste mit ihr davon.

Weit unten in der Köhlerhütte verbarg er sie und verbot ihr einen Laut zu thun; er lugte zum Fensterlein hinaus, wie der Holzknecht Caspar und der Riegelbauernknecht und endlich auch der Mirtel mit dem Grabenbauer vorbeigingen. Sein Bruder Ignatz aber kam nicht. Als er auf diesen vergebens gewartet hatte, ließ er das Weibsbild im Stich und ging den Weg zurück hinauf bis zur Höhe. Es war schon beinahe finster. Der Ignatz saß auf einem Baumstock.

„Was hast denn, daß du nicht nachkommst?“ fragte ihn der Baldhauser.

„Der Mirtel hat mich so getreten!“ antwortete der Ignatz, sonst sagte er nichts.

„Kannst nicht gehen, Bruder? Komm, ich werde dich führen.“

Der Ignatz deutete mit der Hand, der Baldhauser solle nur seines Weges gehen, er werde schon nachkommen.

Das that der Baldhauser freilich nicht, er blieb bei dem Bruder, er suchte eine Quelle und brachte im Hute Wasser, den Verletzten zu laben. Dann stand der Ignatz auf, stützte sich an den Baldhauser und sie huben an zu gehen.

Oft, wie oft mußte er rasten unterwegs und da sprach er einmal zum Baldhauser: „Bruder, daheim wollen wir nichts sagen davon, daß wir's mit den Schwägern haben gehabt. Es ist eine Schande.“

Um Mitternacht erst sollen sie nach Hause gekommen sein und der Baldhauser erschrak fast zu Tode, als er nun beim Kienspanlicht sah, wie blaß der Ignatz war, wie matt und stier sein Auge, und wie an den Mundwinkeln Blutkrusten klebten. Er gab ihm wieder Wasser zu trinken, und suchte in dem Küchenkastel nach einem Balsam. — Der Magdalena fiel es schon auf, was sie denn in der Küche herumzuthun hatten, sie eilte hinaus und erfuhr es nun, gerauft wäre worden und den Natzl hätt's ein bissel getroffen, aber die anderen hätten auch ihr Teil bekommen!

Als die Magdalena ihren Mann ansah, wie er halb auf die Bank hingesunken dalehnte, sagte sie scheinbar sehr ruhig: „Nau, der hat genug.“

Mit keinem Worte hatte sie gefragt, wie das gekommen war, sie ahnte es gleich, die Ursache wäre der Schwager und bevor sie den Verletzten noch zu Bette brachte, hielt sie Gericht über den Baldhauser. Eine solche Wucht der wildesten Vorwürfe soll in dem Hause nicht erhört worden sein, als die Magdalena jetzt dem Schwager Baldhauser machte, der ihren Mann mit auf die Kirchweih gelockt, um ihn dort von Raufgesellen erschlagen zu lassen. Zuerst hatte der Baldhauser sich verteidigen wollen, sich rechtfertigen und wehren, aber ihre Zornes- und Gefühlsausbrüche wurden so gewaltig, daß er schwieg und anhub zu weinen. Die Kinder waren aufgewacht und jammerten, der Kettenhund winselte, die Hühner flatterten von ihren Stangen und gackerten, das Gesinde war herbeigekommen und umstand erschrocken die Gruppe, wie die Bäuerin Magdalena rasend vor Wuth und Schmerz ihr Gewand zerriß und die Fetzen hinschleuderte auf den Baldhauser, der wimmernd vor ihr auf den Knien lag.

Als endlich in ihrem Gemüte die Erschöpfung und Dumpfheit eingetreten war, wendete sie sich an den Ignatz, der in völliger Ohnmacht dahinlag, brachte ihn auf seine Liegerstatt, flößte ihm warme Milch ein und saß bei ihm die ganze Nacht, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Als die Morgenröthe zu dem Fenster hereinkam und die Ofenmauer matt anglühte, schlug der Ignatz einmal die Augen auf und blickte um sich. Die Magdalena legte ihre Hand auf seine feuchte Stirn und sagte mit einem Ton unendlicher Milde: „Ist dir besser, mein Natz?"

Er tastete nach ihrer Hand: „Es wird schon wieder gut, Magdalena, es wird schon wieder gut."

Der Waldhauser hat noch in derselben Nacht seine Sachen zusammengepackt und ist fortgegangen, höher hinauf ins Gebirge zu den Holzknechten.

Und nun sind die stillen betrübten Tage gekommen. Allerlei Hausmittel hatten sie angewendet, der Kranke mußte Gemswurzeln kauen, Hundsfett essen, sich „ziehende Pflaster" auf die Brust legen lassen und sonst allerlei. Er saß wohl in der Stube auf der Ofenbank, oder er ging draußen im Hofe langsam umher, um sich immer wieder irgendwo niederzusetzen. Bei den Kindern war er gerne, sah ihnen zu bei ihren Spielen mit Steinchen und Fichtenzapfen, redete aber wenig mit ihnen, kam allemal bald nur so ins dumpfe Hinschauen und Hinträumen. Einen schweren Atem hatte er und mußte viel husten. Manchmal kam Blut aus der Brust, aber nur in wenigen Tropfen.

So währte es mehrere Monate. Eines Sonntags am Nachmittage, als der Ignatz neben dem warmen Ofen saß und doch fröstelte, kam die Magdalena herein und berichtete, daß ihr Bruder, der Grabenbauer-Mirtel, in der Küche draußen sei und die einfältige Frage gethan habe, ob er hereingehen dürfe. Sie habe ihm geantwortet, das stehe doch jedem Bekannten frei, geschweige erst einem Schwager. Der Mirtel habe aber gebeten, sie möchte doch anfragen beim Natz, ob er auf ein Wort zu ihm hereinkommen dürfe.

„Ich weiß es wohl, warum er fragt," entgegnete der Ignatz; die Magdalena konnte es aber nicht wissen, weil es ihr nicht gesagt worden war, daß gerade der Mirtel ihn so schwer verletzt hatte.

„Er kann schon hereinkommen," antwortete der Ignatz

nun heiser und kurzatmig, „und du mußt so gut sein und noch ein paar Scheiter in den Ofen stecken.“ Denn er wollte sie draußen beschäftigen, während der Mirtel bei ihm in der Stube war.

Dieser trat denn ein, schaute beklommen in der dumpfigen Stube umher und sah ihn nicht gleich. Erst als er aus dem Ofenwinkel ein Husten hörte, trat er dorthin, blieb stehen vor dem Kranken und konnte kein Wort sagen. Der Ignatz sagte auch nichts, sondern hob langsam seine rechte Hand und hielt sie ihm hin. Unsicher reichte der Mirtel die seine und sprach: „Natzl! Keine ruhige Stund' hab' ich mehr gehabt seit der Kirchweih. Daß mir solches hat müssen aufgesetzt sein. Wo du mir alleweil frei der liebste Kamerad bist gewesen ....“ Er wendete sich ab und ging einige Schritte gegen ein Fenster, als wolle er hinausschauen. Und mit dem Ärmling fuhr er sich übers Gesicht.

„Mirtel!“ sagte der Ignatz leise, „geh her. Geh her zu mir. — Dir ist's aufgesetzt gewesen und mir ist's aufgesetzt gewesen. Wer kann dafür. Braucht's auch weiter niemand zu wissen, wie es ist hergegangen. Es wird ja schon besser. Und will auch einmal zum Arzte schicken, daß er ein wenig nachhilft. — Wie geht's denn dir, Mirtel?“

„Und du hast mir nichts für ungut, Natzl? Gewiß nicht?“

Der Ignatz machte mit der flachen Hand eine Bewegung in die Luft hinein, gleichsam als wollte er sagen: Laß es gut sein, Mirtel, es zahlt sich nicht aus. Ein sehr heftiger Hustenanfall verhinderte ein weiteres Gespräch.

Als der Mirtel wieder in die Küche hinaustrat, sagte er zu der Magdalena: „'s ist wohl ein herzensguter Mensch!"

„Wie findest ihn denn, Bruder?"

Ein Trostwort wollte er sagen, es verschlug ihm die Rede.

„Mir gefällt er halt wohl gar nicht," meinte sie, „und morgen will ich doch endlich zum Bader schicken nach Strallegg. Sie sagen, für die auszehrende Krankheit wäre der soviel gut."

Der Mirtel ist davongegangen — halb verloren. Daß es so sollte stehen mit dem Ignatz, hätte er nicht gedacht. Die Magdalena hat ihm von der Thür aus eine Weile nachgeschaut. Das war ihr nicht recht vorgekommen jetzt, mit dem Mirtel!

Am nächsten Frühmorgen ging vom Kluppeneggerhofe ein alter Knecht nach Strallegg. Er hatte Geld mitbekommen für den Arzt, gedachte es aber dem Bauer zu ersparen. Wenn er sagt, daß der reiche Bauer krank ist, da wird sich der Arzt hoch lohnen lassen. Als der alte Knecht daher vor dem Arzte stand, that er sehr erschöpft und kurzatmig und hüstelte und sagte, ihn hätt's arg auf der Brust. Ein böser Stier habe ihn gestoßen vor drei Monaten, und seither nehme er an Fleisch und Kräften ab, er glaube, die Auszehrung werde es sein, er sei ein armer Dienstbot' und thäte halt gar schön bitten um einen guten Rath.

Der Arzt sagte: „Mußt halt recht viel Milch trinken und immer einmal ein Stückel Fleisch essen, und wenn dich der Husten anpackt, so trink' eine Schale Kramperlmoosthee, aber so heiß, als du's derleiden kannst."

Was der Rath thäte kosten?

Der koste nichts. Also eilte der Knecht heim und sein erstes Wort war, er habe dem Ignatz das Geld erspart und doch einen guten Rat mitgebracht. Fleisch und Milch. Und gegen den Husten Kramperlmoosthee trinken, so heiß, als er's derleiden kunnt.

Eine Nachbarin hatte den Thee vorrätig, er war zwar sehr bitter zu trinken, aber er wärmte Brust und Magen und der Ignatz schöpfte aus diesem Mittel neue Hoffnung.

Zu Anfang des Adventes war's, wenige Wochen vor Weihnachten, als der Husten mit erneuter Heftigkeit auftrat. Ließ der Ignatz sich wieder einmal den heißen Thee richten, trank ihn rasch aus und wankte dann ins Freie. Nach einer kleinen Weile kam er wieder in die Stube zurück, ganz verändert und taumelnd. „Ich weiß nicht," sagte er noch, „ich muß zu heiß getrunken haben ..." Und sank auch schon zu Boden.

Die Weibsleute, die beim Spinnen waren, sprangen herbei und riefen, was denn das wäre! Er antwortete nicht mehr. Sie legten ihn ins Bett und huben an zu beten, und die Magdalena wurde nicht müde, ihn mit allen Mitteln, die ihr einfielen, wieder zum Bewußtsein zu erwecken. Er holte wohl Atem, manchmal stöhnte er, machte die Augen auf, aber man wußte nicht, ob er jemanden erkannte. Der Lorenz, damals vierzehn Jahre alt, ging noch am stöbernden Abende fort nach Sanct Kathrein, um den Geistlichen zu holen. Er soll, wie später erzählt wurde, den fast drei Stunden langen Weg hin und her in nicht ganz zwei Stunden zurückgelegt haben. Er kam ganz unmenschlich schnaufend zurück, aber ohne Priester. Der Pfarrer von Kathrein war selber krank. So müsse

eilends jemand nach Krieglach. Wieder erbot sich der Lorenz, und so schnell wie er bringe den Geistlichen keiner.

Krieglach ist weit, erst gegen Morgen kam der Junge zurück, wieder allein und ganz trostlos; der Pfarrer sei nach Graz gereist und der Kaplan auf einem andern Versehgange in die hintere Massing, von welchem er erst Mittags zurückkehren könne. Dann komme er nach.

„So kann er auch das nicht haben!“ jammerten alle. Es hätte sich ja doch nur mehr um die letzte Ölung gehandelt. Der Lorenz fand seinen Vater bewegungslos daliegen und schlummern. Das sei das allerbeste, meinte die Mutter, und er, der Knabe, solle sich auch niederlegen, sonst werde er leicht ebenfalls krank. Denn die Aufregung, die in dem Jungen war um den geliebten Vater, konnte ihr nicht verborgen bleiben. Er legte sich in der Küche hin auf die Bank, und schlief ein paar Stunden fest. Eine eigentümliche Unruhe, die sich im Hause erhoben hatte, weckte ihn auf. Hastig, aber leise auftretend, einen Augenblick unter Flüstern beieinander stehen bleibend und dann weiterhuschend, waberten die Leute thüraus und ein und in der Stube war ein Murmeln, als ob jemand bete. Der Lorenz sprang auf und fragte nach dem Vater.

„Er ist ein wenig schlechter geworden,“ berichtete eine Magd, setzte aber, da der Junge vor Schreck aufstöhnte, bei: „Wird doch wohl wieder besser werden. Er ist gleichwohl noch so jung.“

Als der Lorenz in die Stube kam, knieten sie betend und schluchzend um das Bett herum; der Vater lag ruhig da, zwischen den aneinandergelegten Händen stand eine rote, brennende Kerze.

Es war schon vorbei.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ignatz Roßegger ist nur neununddreißig Jahre und zehn Monate alt geworden. Er starb am 4. Dezember 1829. Die Trauer um ihn war eine sehr große und allgemeine. Während er aufgebahrt lag, konnte das Haus die Leute kaum fassen, die zu der nächtlichen Leichwache erschienen waren. Auch alle Freunde und Verwandten waren da, vor allem der Baldhauser, der Grabenbauer und der Mirtel. Sie standen zusammen und gelobten, die Witwe Magdalena, auf der nun so große Sorgen lagen, nicht zu verlassen. Die Kinder lagen verweint, im Schlafe noch schluchzend, in ihren Bettlein oder standen und lehnten unter den Leuten so herum, wie arme Waiselein. Der Knabe Lorenz stand fast immer auf einem Flecke neben der Stubenthür und sah auf alles, was jetzt war und im Hause vorging, mit großen Augen hin. Er konnte es nicht fassen, was geschehen war, und später in seinem Leben that er noch oft den Ausspruch: „Dazumal, wie mein Vater gestorben, das ist mein härtester Tag gewesen.“

Die Magdalena trug zur Zeit ein Kind unter dem Herzen. In allem Gewirre stand allein sie aufrecht und ruhig, fast finster da. Sie redete nur mit Wenigen wenige Worte; wenn man weinend sie tröstete, so schwieg sie, hatte ein ganz trockenes Auge und ihr blasses Antlitz zeigte einen herben Ausdruck. Sie versorgte das Haus und that ihre Verrichtungen wie jeden Tag; manchmal hielt sie inne, als wäre ihr Leib erstarrt, und schaute vor sich hin. Dann arbeitete sie wieder. Als in der letzten Nacht der Leichenwache

das Totenmahl aufgetragen wurde und die Leute in der Stube halblaut murmelnd bei den Tischen zusammensaßen unter dem matten Scheine eines Talglichtes; als zur offenen Stubenthür vom Vorhause, wo die Bahre stand, das Öllichtlein hereinflimmerte; als drei Männer die Leiche hoben und in den Sarg aus weißem Fichtenholze legten; als die Magdalena hin- und herging, um noch das letzte für den Kirchgang zum Begräbnisse zu ordnen, blieb sie auf einmal vor dem Sarge stehen, schaute auf den Toten und rief mit heller Stimme: „Einzig das möcht' ich wissen, wer ihn erschlagen hat auf der Fischbacheralm!"

Den Leuten ging der Ruf durch Mark und Bein. Der Mirtel legte seinen Löffel weg. — Gar bange still war's in der Stube, allmählich begannen aber einige zu flüstern: „Es werden ihrer heute wohl da sein, die davon wissen." Weiter sagten sie nichts.

Als der Ignatz begraben war, ging die Magdalena heim auf den einsamen Hof und hub mit ihren Kindern und mit ihrem Gesinde an zu wirtschaften. Ihre Verwandten boten ihr manche Zuhilfe und manchen Rat; wenn aber ihre Brüder kamen, der Grabenbauer, der Mirtel, oder der Schwager Baldhauser, da sagte sie kurz und herb, ich brauche nichts.

Vierzehn Jahre lang hatte sie fest und zielbewußt die Herrschaft geführt auf dem Kluppeneggerhofe, sie war strenge, arbeitsam, sparsam, und hob das Waldbauernhaus zu neuer Wohlhabenheit. Endlich war der Lorenz, der älteste, so weit, daß er sich wagen wollte, der alternden Mutter die Last abzunehmen. Eine junge Dienstmagd war

im Hause, ein armes Dirndel, dessen Mutter mit Kohlenbrennen den dürftigen Unterhalt erwarb. Das Dirndel hieß Maria.

Diese Dienstmagd fing der Lorenz sachte an, gern zu haben. Die Leute redeten hin und her, daß sie so arm sei, von so geringem Stamme, daß er vermöge seiner Person, seines Hofes und seines Ansehens wohl eine andere Wahl hätte treffen können. Die Mutter Magdalena sagte nichts als das: Wenn sie von einander nicht lassen könnten, so müsse geheiratet werden! — Und also hat der Lorenz Roßegger die Maria geheiratet. Das war im Jahre 1842, dreizehn Monate vor meiner Geburt.

Der Lorenz war ein Mensch ohne Anmaßung und Hochmut, doch in wirtschaftlichen Dingen hatte er seinen eigenen Kopf. Von der sanftmütigen Maria steht zu vermuten, daß sie der Schwiegermutter die Herrschaft im Hause nicht streitig gemacht hat. Gegen ihre Enkel, deren zwei sie erlebt hat, war die Magdalena voll von einer Zärtlichkeit, der man sie kaum für fähig gehalten hätte.

Nur einmal habe ich das kleine, schon tiefgebückte Weiblein herb und unheimlich gesehen. Das war wenige Monate vor ihrem im Jahre 1847 erfolgten Tode. Ich stand mit ihr vor dem Hause an der alten Thorsäule, die an ihrem Scheitel schon rissig und zackig war, und an welcher die weißgrauen Flechten wucherten. Da ging am nahen Wege ein Mann mit grauen Bartstoppeln, in Kniehose und mit einer schwarzen Zipfelmütze vorbei. Ich erkannte ihn und rief: „Ahnl, Ahnl, der Vetter Mirtel!“ Da gab die Großmutter mir mit der Faust

einen Stoß, daß ich hintaumelte, und sprach klingend hart: „Still sei! Der Mensch geht dich nichts an!"

Diese Worte habe ich erst verstanden viele Jahre später, als ich selber schon reich an Jahren und Erfahrungen war und als mein Vater Lorenz mir eines Tages, unter einem wuchtigen Eschbaume sitzend, die Geschichte von meinem Großvater Ignatz erzählt hatte.



Als ich nach Emaus zog.

Am Ostermontag, wenn der Gottesdienst vorüber ist und im Waldlande die Leute beim Mittagsmahle sitzen, kommt es vor, daß einer sagt: „Heut' ist Ostermontag, heut' sollen wir nach Emaus gehen." Und fast allemal entgegnet ein anderer: „Nach Eb'naus (eben aus) gehen, das ist bei uns im Gebirg eine Kunst." Aber der strenge Hausvater verweist: „Gescheiterweis' reden! Heilige Sach' ist kein Spaß!"

Am Vormittag haben sie es bei der Predigt gehört, daß nach dem Tode Jesu die Jünger gar vereinsamt und betrübt umhergegangen seien, immer nur an den Herrn und Meister denkend, der ein paar Tage früher gekreuzigt und begraben worden war. Und als sie die Straße entlang gingen, die nach Emaus führte, da begegnete ihnen der Gekreuzigte leibhaftig und grüßte sie: „Der Friede sei mit euch!" also daß sie wußten, er ist von den Todten auferstanden. — Dessen gedenkt man im Waldlande frommen Sinnes, und sei es nun auf der Bergstraße oder im Thale draußen, irgendwo steht doch ein Wirtshaus, und das ist das Emaus, nach welchem man an diesem Tage pilgert. — Jenem, der still beschaulich zwischen den grünen-

den Saaten dahinschreitet, unter dem Gesange der Vögel, die auf den treibenden Zweigen sich schaukeln, und der in den milden Sonnenäther des Himmels aufschaut, Sehnsucht im Herzen, dem begegnet der Auferstandene mit dem Gruße: „Der Friede sei mit dir!" — Jenen, die nach ernsten Berufsarbeiten zur feiertägigen Erholung in heiterer Geselligkeit dem Wirtshause zuwandeln, sei es Freund mit Freund, sei es Bursche mit Mädchen in ehrsamer Neigung, sei es der Geigenspieler und der Pfeifenbläser zur hellen Osterfreudigkeit, denen begegnet der Herr und grüßt sie: „Der Friede sei mit euch!" — Dem aber, der mit frömmelnder Miene, Schlimmes sinnend, nach „Emaus" schleicht, dem begegnet der Heiland nicht — doch möglicherweise etwas anderes.

Zur Zeit, als ich ein Knabe von etwa zehn Jahren war, wollte mein Vater einmal in der Fasten einen eingewanderten vacierenden Tagwerker aufnehmen; es gab zu solcher Zeit eigentlich nicht mehr Arbeit in der Wirtschaft, als wir mit unserem Gesinde selbst verrichten konnten, doch mein Vater meinte: „Arbeitet er schon nicht viel, so soll er uns wenigstens fasten helfen. Wo will er denn sonst hingehen. jetzt? Hat auch schon einen grauen Bart."

„Ist selber schuld," antwortete die Mutter, „warum balbiert er sich nicht. Der Tritzel gefallt mir nicht, sie sagen ja, er wäre schon einmal eingesperrt gewesen."

„Mußt nicht alles glauben, was sie sagen. Die Leut' thun alleweil gern andere noch schlechter machen, als sie selber sind."

„Und der Tritzel gefällt mir nicht," wiederholte die Mutter, „er hat einen krummen Blick."

„Einen krummen Blick hat er, weil er schielt," sagte der Vater, „und fürs Schielen kann der Mensch nicht."

„Da hast freilich wieder recht," darauf die Mutter, „und wenn er jetzt im Märzen keinen anderen Platz findet, und er auf der freien Weid müßt' liegen, da mögen wir ihn doch lieber nehmen."

Also war es verabredet worden. Aber bei der Aufnahme konnte mein Vater nicht unterlassen, den Tagwerker zu fragen: „Bist du nicht einmal in der Keichen (im Arrest) gesessen?"

„Ja, das ist gewiß," antwortete der Tritzel.

„Was hast denn angestellt?"

„Schon etwas der Müh' wert, das magst dir denken, Waldbauer. Mir ist nicht zu trauen, mir!"

„Darf man 's wissen?"

„Warum denn nicht! Im Arzbachgraben bin ich ein armer Kleinhäusler gewesen."

„Deswegen werden sie dich doch nicht gestraft haben!" rief mein Vater.

„Armut ist halt ein Verbrechen," versetzte der Tritzel sehr tiefsinnig. „Und weil ich meine Steuer nicht hab' zahlen können, so sind die Pfändersleut' gekommen und haben mir meine Kuh wegtreiben wollen. Die lass' ich nicht! schrei' ich, und hau' dem Pfändersmann Eine ins Gesicht. Alsdann haben sie anstatt der Kuh mich fortgetrieben und eingesperrt."

„Dem Pfänder hast Eine gegeben!" lachte mein Vater auf. „Na, bleib' halt da, Tritzel."

Der Alte zog — aber so, daß es mein Vater nicht merkte — das runzelige Gesicht schief, blinzelte mit den falben Wimpern und murmelte in seinen Bart: „Ein

Gusto, wie sich der anplauschen laßt! — Ja, freilich bleib' ich."

Und abgemacht war's.

That dann der alte Tagwerker Tritzel zuerst ein bissel Schnee schaufeln bei uns um den Hof herum, dann ein bissel Streu hacken, hernach ein bissel Dung führen mit der Schiebtruhe in den Garten hinaus. Dabei that er mit uns fleißig die vierzigtägige Fasten halten und ein sittsames Leben führen. Als die Ostern nahten, gab mein Vater zu verstehen, daß der Tritzel nun im Frühjahr wohl auch anderweitig einen Platz finden würde, und jetzt war es meine Mutter, die sprach: „Weil er uns hat fasten helfen, der Tritzel, so kann er uns auch essen helfen; wer weiß, wo er sonst sein Weihfleisch und die Osterkrapfen finden kunnt."

Also blieb der alte, graubärtige Bursch' über das Osterfest in unserem Hause, aß sich gewissenhaft satt und führte gern christliche Gespräche. So sagte er am Ostermontag beim Mittagsmahle: „Heut' sollen wir nach Emaus gehen. Gehst mit, Bübel?"

Die Frage war an mich gerichtet. „Ja, nach Emaus ginge ich mit!"

„Versteht sich!" begehrte die Mutter auf, „Kinder ins Wirtshaus!"

„Waldbäuerin," versetzte der Tritzel ernsthaft, „vom Wirtshaus ist keine Red'. Bei mir schaut das Christentum anders aus. Der Gang nach Emaus ist ein heiliger Gang. Ein heiliger Gang, meine liebe Waldbäuerin! Wir gehen zu der Kreuzkapellen hinauf, dort werden wir den Heiland sicherer finden, als im Wirtshaus — will ich meinen."

„'s selb' wär' eh wahr," gab mein Vater bei, und ich durfte mit dem Tritzel gehen.

Die Kreuzkapelle stand etwa eine Stunde von uns, weiter oben im Gebirge, auf einem Waldanger. Wenn der Wetterwind ging im Sommer und dort das Glöcklein geläutet wurde, konnte man bei uns im Hof den Klang hören. In der Fastenzeit war die Kapelle ein beliebter Wallfahrtsort, kamen an jedem Freitag aus Nah und Fern Andächtige herbei, zündeten vor dem lebensgroßen Kreuzbilde, das in der Kapelle über dem Altare stand, Lichter an, beteten, legten bescheidene Opfergaben hin und gingen erleichterten Herzens wieder nach Hause. Da in der Nähe dieses Andachtsortes keine Menschenwohnung war, so ging täglich von den Waldbauernhäusern ein altes Weiblein hinauf, um die Kapelle zu öffnen, zu schließen und das Glöcklein zu läuten.

Das war also unser Emaus, zu welchem der alte Tagwerker Tritzel und ich auszogen — ein heiliger Gang, wie der Alte unterwegs wiederholt versicherte.

Der Weg ging über Wiesen, durch Wäldchen hinan, war stellenweise noch mit schmutzigen Schneekrusten belegt, stellenweise rann die Gieß und stellenweise ging es über aperen Rasen. Bei jeder Wegbiegung blickte ich scharf aus, ob uns nicht der liebe Heiland entgegenkäme. Endlich sah ich von ferne aus dem Schachen hervortretend die Gestalt; sie schwankte langsam heran, kam immer näher, und als sie ganz nahe, war es nicht der liebe Heiland, sondern das alte Weiblein, welches mit dem Schlüssel von der Kapelle kam.

„Jetzt wird doch einmal schön' Wetter werden", redete sie der Tritzel an.

„Ja, Zeit wär's," sagte die Alte und trippelte irbaß.

Als wir sie nicht mehr sahen, sagte der Tritzel: „Das t sauber, jetzt hat uns Die gewiß die Kapellen zuge-errt!"

„Ich lauf' ihr nach, daß sie wieder zurückgeht," war ein Vorschlag.

„Ah geh', hast denn du kein Herz für alte Leut'!" erwies er mir, „den Weg etlichemal hin und wieder achen, wie ein Hundel! Die geht nicht mehr auf ihren sten Fußen wie du! Wir werden uns schon helfen."

Bei einer Wegzweigung fragte mich der Tritzel: Geht's da links nicht hinauf zum Schützenhof?"

„Ja, da geht's hinauf zum Schützenhof."

„Ist's wahr, daß er so viel' Sachen haben soll, der lte Schützenhofer?"

„Ja, sie sagen, daß er reich ist," war die Antwort.

„Nachher kommt der Schützenhofer in die Höll'. Die eichen müssen alle hinab," sagte der Tritzel. „Aus ächstenlieb' sollte man machen, daß sie in den Himmel ommen."

„Ist eh wahr," gab ich bei.

Endlich kamen wir auf den Waldanger. Da lag der chatten, nur die Baumwipfel standen im Sonnenschein. uf dem Anger gab es noch Schnee, auch auf dem Dache er Kapelle lag er und ließ am Rande tropfende Eis-ipfchen herabhängen. Als wir dem Eingange nahe kamen, g der alte Tritzel den Hut vom Haupt und glättete mit er anderen Hand sein graues Haar. Dann drückte er n der Thürklinke. Da gab nichts nach, und er blickte ich betroffen an.

„Ja, weil sie zugesperrt hat," sagte ich.

„Freilich hat sie zugesperrt, du Narr, sonst wär' es offen!" schnarrte er mich an. Das war mir zuwider. Folgerichtig war mein Wort und seines ebenfalls, aber warum denn so anschnarren!

Er ging rings um die Kapelle, als suche er einen zweiten Eingang. „Schau du!" rief er plötzlich, „da ist ein Fenster. Der Laden geht auf, so! Es ist zwar nicht groß, aber eine Spindel wie du kann hinein!"

„Eine Spindel wie ich", war mein Aufbegehren; „nein, da schlief' ich nicht hinein!"

„Ei freilich schliefst hinein, Buberl. Nachher schiebst von innen an der Thür den Riegel weg und laßt mich ein; wir knien uns hin vor das Kreuz und beten eins mit einand'."

Vor das Kreuz hinknieen und beten, das war freilich verlockend, denn ich hatte den gekreuzigten Jesus sehr lieb und wollte ihm mit dem Gebet eine Freude machen. Ich ließ es also geschehen, als der Tritzel mich empor hob, ins Fenster steckte und tapfer nachschob, weil es doch ein bißchen eng herging an diesem Himmelspförtlein. Ein Ruck, und ich kollerte drinnen hinab. Auf einen Schrei, den ich ausgestoßen, fragte er draußen: „Hast du dir weh gethan!"

„Weiß nicht, es ist ganz finster," war die Antwort denn ich konnte es nicht sehen, ob das Nasse an den Nüstern Blut war oder etwas anderes. Hernach machte ich mich an die Thür. „Schieb den Riegel zurück!" rief draußen der Tritzel.

„Es ist kein Riegel," berichtigte ich nach längerem Umhertasten.

„Lalli! Wird doch ein Riegel sein. Jedes Schloß hat einen Riegel.“

„Aber das ist ein eisernes Schloß und man kann nicht dazu.“

„Ein eisernes? — Du verdammt! hätt’ ich bald gesagt, christlich Weih’ ausgenommen.“ Also er draußen. Und fuhr fort: „Wart’, Buberl, greif ans Fenster. Da hast eine Zündholzschachtel. Damit zündst die Kerzen an, die auf dem Altar stehen. — Raspel nur, raspel! Aber du raspelst ja auf der verkehrten Seiten, wo das Weibsbild pickt! Auf der rauhen mußt raspeln! So! Brennt’s schon? Richtig, brennt schon, bist ein Buberl, ein braves. Kannst noch Meßner werden, du, oder gar Pfarrer und Bischof, und noch ein bissel später Papst. Ei, das wohl! — Du Buberl, weil du schon drinnen bist, geh schau, siehst auf dem Altar kein zinnernes Schüsserl nicht stehen?“

„Ja,“ antwortete ich, „und sind mächtig viel Kreuzer und Groschen d’rin.“

„Hat ’s die Alte acurat wieder stehen lassen!“ sagte der Tritzel draußen in grollendem Tone. „Wenn man halt nicht überall nachschaut! Auf die alten Weiber ist hell kein Verlaß. Für was geht sie denn Brot sammeln bei den Bauern, wegen Kapellendienst, wenn sie doch aufs Geld nicht schaut! Schandbare Leichtsinnigkeit! Mach’, Bub, gieb’s heraus! Das Schüsserl sollst mir herausgeben, das zinnerne Geldschüsserl!“

Jetzt, das kam mir nicht ganz richtig vor.

„Kirchen ausrauben?“ sagte ich endlich.

„So ist’s! Kirchen ausrauben kunnten sie, die Schelm’, wenn man das Geld thät stehen lassen da in der Kapellen!“ sprach der Tritzel. „Kirchengut muß man wahren.

Geh, Buberl, gieb's heraus, schau, ich g'lang schon." Reckte den Arm zum Fensterchen herein und krabbelte mit den langen, hageren Fingern in der Luft umher.

„O nein," war mein Bescheid, „Kirchen ausrauben thu' ich nicht."

„Kindisch, wer redet denn von so was! Bei dem heiligen Gang so dumm reden! Dich wird unser Herrgott noch einmal recht strafen! Dem Herrn Pfarrer tragen wir das Geld hinab. Der Herr Pfarrer hat mich gebeten, daß ich ihm von der Kreuzkapellen das Geld möcht' holen."

„So hol's, Tritzel."

„Wenn ich aber nicht hinein kann. Und du bist schon drinnen. Willst in den Himmel kommen?"

„Ja freilich."

„So gieb mir das Geld heraus!"

Ein kleines Weilchen überlegte ich, da war's, als flüsterte irgendwo jemand: „Thu's nicht! Thu's nicht!" Und laut war mein Schrei: „Nein, ich thu's nicht!"

„Waldbauern-Bübel, mach keine Geschichten!" schmeichelte er draußen. „Dem Herrn Pfarrer muß man das Wort halten. Kannst ihn auch einmal zu brauchen haben. Steig' nur auf die Betbank und gieb's heraus. Verstreu' nichts, jeder blutige Kreuzer ist heilig! Na, mach' Bürschel, mach'! Kriegst nachher was von mir!"

Es half ihm aber nichts. Und als er das endlich einsah, ging er fluchend von dannen. Der Boden knarrte, da er über den Schnee hinschritt gegen den Wald.

Ich war in eine trotzige Stimmung gekommen, ohne eigentlich recht zu wissen, warum. Als es jetzt aber ganz stille war in der dämmerigen Kapelle, und die zwei von

mir angezündeten Kerzen wie Todtenlichter brannten vor dem Kreuzbilde, da begann mir unheimlich zu werden. Das Blut sah ich an den Händen und Füßen des Gekreuzigten, und als ich so hinaufstarrte zum blassen, dornengekrönten Antlitze mit dem gebrochenen Aug', da war's, als bewege sich ein wenig das Haupt. Nur ein einzigmal — und dann war's wieder wie früher.

Mein Versuch, vermittels eines Betpultes zum Fenster wieder hinauszukriechen, mißlang; so faßte ich den vom Thürmchen niederhängenden Glockenstrick und hub an zu ziehen, aber nicht gleichmäßig, sondern mit heftigen Zügen und in Absätzen, wie man die Feuerglocke läutet. Als die Erschöpfung kam, setzte ich mich an die Altarstufen und wartete auf einen Retter.

Es erschien weder der Tritzel, noch jemand anderer. Schreien und Schluchzen, neues Zerren am Stricke. Vor Weinen und Läuten endlich ganz matt geworden, mußte mich der Schlaf übermannt haben. Als ich wieder zu mir kam, flackerte vor dem starren Kreuze nur noch eine Kerze in den letzten Zügen, die andere war niedergebrannt und ausgeloschen. Zum Fenster schaute die Nacht herein. Neu erwachende Angst gab mir zugleich neuen Mut; ich kletterte wieder auf die Betbank, zwängte mich durch das Fenster, diesmal zuerst den Kopf und den rechten Arm hinaus, und jetzt ging es. Ich fiel in den Schnee, blieb aber nicht lange in demselben liegen, sondern lief wegshin. Der Boden war gefroren, der Himmel sternenbesäet. Was ich bei all diesen Unternehmungen gedacht habe, weiß ich nicht — sehr viel kaum; wenn der Mensch so viel thut, hat er nicht Zeit zum Denken. Nun aber, als ich über die Felder hinablief und von weitem ein zuckendes

Lichtlein sah, das immer näher kam, dachte ich: Am Ende kommt mir jetzt der liebe Heiland entgegen. — Und er war's. Voran schritt ein Knecht vom Schützenhof mit Laterne und Glöcklein, hinter ihm drein der Pfarrer in Chorrock und Stola, an seinem Busen das Sakrament bergend. Allsogleich kniete ich am Wegrande nieder, wie es Sitte ist, und bat um den Segen.

Der Pfarrer blieb stehen und sagte: „Das ist ja der Waldbauernbub. Warum bist du noch aus so spät in der Nacht?"

Hab' ich denn erzählt, daß der Tagwerker Tritzel mich in die Kreuzkapelle gesteckt, um ihm das Opfergeld herauszulangen, und weil ich es nicht thun wollen, er mich im Stiche gelassen hätte.

„O, dieser Spitzbub!" rief der Knecht vom Schützenhofe aus. „Aber heut' ist sein Krügel 'brochen. Hat den Ostermontag, wo die Leut' im Wirtshaus sitzen, nicht unbenützt lassen wollen. Von der Kreuzkapellen in den Schützenhof, dort beim Bodenfenster einsteigen, Kästen ausrauben, vom Bauer derwischt und niedergeschlagen werden — Ja, mein lieber Waldbauernbub, das sind Geschichten! Und jetzt ist der Tritzel just beim Sterben. Um den Geistlichen geht's ihm, ich glaub', diesmal ist's sein Ernst. Und so bin ich halt gelaufen bei der Nacht. Jetzt rucken wir wieder an, er wird hart warten."

Der Pfarrer gab mir den Segen, dann schritten sie weiter. Noch lange sah ich das Lichtlein dahingleiten, bis es endlich zuckend zwischen dem Gestämme des Waldes verschwunden war.



Als ich das Ofenhückerl war.

Warum es so frostig wird heutzutage? Warum wir gefroren sind? Weil wir keinen ordentlichen Ofen mehr bauen können. Allen Respect vor den schwedischen und russischen Öfen, vor den Berliner und Meißner Ofen, gar zierlich sind sie und ein Zimmerschmuck und alles mögliche, aber so recht gemütlich? — So recht gemütlich ist nur der große, breite, behäbige Kachelofen mit seinen grünen oder braunen Augenreihen, mit seinem Holzgeländer und seiner Ofenbank. Die Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen!

Daheim in meinem Vaterhause, da stand so einer! Ganz hinten in der linken Stubenecke, wo es immer etwas dunkel war. Über der breiten Ofenbank, die sich um ihn herumzog, war eine Reihe viereckiger Plattkacheln, und darüber in weißem Lehm eingefügt die runden Kacheln mit hervorquellenden Bäuchen, in welchen sich die lichten Stubenfenster mit ihren Kreuzen spiegelten. Der Ofen strebte breit auf und wölbte sich oben in Kacheln sachte zusammen. Wenn man fragte, wie alt er sei, so antwortete der Vater: „Mein Ähndl wird ihn haben setzen

lassen, oder der Urähndl.“ Freilich wurde jeder kleine Schaden an ihm sofort verkleistert und mit weißem Lehm übertüncht, freilich wurden ihm fast alle Samstage die großen Augen gewaschen, so daß er immer jung und frisch in die Stube schaute. Umfriedet war er von dem leiterartigen Geländer, an das die Mutter unsere frischgewaschenen Hemden zum Trocknen hing. Denn warm war es bei diesem Ofen immer, selbst im Sommer, wo sonst der Brunnentrog warm und der Ofen kalt zu sein pflegt. Er wurde überhaupt nie kalt und es mochte sein wie es wollte, es mochte regnen oder schneien oder winden — auf der Ofenbank war's immer gut. Und wenn draußen der Sturm toste in den alten Fichten und der hölzerne Hirsch an der Wand klapperte, und wenn die Blitze bleckten, daß die ganzen Berge über dem Graben drüben grün und gelb waren, und wenn der Donner schmetterte, als breche schon der Dachstuhl nieder mitsamt dem Giebel und seinen Schwalbennestern, da dünkte mich die Ofenbank der sicherste Ort, wohin das Verderben so leicht nicht reichen könne. Kurz, die Ofenbank war mir der trautsamste Mittelpunkt des heimatlichen Nestes. Lange Zeit hatte ich mein Bett auf derselben. Ich lag auf der Ofenbank, als ich so klein war, daß im Munde noch der „Zutzel“ und zwischen den Beinen noch die Windel stak; ich lag auf der Ofenbank, als ich so krank war, daß die Mutter mich dem Himmel gelobte, wenn er mich nicht zu zeitlich nähme (das wurde später rückgängig, weil das Geistlichwerden Geld kostete). Ich lag auf der Ofenbank, als ich so dumm war, allmorgentlich die Oberlippe mit Seife einzureiben, damit der Schnurrbart endlich wachse. Ich lag auf der Ofenbank viel später, als der Bruder Jakob mir den Bart

wegkratzte, weil er mir zuwider war. Und wenn ich in früheren Zeiten dort so lag, da hörte ich manchmal hinter den Kacheln drin leise das Feuer knistern, wenn die Mutter morgens eingeheizt hatte, es wurde wärmer, aber es wurde nicht schwül um mich. Es wurde nie kalt und es wurde nie heiß, und wenn mir einer so einen alten Kachelofen plump und unförmig schimpft, so stelle ich seinem Leben nach. Denn über den besten Freund unseres Hauses lasse ich nichts kommen.

Er gab uns nicht allein Wärme, er gab uns auch Brot. Alle zwei Wochen einmal war Backtag. Man kennt die Stattlichkeit der Brotlaibe bäuerlicher Abkunft; solcher Laibe ihrer vierzehn hatten nebeneinander Raum auf dem glühheißen Steinboden drinnen.

Während der Ofen also gesegneten Leibes war, hatte unsere Mutter ein besonderes Heil mit ihm. Da durfte kein feuchter Lappen in seiner Nähe hängen, da durfte in der Stube keine Thür und kein Fenster aufgemacht werden, damit kein ungeschaffenes Lüftchen den braven Ofen anwehe und seine Frucht etwa beeinträchtige. Zwei Stunden lang dauerte die Backzeit und da war es in der Stube allerdings so, daß nicht bloß die Heiligen schwitzten auf dem Hausaltare, sondern auch alle Fenster — selbst im hohen Sommer. Die Fenster sind sonst nicht so wie unsereiner, der im Sommer schwitzt; die Fenster schwitzen im Winter, wenn's drinnen wärmer ist als draußen. Aber beim Backen gab's eine Ausnahme. Einmal stieß in solch heikler Stunde des Backens der Wind ein Fenster auf; was geschah? Die Brotlaibe, die schon angefangen hatten, aufzuschwellen, fielen in sich zusammen und blieben spickig wie ein Klumpen Schmer. Nicht ein so großes Löchelchen

im Innern des Laibes, daß man ein Haferkorn, geschweige eine Erbse drin hätte verstecken können! Damals hat die Mutter geweint. Wir aßen das Brot in der Suppe wie sonst. „Wenn's den Laib im Ofen nicht auftreibt, so treibt's den Magen auf,“ heißt es, und so war's auch.

Am Backtag gab's für mich kleinen Buben allemal eine säuerliche Freude. Denn bevor das Brot in den Ofen kam, mußte ich hinein. Aber zum Glücke nicht nach dem Feuer, sondern vor demselben. Da war's etwas staubig drinnen und rußig und ganz finster. Mit einem Besen aus Tannenreisig hatte ich den Steinboden des Ofens auszufegen, Kohlen, Asche fortzuschaffen und dann die großen Holzscheiter übereinander zu schichten, die mir die Magd zum Ofenloch hineinsteckte. Ich weiß nicht, ob die Spanier im Mittelalter auch so geschichtet haben: zuerst eine Brücke gerade aus, darüber eine Brücke in die Quere, dann wieder eine gerade aus und eine in die Quere u. s. w. So baute ich den Scheiterhaufen und so brennt's am besten. Die Scheiter waren anderthalb Ellen lang und als das Gebäude aufgeführt war bis fast zur Wölbung, da engte es sich arg und da kroch ich ringsherum, zu sehen, oder vielmehr zu tasten, ob es gut war — und dann zum Loch hinaus.

Zum Lohn für solch finstere Thaten bekamen wir Kinder jedes ein frischgebackenes Brotstritzlein, welches wir gleich in noch dampfendem Zustande verzehrten. Theoretisch kriegt man vom Genusse frischgebackenen Brotes die Kolik, praktisch bekamen wir drei Stunden darauf nichts als Hunger.

Wie die Scheiter gebaut wurden, ist schon gesagt

worden. Alsdann den Stoß anzünden, brennen lassen, ausgluten lassen, die Glut mit einem Krückel auseinanderstieren, dann herauskratzen und mit der Ofenschüssel, einer langbestielten Holzscheibe, die kugelrunden Teigklumpen hineinschießen.

„Einschießen,“ ja, das war der Ausdruck dafür. Ich vermute, die Mutter hat während dieses Einschießens allemal ein heiliges Gelöbnis gemacht: Einen Rosenkranz extra will sie beten, oder einem Bettler besonders will sie ein großes Stück Brot schenken, wenn's gelingt. Denn wie ich schon angedeutet — allemal gelang es nicht.

Einigemal lieferte uns der Ofen etwas besonders Gutes. Ein strudelartig breit und dünn ausgewalzter Teig wurde in den heißen Ofen geschossen; nach einiger Zeit kam die Platte heraus, hatte eine bräunliche Farbe und war hart und spröde wie Glas. Schon das war fein zu knuspern. Nun kam aber die Mutter, zerkleinerte mit dem Nudelwalzer knatternd diese Scheibe aus Mehl, that die Splitter in eine Pfanne, wo sie geschmort und geschmälzt wurden. Das war hernach ein Essen! Scharlbrot wurde es genannt. Ich habe diese ganz eigenartig wohlschmeckende Speise sonst nirgends wieder gefunden, möchte aber gerne ihren und ihres Namens Ursprung wissen.

Der Ofen hatte auch noch andere Verpflichtungen: er dörrte das Korn, bevor es in die Mühle kam. Denn da oben im Gebirge will's nicht recht trocknen, und so mußte das Korn auf den heißen Boden hinein, wo es mit dem langstieligen Krücklein fortwährend umgerührt ward. Desgleichen dörrten wir im Ofen auch das „Hablam“ (trockene Blüten- und Samenabfälle des Heues),

aus welchem ein sehr geschätztes Mehl für Mastvieh bereitet wurde. Auch Kirschen, Heidelbeeren und Schwämme machte uns die Ofenhitze solchermaßen tauglich zum Aufbewahren für den Winter. „Die ausgetrockneten Früchte halten länger, als die vollsaftigen!" sagte das steinalte und spindeldürre Everl, als die junge Martel auf der Bahre lag. Das Everl dachte dabei vielleicht an die schwere heiße Lebenszeit, die es selber ausgetrocknet und gedörrt hatte, wie der Ofen die Pflaume.

Einmal — und das ist's, was ich eigentlich erzählen will — spielte es sich, als sollte in unserem großen Ofen auch Fleisch gebraten werden.

So um Allerheiligen herum war ein junger, schlank gewachsener Vagabund zu uns gekommen. Ich weiß nur noch, daß er sehr lange Beine hatte und im Gesicht eine platte Nase und darunter eine Hasenscharte. Er schien soviel als erwachsen, hatte aber das Stimmlein wie ein Knabe. Und mit diesem Stimmlein fragte er ganz hell und grell meinen Vater, ob er über den Winter dableiben dürfe?

„Das ledige Herumzigeunern ist halt nur im Sommer lustig," antwortete ihm mein Vater. „Nun, wenn du dreschen willst, so kannst bleiben. Kost und Liegerstatt wirst dir doch verdienen."

Der Bursche war nicht blöde, that gleich, als ob er bei uns zu Hause wäre und beim Nachtmahl erzählte er laut, daß er vor kurzem in einer Gegend gewesen sei, wo es ein sehr gutes Essen gab: das Kraut wäre gezuckert gewesen, der Sterz mit Wein geschmalzen und die Knödeln wären durch und durch schwarz gewesen vor lauter Weinbeerln.

Darob wurde der Junge ausgelacht und unser Stallknecht sagte: „Die Sachen wären ja nicht zuwider, aber anders gemischt müßten sie sein: Zum Sterz die Weinbeerln, zum Wein der Zucker und zu den Knödeln das Kraut. Hernach sagte der Kaunigl — so nannte sich der Bursche mit seinem Kinderstimmlein — er habe auch schon Schwabenkäfer in Buttertunke gegessen, die seien sehr gut! worauf ihm mein Vater den Rath gab, er solle stille sein.

Nach dem Essen, als kaum das letzte Kreuz gemacht war, zog der Kaunigl ein Büschel Spielkarten aus der Hosentasche, mischte es kundiger Hand, warf für drei Personen ein Spiel aus und blickte fast erstaunt umher, ob denn keiner mitthun wolle? Ich lugte hin nach den leicht geschweiften Karten mit dem geeichelten Rücken und den bunten Figuren, die der Kaunigl so glatt abzulegen und so schön pfauenradförmig in der Hand zu halten wußte. Ich wollte schon anbeißen, da fuhr der Vater drein: „Weg mit den Karten! Morgen ist der Armenseelentag! (Allerseelen.) Denkt's auf's Beten!"

Am nächsten Tage, während der Vater in der Kirche war, saßen wir, der Kaunigl und ich, in der Flachskammer und spielten Karten. Ich mußte erst die Blätter kennen lernen, aber merkwürdigerweise wurde ich mit den zweiunddreißig Kartenfiguren viel leichter vertraut, als ein Jahr vorher mit den vierundzwanzig Buchstaben. Leider kam die Mutter um einen Rocken für ihr Spinnrad, sie verdarb alles. „Aber Buben!" sagte sie, „derbarmen euch die armen Seelen nicht, daß ihr so was treibt am heutigen Tag?!" Wir verzogen uns. Aber der Hasenschartige hatte mir's schon angethan. Er wußte und konnte allzuviele merkwürdige Sachen, die noch dazu verboten waren!

An einem der nächsten Tage hockten wir im Heustadl auf einem Futterhaufen uud spielten wieder Karten. Ich hatte solche Fortschritte gemacht, daß mir nicht bloß die Figuren, sondern auch schon sehr viele Spiele bekannt waren. So thaten wir „zwicken“, „brandeln“, „mauscheln‘ „bettlerstrafen“, „königrufen“, „grün' Buben suchen“, „pechmandeln“, „mariaschen“ und anderes. Weil kein Tisch war, so legten wir die Karten aufs Knie, zwickten sie zwischen die Beine und der Kaunigl steckte seine Trümpfe sogar einmal in die Hasenscharte. Keuchte gählings das alte Everl die Leiter herauf. Wir verhielten uns im dunklen Raum mäuschenstill, aber sie hatte uns doch bemerkt. „Buben!“ rief sie, „was thut's denn, Buben?“

„Beten,“ gab der Kaunigl zur Antwort.

„Ja, beten! Mit des Teufels Gebetbuch, gelt?“ rief das Weiblein. „Wißt's es nit, daß der Vater das Kartenspielen nit leiden mag? Wird euch schön sauber der Schwarze bei den Füßen packen und in die Höll hinabschleifen.“ Somit war's mit dem Spiel wieder aus. In die Höll' hinabschleifen, das wär' so etwas!

Am nächsten Sonntage machte der Kaunigl den Vorschlag, daß ich mit ihm in den Schachen hinausginge, damit wir bei unserer Unterhaltung endlich einmal Ruh' hätten. Aber es regnete und es schneite und es ging ein kalter Wind, also daß ich der Einladung nicht nachkam. Ob ich aus Papier wäre? piepste hierauf der Kaunigl, daß ich fürchten müsse, vom bissel Regen aufgeweicht zu werden und auseinanderzufallen! Im Wassergraben habe er seiner Tage am besten geschlafen, und so wie er schwarze Erde mit Brennesseln esse, wenn er sonst nichts habe, so wolle er sich in Ermanglung eines Bettzeuges nackend in

Schnee einwickeln, und ich solle lieber in der Mutter ihren Kittel hineinschliefen. — Aber schon an demselben Nachmittage kam der Kaunigl mit etwas anderem, was ich in der Lage war, anzunehmen. Die Stube war besetzt vom Vater, der an der Wanduhr etwas zu basteln hatte und von den Knechten, die ihre Schuhe nagelten. In den übrigen Winkeln des Hauses war es auch nicht sicher, also in den Ofen hinein! In demselben war ein Holzstößlein geschichtet, wir krochen hinter das Stößlein. Nachdem der Kaunigl den Deckel des Ofenloches zugezogen hatte, zündete er die mitgebrachte Kerze an, that die Karten hervor und wir huben an. Gemütlicheres giebt's gar nicht auf der Welt, als in einem großen Kachelofen bei Kerzenbeleuchtung „brandeln" oder „zwicken" oder „mariaschen". Die rötlich gebrannte Mauer, die schwarzen Kachelhöhlen um und über uns bargen und hüteten, und nun waren wir doch einmal sicher und konnten „fabeln" oder „mauscheln" oder was wir wollten, bis in die späte Nacht hinein. Durch die Kacheln von der Stube her hörten wir ein Surren; sie thaten Rosenkranz beten, der Kaunigl warf die Blätter auf ein „Brandeln". Wir spielten um Geld. Gewann er, so blieb ich schuldig, gewann ich, so blieb er schuldig. Es soll keine größere Ehrlosigkeit geben, als Spielschulden nicht zahlen. Lieber Leser, so einer bin ich! — Just hatte ich wieder ein schönes Blatt in der Hand: zwei Könige und drei Säue und den Schellschneider, der Trumpf war — da klirrte plötzlich der blecherne Ofenthürdeckel. Das Licht war sofort ausgeblasen und wir verhielten uns still, wie zwei tote Maulwürfe. Jetzt geschah etwas Unvorhergesehenes, etwas Schreckliches. Vor dem Ofenloche stand das gedörrte Everl

und fuhr mit einer Spanlunte herein in den Holzstoß, der zwischen uns und dem Ausgange war. Die Flammen leckten an den Scheitern hinauf. Ich zwischen durch und mit einem kreischenden Schrei hinaus, daß das alte Everl vor Schreck in den Herdwinkel fiel. Dem Kaunigl ging's nicht so gut, dem spießten sich die langen Beine, er konnte zwischen Wand und Scheiterstoß nicht sofort heraus, der Rauch verschlug den Athem und schon hörte man nichts mehr von ihm.

„Der Kaunigl ist drinnen!" schrie ich wie verzweifelt, da wurde mit dem Sterkrampen der brennende Holzstoß, Scheit um Scheit, herausgerissen auf den Herd und schließlich wurde mit demselben Krampen ein Häuflein Mensch herausgezogen, das ganz zusammengekauert war wie eine versengte Raupe und dessen Kleider bereits an mehreren Stellen rauchten.

Zwei Schöpfpfannen Wasser goß ihm das Everl ins Gesicht, da wurde der Kaunigl wieder lebendig.

Als jetzt auch einige Spielkarten zum Vorschein kamen, so kannte sich das Everl gleich aus. „Was hab' ich denn gesagt, Buben!" so redete sie, „hab' ich nicht gesagt, ihr kommt's mit dem verflixten Deuxelszeug in die Höll? Im Fegfeuer seids nu schon gewesen."

Mein Vater wollte den Burschen davonjagen, that's aber nicht, weil der Bursche nicht darauf gewartet hat. Wo der Kaunigl anders zugesprochen, das weiß ich nicht; jedenfalls konnte er eine neue Erfahrung zum besten geben: Er hatte nicht allein Schwabenkäfer in Buttertunke gegessen, in Wassergräben geschlafen, sich nackend in Schnee gewickelt, er hatte auch im Feuerofen Karten gespielt.

Mir war von diesem Tage an der alte große Ofen

auf lange nicht geheuer; mit seinen grünen Augen schaute er mich so drohend an: Bübel, wirst noch einmal Karten spielen, während die anderen beten?!

Erst als ich wieder brav geworden war, ganz ordentlich und fleißig, blickte mich der Ofen neuerdings freundlich an und es war wieder so heimlich bei ihm wie früher. Später sind seine guten Augen erblindet, dann ist er in sich zusammengesunken wie ein Urgroßmütterlein, und heute geht's ihm, wie es bald uns allen ergehen wird — nichts mehr übrig, als ein Häufchen Lehm.

Als ich um Hasenöl geschickt wurde.

Im Jahre so und so viel hatten wir zu Pfingsten noch einen Kübel Schweinsfett vorrätig. Der Vater hatte ihn nicht verkauft, weil er meinte, die Mutter würde ihn zu Hause aufbrauchen, und die Mutter hatte ihn nicht aufgebraucht, weil sie glaubte, der Vater würde ihn ja verkaufen wollen. Und während dieses wirtschaftlichen Zwiespaltes war das Fett ranzig geworden. Jetzt hätte es die Mutter gerne verkocht, allein so oft ein Sterz mit diesem Fette auf den Tisch kam, schnupperten die Knechte mit der Nase und sagten: Schusterschmer äßen sie nicht! Es war aber kein Schusterschmer, es war heilig ein echtes reines Schweinsfett und das wußten sie auch, und deshalb war es höllisch bösartig, daß sie solche Reden führten. Die Mutter war sonst ein sehr frohes und glückliches Weib, wenn aber ein Dienstbote über die Kost klagte, da wurde sie ganz verzagt und lud die anspruchsvollen Knechte wohl auch ein, sich nur selber einmal zum Herde zu stellen und mit den vorhandenen Mitteln eine Prälatenmahlzeit zu kochen. Unter Prälatenmahlzeit verstanden wir nämlich nichts Schlechtes.

Nun hatten wir zu dieser Zeit eine alte Einlegerin

im Hause, die für alles einen guten Rat wußte. Sie war zwar auf beiden Augen blind, sah aber doch gleich, was da zu machen war.

„Ein schlechtes Schweinschmalz hast, Bäuerin!“ rief sie kecklich aus, „ranziges Schmalz kaufen sie nur noch in der Apotheken, sonst nirgends nit und gewiß auch noch!“

Ja, die Apotheken, das ist wahr. Die hat im vorigen Jahre auch Gamswurzeln genommen und Arnikablumen und gedörrte Hetschepetsch, die nimmt alles, was schmeckt (riecht), die nimmt auch das Schweinschmalz. Und ich, der zwölfjährige Hausbub, bin hervorgesucht worden, um am Pfingstmontag zeitlich in der Früh das Kübelchen beim Henkel an den Stock zu hängen und so über der Achsel hinabzutragen nach Kindberg in die Apotheke. Und bei dieser Gelegenheit sollte ich auch etwas anderes be-orgen.

Da hatten wir zur selbigen Zeit einen alten Weber i der Einwohne, der nahm, wenn keine Arbeit war, oft en Kopf in beide Hände, brummte schier unheimlich vor ch hin und sagte dann zu dem, der just da war: „Mensch, h werde ganz blöd. Just, als hätte ich ein Hummel-est im Kopf, so thut's brummen, weiß der Ganggerl, as das ist. Immer einmal ganz dumm komm' ich mir or, das ist mir jetzt schon zu dumm!“

Und antwortete ihm nun auf einmal die alte Ein-legerin: „Wenn du dumm bist, Hartl, so mußt du dir mit Hasenöl die Schläfe einschmieren.“

„Alte Dudl, wo soll denn ich ein Hasenöl hernehmen?“ begehrte der Weber auf.

„In der Apotheken kriegt man's,“ lautete ihr Bescheid, und so sollte ich nun für den Weber Hartl um zwei

Groschen Hasenöl einkaufen in der Apotheke zu Kindberg. Hasenöl? Geben denn diese Tiere auch Öl sowie der Leinsamen und der Rüps? Natürlich wird's so sein, denn, wenn's kein Hasenöl gäbe, so könnte man ja keins kaufen.

Als ich nach langem Marsche gegen Mittag mit meinem Küblein in die lateinische Küche zu Kindberg kam, hieß es dort, Schweinsfett brauche man jetzt nicht, und wäre es auch ganz frisch.

„Es ist aber nit frisch!" versicherte ich, „es schmeckt schon!"

Dann sollte ich nur in die Apotheke nach Bruck hinabgehen! meinte der Herr lachend, ich aber dachte: Wenn du mir kein Schweinsfett abkaufst, so kaufe ich dir kein Hasenöl ab — und machte mich auf den Weg. — Daß es aber so lange Straßen geben kann auf der Welt, wie dieser Weg war bis Bruck! An beiden Seiten des Thales Berge und Gräben, das Wasser einmal rechts und dann links und dann wieder rechts; ein Dorf ums andere, dieses hatte einen Kirchturm, jenes keinen, in manchem Wirtshause gab es Musik, in manchem helles Geschrei; mancher Wanderer lallte taumelnd des Weges dahin, mancher ruhte friedsam im Straßengraben — und immer so fort. Allzumal muß auch erzählt werden, daß die Sonne sehr heiß schien und mein Schweinsfett hinter dem Rücken Fluchtversuche machte, wie später an den Spuren auf meinem Rock zu bemerken war.

Bruck ist eine Stadt. Ich hatte noch nie eine Stadt gesehen. Ein vielgereister Handwerksbursche hatte bei uns einmal erzählt, Wien, Paris und Bruck wären die größten Städte der Welt und in Bruck stünde das achte Weltwunder: ein eiserner Brunnen.

Auf dem Wege zu solchen Merkwürdigkeiten wird man nicht müde. Die Sonne ging schon hinter den Berg hinüber, als ich mit meinem Küblein einzog in die große Stadt Bruck. Mein erstes war, dem eisernen Brunnen nachzufragen, denn auf dieses Wunder war ich vor allem gespannt. Welche Enttäuschung, als aus einem rostigen Gitterwerke ein Brunnen herausrann, ganz wie jeder andere Brunnen auch — von Wasser, und nicht von Eisen!

Die Apotheke ließ sich auch nicht lange suchen, stand doch der heilige Josef mit dem Knäblein an die Thür gemalt, und der steht, das wußte ich schon, immer bei den Apotheken. Da drinnen war ein altes weißköpfiges Männlein mit Brillen, die es dazu benützte, über- oder unterhalb derselben recht schalkhaft auf mich herzublicken, als ich mein Schweinsfett ausbot, das Pfund um sieben Groschen. Er fragte, ob Safran in der Butten wäre! worauf ich eine Weile that, als besänne ich mich.

„Na na," näselte das Herrlein, „wenn du deine Schmier nicht gern giebst, so geh nur gleich wieder!" Da ließ ich sie ihm ab. Er wog das Küblein mit einer unendlichen Gleichgiltigkeit, das gab gerade drei Pfund, das Holz wie das Fett zahlte er pro Pfund zu fünf Groschen. Der Kübel wurde in eine dunkle Nebenkammer getragen, leichten Herzens bin ich von ihm geschieden. — Und nun um zwei Groschen Hasenöl! — Solle in einer Viertelstunde wiederkommen.

Ich war hungrig und durstig geworden, ging hinaus und suchte ein Wirtshaus. Es standen ihrer ein paar stattliche da herum, mit großen Fensterscheiben, durch die schneeweiß gedeckte Tische zu sehen waren. Ich traute

ihnen nicht recht. Wenn Andere gute Wirtshäuser suchen, so ist das ihre Sache, ich für meinen Teil suchte ein schlechtes, war mir wohl bewußt, was draufgehen durfte. Glücklich fand ich das gesuchte; die Stube war dunkel und voller Fliegen, die an den braunen klebrigen Holztischen herumkrochen; das halbe Seidel Wein war lau und kamig, aber naß, und das genügte mir. Die Semmel von vorgestern war schon deshalb zweckmäßig, weil sie mehr ausgab als etwa eine von heute. Diese Genüsse verschlangen zu meinem nicht geringen Schrecken ein halbes Pfund Schweinsfett, und ich — als der bloß nach Kindberg geschickte — durfte über das Kapital nicht verfügen!

In die Apotheke zurückgekehrt, gab es dort Leute. Ich hatte zu warten und setzte mich hinterwärts auf eine Winkelbank, von der aus schön zu sehen war, wie dieses ehrwürdige Geschäft, mit allerhand Mitteln die Leute gesund zu machen, betrieben wurde. Da kam jemand und verlangte Fuchsschmalz. Das alte Männlein langte einen schwefelgelben Tiegel vom Gesimse, stach mit einem zierlichen Schaufelchen ein Batzlein heraus auf ein Papier, legte es auf die kleine Wage: „So, Vetter, da sind vier Quintel Fuchsschmalz, kosten zwei Groschen." Hernach verlangte eine Frau Pillen. Eine andere bekam ein winziges Fläschchen. Ein Knabe begehrte Dachsfett als Mittel gegen den Kropf. Der Apotheker langte emsig nach dem schwefelgelben Tiegel auf dem Gesimse und gab, ähnlich wie früher, das Verlangte. Das fiel mir auf, er mußte sich vergriffen haben, in diesem Tiegel war doch das Fuchsschmalz. Hierauf wurden Pulver angefertigt und kleine Schächtelchen und Fläschchen allerlei. Ein altes Weib kam hereingehumpelt, beklagte sich über die Gicht

und ob sie nicht eine Gichtsalbe haben könne. „Gewiß, liebe Frau!“ sagte das Männlein, langte wieder nach dem schwefelgelben Tiegel und gab die Gichtsalbe heraus. Jetzt hub dieser schwefelgelbe Tiegel auf dem Gesimse an, mir unheimlich zu werden. Weil die Zeit verging und ich immer noch nicht bemerkt wurde, so trat ich endlich aus dem Winkel hervor und bat um mein Hasenöl.

„Ei ja richtig, Kleiner. Du bist auch da. Du bekommst Hasenöl!“ sprach freundlich das Männlein, nahm den Schwefelgelben vom Gesimse und stach mir gestocktes Hasenöl heraus.

Noch hatte ich das kostbare Mittel, welches in ein ganz kleines Tiegelchen gethan war, kaum geborgen in meinem verläßlichsten Rocksack, und es redlich bezahlt, als wieder ein Frauchen zur Thür hereinkam und fragte, ob frisches Schweinsfett zu haben wäre als Medicin?

„Vollkommen frisch!“ rief der Apotheker, „heute erst bekommen!“ und stach aus dem schwefelgelben Tiegel Schweinsfett.

Hierauf bin ich fortgegangen und habe gleich bei mir selber die Erfahrung gemacht, wie heilsam so ein bißchen Hasenöl ist gegen die Dummheit. — Fuchsschmalz, Dachsfett, Gichtpflaster, Hasenöl und Schweinsfett, alles in einem Tiegel! Jetzt erst ist mir klar geworden, welch einen Schatz von köstlichen Arzneien ich in meinem Kübel aus dem Gebirge herabgeschleppt hatte.

Als ich von der Bruckerstadt fortging, lagen die Schatten der Berge schon weit in das Thal hinein. Meine Füße hatten sich in schwerem Schuhwerk heiß gegangen, auch Athemziehen machte sich wichtig und es war, als ob mir jemand ein hartes Brett fest an die Brust gebunden

hätte. Nach Alpel war es bloß noch acht Stunden. Weil es etwas langsam voran ging, so holte mich ein Fuhrwerk ein. Zwei klobige Pferde zogen einen großen Bauernwagen, auf dessen Vordersitz ein Bursche, etwa in meinem Alter, kutschierte. Der Wagen selbst war fast leer. Er war mit Lärchentaufeln nach Bruck zum Faßbinder gefahren, auf dem Rückweg hatte er einen Sack Feldbohnen und einen Stock Salz aufgeladen; daneben war noch reichlich Platz für einen einfältigen Buben, der am Leiblein ein paar müde Beine hatte, hingegen aber in der Tasche die Salbe für Dummköpfe, die gescheit werden wollen. Ich war bereits so gescheit, um den Burschen auf dem Wagen anzurufen, ob er mich aufsitzen lassen wolle.

„Wohin willst denn?“ fragte er fast vornehm von seiner Höhe herab.

„Heimzu.“

„So setz dich auf, ich fahr auch heimzu.“

Bald war der Bohnensack mein Kopfkissen und der Salzstock mein Schlafkamerad, der Fuhrmann schnalzte mit der Peitsche und es ging knarrend voran. — Viel weiß ich nicht von derselbigen Fahrt „heimzu“. Einmal, als ganz zufällig die Augen aufgingen, sah ich kohlschwarze Baumzacken in den nächtigen Himmel aufragen, welche ganz unheimlich ächzten, knarrten und holperten. Und dann wieder nichts.

Als ich erwachte, na, da war etwas! Da lag ich auf dem Wagen unter einem alten Holzschoppen, um mich war ein heller Tag, und eine fremde Welt. Eine schreckbar fremde Welt. Der rauschende Bach mit der Mühle daneben, das gemauerte Haus mit einer breiten, braunangestrichenen Thür, der Anger mit den Pferden und

.cherlei war mir seltsam genug, noch unheimlicher war das anderes. Dort hinter den Waldbergen stand breit d hoch etwas Weißes, Leuchtendes auf, fast ähnlich den ttägigen Sommerwolken, wie sie sich am Sehkreise emrbauen, wenn's Nachmittags Gewitter giebt. Aber das nd so starr und ruppig und rissig da im Sonnenschein, d von unten hinauf sah es aus, als ob blauende älder sich hinanzögen, von steilen grauen Streifen überall terbrochen. Und höher oben war alles wie purer Stein, r zerklüftet und zersprungen ist. Und so war es voran en und so war es rechts oben und so war es links ben und überall die ungeheuere Höhe, daß mir schwindlig ard, als ich den Kopf so weit nach rückwärts bog, um inauf zu schauen. Mein Lebtag hatte ich derlei nicht geehen. Zum Glücke kam nun mein junger Fuhrmann, der ragte mit lautem Lachen, ob ich gut ausgeschlafen ätte. Vom Wagen gesprungen war ich schon, so rief h nun voll Entsetzen: „Mensch, wohin hast mich geührt?"

„Heimzu!" lachte er, „da bin ich daheim."

„Wie heißt's denn da?"

„Da heißt's Tragöß," sagte er.

„Und das da droben? Was ist denn das lauter?"

„Die Berge meinst?"

„Nit die Berge, was hinter den Bergen so steht, das neine ich."

„Jeßtl!" lachte der Bursche und klatschte mit beiden Händen auf seine Knie, „das sind halt wieder Berge, da st die Meßnerin, dort ist die Pribitzen und hier ist der Hochturm, und du sollst jetzt ins Haus gehen Suppen essen."

So habe ich an jenem Morgen das erstemal die hohen Felsenberge in der Nähe gesehen und jene Gegend, aus der mir fünfundzwanzig Jahre später der Geist zu meinem „Gottsucher" aufgestiegen ist. Auf dem Tisch der Hausstube, in die der Junge mich geführt, stand schon die dampfende Suppenschüssel mit weißem Brote. Ich wollte aber den Löffel nicht in die Hand nehmen; ißt du, so gehörst du ihnen, mußt dableiben und weißt gar nit, wer sie sind. Von der Küche kam ein älteres Weib herein, das schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als es hörte, wie weit ich verführt worden war, und daß ich anstatt nach Krieglach im Mürzthale, nach Tragöß am Fuß des Hochschwabengebietes gekommen bin.

„Jetzt mußt erst recht essen, Bübel, daß du nachher heimgehen magst."

„Frau Mutter, wie weit hab' ich denn heim?"

„Jetzt wart' einmal," antwortete sie und hub an, an ihren Fingern die Ortschaften und die Stunden abzuzählen, „ihrer zwölf Stunden wirst wohl brauchen bis ins Krieglach hinaus. Bist aber schon ein rechtes Tschapperl! So fest schlafen! Mein Seppel hat's freilich nit wissen können, wo du hinwillst, und hat sich gedacht, 's wird eh recht sein ins Tragöß herein. Aber das ist jetzt schon ein helles Kreuz. Mach dir nur nichts draus, mein Wagen hat dich hergeführt und dein Schutzengel wird dich hinführen."

Während sie mich so tröstete, war draußen in der Küche fortwährend ein klägliches Wimmern, und nun kam der Seppel herein und berichtete, das Mentschl hätte halt wieder gar so viel Zahnweh.

„Was aber das Zahnweh für ein Elend ist!" rief das Weib, „jetzt leidet das Kind schon die ganze Nacht

e eine arme Seel im Fegfeuer. Alles haben wir schon :gewendet: heiße Tücher aufgelegt, kaltes Wasser in den :und gethan, mit Rosenbuschbalsam ausgewaschen, Kal- ısgeist hineingetropft, mit Salz eingerieben, einen Maria= ler Rosenkranz umgehängt, zwei Zehen mit einem Seiden- den zusammengebunden, die Füße ins Ofenloch gesteckt, ıd sonst allerhand Sympathiemittel angewendet. Einen letzen hat's geholfen! Schreien thut das arme Wesen, s ob man's wollt' köpfen, und jetzt weiß ich nichts mehr. - Katherl, Katherl, du gutes, armes Kindel du! Wart' nmal, jetzt will ich dir Hühnermist aufs Gnack legen, as zieht's aus, das hilft, Katherl, wirst es schon sehen, as hilft!" Damit eilte sie wieder hinaus in die Küche.

Das ganze Hausgesinde war zusammengeeilt um die ;eidende, die nun neuerdings anhub, herzbrecherisch zu hreien: „Mein Zahnt, mein Zahnt! Ahndl, mein Zahnt hut mir so viel weh!"

„Laß nur Zeit," tröstete die Angerufene, „das Mittel reift halt an, jetzt wird's bald besser sein, schau, bist ja nein liebes Katherl, du!"

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Dirndl, das ein so rundes, liebes Gesichtlein hatte, seine gefalteten Hände wie um Hilfe flehend an die rechte geschwollene Wange preßte und mich schrecklich erbarmte. Jedes im Hause hatte schließlich noch ein Mittel gewußt, keines und gar keines hatte geholfen. Ein Mensch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muß ja mein Hasenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sacke zog ich das kostbare

5*

Tiegelchen hervor und aus meinem gescheiten Kopf den guten Rat, mit diesem gestockten Hasenöl die geschwollene Wange einzuschmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit, wenn's ein Hasenöl von der Apotheken ist, kann's unmöglich schaden!“ sprach die Großmutter und fettete das Dirndel ein. — Nicht fünf Minuten, so rief die Kleine aus: „Ahndl, jetzt ist's gut!“ und flink sprang sie vom Herde herab.

Freilich ging nun meine Not an, denn alles Hasenöl wollten sie haben, ich sollt nur sagen, was es kostet! Von ihren dringenden Bitten kamen sie erst ab, als das geheilte Dirndel erklärte, der Zahn wäre so fest gut geworden, daß er gar nimmer weh thun werde, also konnte ich mein Öl wieder in den Sack stecken und sehen, wie man von Tragöß nach Krieglach-Alpel kommt.

Unterwegs bedachte ich das Hasenöl. Wenn es beim dummen Weber-Hartl auch so heftig wirkt, wie bei dem Zahnweh-Dirndl, dann geht er mit den drei Weisen aus dem Morgenlande als der vierte.

Nach einer fünfstündigen Wanderung war ich beiläufig wieder dort, wo der müde Junge einen Tag früher in den Bauernwagen gestiegen. In einem Gehöfte sprach ich zu und fragte, wie viel es an der Uhr sei, wie weit es noch bis Krieglach wäre, ob ich wohl den richtigen Weg hätte. Die gründlichsten Auskünfte haben sie gegeben, jedoch, ob ich etwa einen Löffel Suppe möchte, das fragte niemand. Unter einem Kirschbaum lag ein Mensch und wimmerte vor Kopfweh; allsogleich wollte ich mein Mittel anbieten, jedoch ein Weibsbild behauptete scharf und stramm, das Kopfweh sei in der vorigen Nacht in einem Wirtshause eingekauft worden und vor dem Abend

gebe es gar kein Mittel; am Abend aber würde dieser Kopf schon von selber gut, hingegen dürften nachher dem, der ihn auf hätte, die Backen weh thun! — Eine Handbewegung des Weibes hat das undeutliche Wort sehr klar gestellt.

Unterwegs nach Krieglach lud mich ein Flossenführer (Roheisenführer) ein, auf seinen Eisenschollen Platz zu nehmen; ich besorgte, auch der möchte mich „heimzu" führen in die Stanz oder in die Veitsch oder sonstwohin; wollte daher ablehnen. Der Fuhrmann kannte mich aber und sagte, daß er über Alpel nach dem Rettenegger Hammer fahre — ja das war freilich eine Schickung Gottes. Gelegen bin ich mein Lebtag schon weicher, als damals auf den Eisenflossen, geschlafen habe ich selten besser. Richtig hätte ich mich jetzt auch an Alpel vorbei bis weit hinüber ins Rettenegg geschlafen, wenn mein Führer mich nicht abgesetzt hätte beim Heidenbauern-Thörl, nahe von daheim.

Um Mitternacht kam ich zu Hause an. Sie waren ein wenig in Spannung und schliefen noch nicht. „Wir haben schon gemeint, der Kindberger Apotheker hat zum Schweinschmalz dich selber als Draufgab genommen," sagte der Vater, das war Spaß. Dem alten Weber Hartl jedoch war etwas ganz anderes eingefallen. Er erinnerte sich einmal gehört zu haben, daß die Apotheker jährlich ein Menschenkind abthäten, um daraus eine ganz besondere Medizin für ganz besondere Krankheiten zu gewinnen. — Es war wohl die höchste Zeit für den alten Hartl, daß ich mit dem Hasenöl heimkam!

Erst steckte er seine Nase ins Tiegelchen. „Scharf schmecken thuts, das wird schon angreifen," murmelte er, „thut eh schon wieder so viel brummen im Kopf." Mein

Vater roch auch und schaute mich grauenhaft strenge an
Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf je
Tiegel, den sie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Na
und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar, ohne di
Zettel auf dem Tiegelchen hätte man es mir daheim
mals geglaubt, daß ich mein Hasenöl nicht aus
Schweinsfettkübel genommen, sondern aus der Apotheke
heiligen Josef in Bruck.

„Hat ers genommen wo der will," rief der alte W
hochgemut aus, „wenns nur hilft!" und begann sich g
die Stirn einzureiben mit dem Hasenöl.

Hat's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu sagen, l
alten Weber Hartl konnte eine nennenswerte Besserung i
nachgewiesen werden, hingegen ist mein Vater durch di
Hasenöl klüger geworden, obschon er sich damit gar i
eingerieben hatte. Er hat wohl auch in späterer Zeit
manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wur
und Kräuter in die Apotheke geschickt — holen aber
er nichts mehr aus ihr. — Das für Alles heilsame „Hase
hat uns für alle Zukunft geheilt.



Als ich Christtagsfreude holen ging.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es auch gewesen sein, als am Frühmorgen des heiligen Christabends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich solle aufwachen und zur Besinnung kommen, er habe mir was zu sagen. Die Augen waren bald offen, aber die Besinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühsuppe saß, verlor sich die Schlaftrunkenheit allmählich, und nun sprach mein Vater: „Peter, jetzt höre, was ich dir sage. Da nimm einen leeren Sack, denn du wirst was heimtragen. Da nimm meinen Stecken, denn es ist viel Schnee, und da nimm eine Laterne, denn der Pfad ist schlecht und die Stege sind vereist. Du mußt hinabgehen nach Langenwang. Den Holzhändler Spreitzegger zu Langenwang, den kennst du, der ist mir noch immer das Geld schuldig, zwei Gulden und sechsunddreißig Kreuzer für den Lärchbaum. Ich laß ihn bitten drum; schön höflich anklopfen und den Hut abnehmen, wenn du in sein Zimmer trittst. Mit dem Geld gehest nachher zum Kaufmann Doppelreiter und kaufest zwei Massel Semmelmehl und zwei Pfund Rindschmalz, und um zwei Groschen Salz, und das tragst heim."

Jetzt war aber auch meine Mutter zugegen, ebenfalls schon angekleidet, während meine sechs jüngeren Geschwister noch ringsum an der Wand in ihren Bettchen schliefen. Die Mutter, die redete drein wie folgt: „Mit Mehl und Schmalz und Salz allein kann ich kein Christtagsessen richten. Ich brauch dazu noch Germ (Bierhefe) um einen Groschen, Weinbeerln um fünf Kreuzer, Zucker um fünf Groschen, Safran um zwei Groschen und Neugewürz um zwei Kreuzer. Etliche Semmeln werden auch müssen sein."

„So kaufest es," setzte der Vater ruhig bei. „Und wenn dir das Geld zu wenig wird, so bittest den Herrn Doppelreiter, er möcht die Sachen derweil borgen und zu Ostern, wenn die Kohlenraitung ist, wollt ich schon fleißig zahlen. Eine Semmel kannst unterwegs selber essen, weil du vor Abend nicht heimkommst. Und jetzt kannst gehen, es wird schon fünf Uhr, und daß du noch die Achte-Messe erlangst zu Langenwang."

Das war alles gut und recht. Den Sack band mein Vater mir um die Mitte, den Stecken nahm ich in die rechte Hand, die Laterne mit der frischen Unschlittkerze in die linke, und so ging ich davon, wie ich zu jener Zeit in Wintertagen oft davongegangen war. Der durch wenige Fußgeher ausgetretene Pfad war holperig im tiefen Schnee, und es ist nicht immer leicht, nach den Fußstapfen unserer Vorderen zu wandeln, wenn diese zu lange Beine gehabt haben. Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen, so lag ich im Schnee, und die Laterne, hingeschleudert, war ausgelöscht. Ich suchte mich langsam zusammen und dann schaute ich die wunderschöne Nacht an. Anfangs war sie ganz grausam finster, allmählich hub der Schnee an, weiß zu werden und die Bäume schwarz und in der Höhe war

lles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man uch ohne Laterne, so stellte ich sie seithin unter einen strauch und ohne Licht gings nun besser, als vorhin.

In die Thalschlucht kam ich hinab, das Wasser des resenbaches war eingedeckt mit glattem Eise, auf welchem, ls ich über den Steg ging, die Sterne des Himmels leichsam Schlittschuh liefen. Später war ein Berg zu übereigen; auf dem Passe, genannt der „Höllkogel", stieß ich ur wegsamen Bezirksstraße, die durch Wald und Wald inabführt in das Mürzthal. In diesem lag ein weites Meer von Nebel, in welches ich sachte hineinkam, und die euchte Luft fing an, einen Geruch zu haben, sie roch nach Steinkohlen; und die Luft fing an, fernen Lärm an mein Ohr zu tragen, denn im Thale hämmerten die Eisenwerke, ollte manchmal ein Eisenbahnzug über dröhnende Brücken.

Nach langer Wanderung ins Thal gekommen zur andstraße, klingelte Schlittengeschelle, der Nebel ward rau und lichter, so daß ich die Fuhrwerke und Wandersute, die für die Feiertage nach ihren Heimstätten reisten, hon auf kleine Strecken weit sehen konnte. Nachdem ich ine Stunde lang im Thale fortgegangen war, tauchte inks an der Straße im Nebel ein dunkler Fleck auf, rechts uch einer, links mehrere, rechts eine ganze Reihe — das Dorf Langenwang.

Alles, was Zeit hatte, ging der Kirche zu, denn der Heilige Abend ist voller Vorahnung und Gottesweihe. Bevor noch die Messe anfing, schritt der hagere gebückte Schulmeister durch die Kirche, musterte die Andächtigen, als ob er jemanden suche. Endlich trat er an mich und fragte leise, ob ich ihm nicht die Orgel melken wolle, es sei der Meßnerbub krank. Voll Stolz und Freude, also

zum Dienste des Herrn gewürdigt zu sein, ging ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Messe den Blasebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechselnd aus dem Kasten zog, in welchen jeder derselben allemal wieder langsam hineinkroch, orgelte der Schulmeister, und seine Tochter sang also:

„Thauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Also rief in bangen Nächten
Einst die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrschten Satan, Tod und Sünden,
Fest verschlossen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor."

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienste in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniet zu sein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorstehenden Aufgabe. Das Bild stellte die vierzehn Nothelfer dar — einer wird doch dabei sein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich ist. Es schien mir aber, als schiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer sich sachte hinter den andern zurück.

Trotzdem ging ich guten Mutes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emsig war in der Vorbereitung zum Feste und ging dem Hause des Holzhändlers Spreitzegger zu. Als ich daran war, zur vorderen Thür hineinzugehen, wollte der alte Spreitzegger, so viel ich mir später reimte, durch die hintere Thür entwischen. Es wäre ihm gelungen, wenn mir nicht im Augenblicke geschwant hätte: Peter, geh nicht zur vorderen Thür ins Haus wie ein Herr, sei demütig, geh zur hinteren Thür hinein, wie

; dem Waldbauernbuben geziemt. Und knapp an der nteren Thüre trafen wir uns.

„Ah, Bübel, du willst dich wärmen gehen," sagte er it geschmeidiger Stimme, und deutete ins Haus, „na geh ch nur wärmen. Ist kalt heut!" Und wollte davon.

„Mir ist nicht kalt," antwortete ich, „aber mein Vater ißt den Spreitzegger schön grüßen und bitten ums Geld."

„Ums Geld? Wieso?" fragte er, „ja richtig, du bist :r Waldbauernbub. Bist früh aufgestanden, heut, wenn ı schon den weiten Weg kommst. Rast nur ab. Und h laß deinen Vater auch schön grüßen und glückliche eiertage wünschen; ich komm ohnehin ehzeit einmal zu uch hinauf, nachher wollen wir schon gleich werden."

Fast verschlugs mir die Rede, stand doch unser ganzes Zeihnachtsmahl in Gefahr vor solchem Bescheid.

„Bitt wohl von Herzen schön ums Geld, muß Mehl ıufen und Schmalz und Salz und ich darf nicht heim›mmen mit leerem Sack."

Er schaute mich staar an. „Du kannst es!" brummte :, zerrte mit zäher Geberde seine große, rote Brieftasche :rvor, zupfte in den Papieren, die wahrscheinlich nicht ıre Banknoten waren, zog einen Gulden heraus und ıgte: „Na, so nimm derweil das, in vierzehn Tagen ird dein Vater den Rest schon kriegen. Heut hab ich icht mehr."

Den Gulden schob er mir in die Hand, ging davon nd ließ mich stehen.

Ich blieb aber nicht stehen, sondern ging zum Kaufann Doppelreiter. Dort begehrte ich ruhig und gemessen, s ob nichts wäre, zwei Massel Semmelmehl, zwei Pfund indschmalz, um zwei Groschen Salz, um einen Groschen

Germ, um fünf Kreuzer Weinberln, um fünf Groschen Zucker, um zwei Groschen Safran und um zwei Kreuzer Neugewürz. Der Herr Doppelreiter bediente mich selbst und machte mir alles hübsch zurecht in Päkchen und Dütchen, die er dann mit Spagat zusammen in ein einziges Paket band und an den Mehlsack so hing, daß ich das Ding über der Achsel tragen konnte, vorne ein Bündel und hinten ein Bündel.

Als das geschehen war, fragte ich mit einer nicht minder tückischen Ruhe als vorhin, was das alles zusammen ausmache?

„Das macht drei Gulden fünfzehn Kreuzer," antwortete er mit Kreide und Mund.

„Ja, ist schon recht," hierauf ich, „da ist derweil ein Gulden, und das andere wird mein Vater, der Waldbauer in Alpel, zu Ostern zahlen."

Schaute mich der bedauernswerte Mann an und fragte höchst ungleich: „Zu Ostern? In welchem Jahr?"

„Na nächst Ostern, wenn die Kohlenraitung ist."

Nun mischte sich die Frau Doppelreiterin, die andere Kunden bediente, drein und sagte: „Laß ihm's nur, Mann, der Waldbauer hat schon öfter auf Borg genommen und nachher allemal ordentlich bezahlt. Laß ihm's nur."

„Ich laß ihm's ja, werd ihm's nicht wieder wegnehmen," antwortete der Doppelreiter. Das war doch ein bequemer Kaufmann! Jetzt fielen mir auch die Semmeln ein, welche meine Mutter noch bestellt hatte.

„Kann man da nicht auch fünf Semmeln haben?" fragte ich.

„Semmeln kriegt man beim Bäcker," sagte der Kaufmann.

Das wußte ich nun gleichwohl, nur hatte ich mein Lebtag nichts davon gehört, daß man ein paar Semmeln auf Borg nimmt, daher vertraute ich der Kaufmännin, die sofort als Gönnerin zu betrachten war, meine vollständige Zahlungsunfähigkeit an. Sie gab mir zwei baare Groschen für Semmeln und als sie nun noch beobachtete, wie meine Augen mit den reiffeuchten Wimpern fast unablösbar an den gedörrten Zwetschgen hingen, die sie einer alten Frau in den Korb that, reichte sie mir auch noch eine Handvoll dieser köstlichen Sache zu: „Unterwegs zum naschen."

Nicht lange hernach, und ich trabte mit meinen Gütern reich und schwer bepackt durch die breite Dorfgasse dahin. Überall in den Häusern wurde gemetzgert, gebacken, gebraten, gekellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte sie vielmehr, daß sie nicht ich waren, der mit so großem Segen beladen gen Alpel zog. Das wird morgen ein Christtag werden! Denn die Mutter kanns, wenn sie die Sachen hat. Ein Schwein ist ja auch geschlachtet worden daheim, das giebt Fleischbrühe mit Semmelbrocken, Speckfleck, Würste, Nieren-Lümperln, Knödelfleisch mit Kren, dann erst die Krapfen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoch mit Weinberln und Safran! — Die Herrenleut da in Langenwang haben so was alle Tag, das ist nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, das ist was! — Und doch dachte ich auf diesem belasteten Freudenmarsch weniger noch ans Essen, als an das liebe Christkind und sein hochheiliges Fest. Am Abende, wenn ich nach Hause komme, werde ich aus der Bibel davon vorlesen, die Mutter und die Magd Mirzel werden Weihnachtslieder singen; dann, wenn es

zehn Uhr wird, werden wir uns aufmachen nach Sankt Kathrein, und in der Kirche die feierliche Christmette begehen bei Glocken, Musik und unzähligen Lichtern. Und am Seitenaltar ist das Krippel aufgerichtet mit Ochs und Esel und den Hirten, und auf dem Berg die Stadt Bethlehem und darüber die Engel, singend: Ehre sei Gott in der Höhe! — Diese Gedanken trugen mich anfangs wie Flügeln. Doch als ich eine Weile die schlittenglatte Landstraße dahingegangen war, unter den Füßen knirschenden Schnee, mußte ich mein Doppelbündel schon einmal wechseln von einer Achsel auf die andere.

In der Nähe des Wirtshauses „zum Sprengzaun" kam mir etwas Vierspänniges entgegen. Ein leichtes Schlittlein mit vier feurigen, hochaufgefederten Rappen bespannt, auf dem Bock ein Kutscher mit glänzenden Knöpfen und einem Stuttenhut. Der Kaiser? Nein, der Herr Wachtler vom Schlosse Hohenwang saß im Schlitten, über und über in Pelze gehüllt und eine Cigarre schmauchend. Ich blieb stehen, schaute dem blitzschnell vorüberrutschenden Zeug eine Weile nach und dachte: Etwas krumm ist es doch eingerichtet auf dieser Welt. Da sitzt ein starker Mann drin und läßt sich hinziehen mit so viel überschüssiger Kraft, und ich vermag mein Bündel kaum zu schleppen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden. Durch den Nebel war die milchweiße Scheibe der Sonne zu sehen: sie war nicht hoch an dem Himmel hinaufgestiegen, denn um vier Uhr wollte sie ja wieder unten sein, zur langen Christnacht. Ich fühlte in den Beinen manchmal so ein heißes Prickeln, das bis in die Brust heraufstieg, es zitterten mir die Glieder. Nicht weit von der Stelle, wo der Weg

nach Alpel abzweigt, stand ein Kreuz mit dem lebensgroßen Bilde des Heilands. Es stand wie es heute noch steht, an seinem Fuß Johannes und Magdalena, das ganze mit einem Bretterverschlag verwahrt, so daß es wie eine Kapelle war. Vor dem Kreuze auf die Bank, die für kniende Beter bestimmt ist, setzte ich mich nieder, um Mittag zu halten. Eine Semmel, die gehörte mir, meine Neigung zu ihr war so groß, daß ich sie am liebsten in wenigen Bissen verschluckt hätte. Allein das schnelle Schlucken ist nicht gesund, das wußte ich von anderen Leuten, und das langsame Essen macht einen längeren Genuß, das wußte ich schon von mir selber. Also beschloß ich, die Semmel recht gemächlich und bedächtig zu genießen und dazwischen manchmal eine gedörrte Zwetschge zu naschen.

Es war eine sehr köstliche Mahlzeit; wenn ich heute etwas recht Gutes haben will, das kostet außerordentliche Anstrengungen aller Art; ach, wenn man nie und nie einen Mangel zu leiden hat, wie wird man da arm!

Und wie war ich so reich damals, als ich arm war!

Als ich nach der Mahlzeit mein Doppelbündel wieder auflud, wars ein Spaß mit ihm, flink ging es voran. Als ich später in die Bergwälder hinaufkam, und der graue Nebel dicht in den schneebeschwerten Bäumen hing, dachte ich an den Grabler Hansel. Das war ein Kohlenführer, der täglich von Alpel seine Fuhr ins Mürzthal lieferte. Wenn er auch heute gefahren wäre! Und wenn er jetzt heimwärts mit dem leeren Schlitten des Weges käme und mir das Bündel auflüde! Und am Ende gar mich selber! Daß es so heiß sein kann im Winter! Mitten in Schnee und Eisschollen schwitzen! Doch morgen wird alle Müh-

sal vergessen sein. — Derlei Gedanken und Vorstellungen verkürzten mir unterwegs die Zeit.

Auf einmal roch ich starken Tabakrauch. Knapp hinter mir ging — ganz leise auftretend — der grüne Kilian. Der Kilian war früher einige Zeit lang Forstgehilfe in den gewerkschaftlichen Waldungen gewesen, jetzt war ers nicht mehr, wohnte mit seiner Familie in einer Hütte drüben in der Fischbacher Gegend, man wußte nicht recht, was er trieb. Nun ging er nach Hause. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, an dem er nicht schwer zu tragen schien, sein Gewand war noch ein jägermäßiges, aber hüsch abgetragen, und sein schwarzer Vollbart ließ nicht viel sehen von seinem etwas fahlen Gesichte. Als ich ihn bemerkt hatte, nahm er die Pfeife aus dem Mund, lachte laut und sagte: „Wo schiebst denn hin, Bub?"

„Heim zu," meine Antwort.

„Was schleppest denn?"

„Sachen für den Christtag."

„Gute Sachen? Der Tausend sapperment! Wem gehörst denn zu?"

„Dem Waldbauer."

„Zum Waldbauer willst gar hinauf! Da mußt gut antauchen."

„Thu's schon," sagte ich und tauchte an.

„Nach einem solchen Marsch wirst gut schlafen bei der Nacht," versetzte der Kilian, mit mir gleichen Schritt haltend.

„Heut wird nicht geschlafen bei der Nacht, heut ist Christnacht."

„Was willst denn sonst thun, als schlafen bei der Nacht?"

„Nach Kathrein in die Mette gehen."

„Nach Kathrein?“ fragte er, „den weiten Weg?“

„Um zehn Uhr abends gehen wir von Haus fort und um drei Uhr früh sind wir wieder daheim.“

Der Kilian biß in sein Pfeifenrohr und sagte: „Na hörst du, da gehört viel Christentum dazu. Beim Tag ins Mürzthal und bei der Nacht in die Mette nach Kathrein! So viel Christentum hab ich nicht, aber das sage ich dir doch: wenn du dein Bündel in meinen Buckelkorb thun willst, daß ich es dir eine Zeit lang trag und du dich ausrasten kannst, so hast ganz recht, warum soll der alte Esel nicht auch einmal tragen!“

Damit war ich einverstanden, und während mein Bündel in seinen Korb sank, dachte ich: Der grüne Kilian ist halt doch ein besserer Mensch, als man sagt.

Dann rückten wir wieder an, ich huschte frei und leicht neben ihm her.

„Ja ja, die Weihnachten!“ sagte der Kilian pfauchend, „da gehts halt drunter und drüber. Da reden sich die Leut in eine Aufregung und Frömmigkeit hinein, die gar nicht wahr ist. Im Grund ist der Christtag wie jeder andere Tag, nicht einen Knopf anders. Der Reiche, ja, der hat jeden Tag Christtag, unsereiner hat jeden Tag Charfreitag.“

„Der Charfreitag ist auch schön,“ war meine Meinung.

„Ja, wer genug Fische und Butter und Eier und Kuchen und Krapfen hat zum Fasten!“ lachte der Kilian.

Mir kam sein Reden etwas heidentümlich vor. Doch was er noch weiters sagte, das verstand ich nicht mehr, denn er hatte angefangen, sehr heftig zu gehen und ich konnte nicht recht nachkommen. Ich rutschte auf dem glitschigen Schnee mit jedem Schritt ein Stückchen zurück,

der Kilian hatte Fußeisen angeschnallt, hatte lange Beine, war nicht abgemattet — da gings freilich voran.

„Herr Kilian!“ rief ich.

Er hörte es nicht. Der Abstand zwischen uns wurde immer größer, bei Wegbiegungen entschwand er mir manchmal ganz aus den Augen, um nachher wieder in größerer Entfernung, halb schon von Nebeldämmerung verhüllt, aufzutauchen. Jetzt wurde mir bang um mein Bündel. Kamen wir ja doch schon dem Höllkogel nahe. Das ist jene Stelle, wo der Weg nach Alpel und der Weg nach Fischbach sich gabeln. Ich hub an zu laufen; im Angesichte der Gefahr war alle Müdigkeit dahin, ich lief wie ein Hündlein und kam ihm näher. Was wollte ich aber anfangen, wenn ich ihn eingeholt hätte, wenn ihm der Wille fehlte, die Sachen herzugeben, und mir die Kraft, sie zu nehmen? Das kann ein schönes Ende werden mit diesem Tage, denn die Sachen lasse ich nicht im Stich, und sollte ich ihm nachlaufen müssen bis hinter den Fischbacher Wald zu seiner Hütte!

Als wir denn beide so merkwürdig schnell vorwärts kamen, holten wir ein Schlittengespann ein, das vor uns mit zwei grauen Ochsen und einem schwarzen Kohlenführer langsam des Weges schliff. Der Grabler Hansel. Mein grüner Kilian wollte schon an dem Gespann vorüberhuschen, da schrie ich von hinten her aus Leibeskräften: „Hansel! Hansel! Sei so gut, leg mir meine Christtagsachen auf den Schlitten, der Kilian hat sie im Korb und er soll sie dir geben!“

Mein Geschrei muß wohl sehr angstvoll gewesen sein, denn der Hansel sprang sofort von seinem Schlitten und nahm eine thatbereite Haltung an. Und wie der Kilian

merkte, ich hätte hier einen Bundesgenossen, riß er sich den Korb vom Rücken und schleuderte das Bündel auf den Schlitten. Noch knirschte er etwas von „dummen Bären“ und „Undankbarkeit“, dann war er aber auch schon davon.

Der Hansel rückte das Bündel zurecht und fragte, ob man sich draufsetzen dürfe. Das bat ich nicht zu thun.

So that er's auch nicht, wir setzten uns hübsch nebeneinander auf den Schlitten und ich hielt auf dem Schoß sorgfältig mit beiden Händen die Sachen für den Christtag. So kamen wir endlich nach Alpel. Als wir zur ersten Fresenbrücke gekommen waren, sagte der Hansel zu den Ochsen: „Oha!“ und zu mir: „So!“ Die Ochsen verstanden und blieben stehen, ich verstand nicht und blieb sitzen. Aber nicht mehr lange, es war ja zum Aussteigen, denn der Hansel mußte links in den Graben hinein und ich rechts den Berg hinauf.

„Dank dirs Gott, Hansel!“

„Ist schon gut, Peterl.“

Zur Zeit, da ich mit meiner Last den steilen Berg hinanstieg gegen mein Vaterhaus, begann es zu dämmern und zu schneien. Und zuletzt war ich doch daheim.

„Hast alles?“ fragte die Mutter am Kochherd mir entgegen.

„Alles!“

„Brav bist. Und hungerig wirst sein.“

Beides ließ ich gelten. Sogleich zog die Mutter mir die klingendhart gefrorenen Schuhe von den Füßen, denn ich wollte, daß sie frisch eingefettet würden für den nächt-

lichen Mettengang. Dann setzte ich mich in der warmen Stube zum Essen.

Aber siehe, während des Essens geht es zu Ende mit meiner Erinnerung. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlausgeschlafen in meinem warmen Bette, und zum kleinen Fenster herein schien die Morgensonne des Christtages.



Vom Kickel, der eingesperrt gewesen ist.

Das Herumzigeunern wär halt deine Sach, gelt Peterl? Daheim, alleweil daheim ist's nicht lustig. Alleweil aus dem grünglasierten Töpflein Milch trinken und alleweil von der Mutter mit einem nassen Lappen über das Gesicht gewaschen werden und alleweil im weißen Schubbettchen neben dem Ofen schlafen ist nicht lustig. Man will doch einmal auch sein Mittagsmahl vom Heidelbeerkraut pflücken und aus dem Bache trinken; man will sich doch auch einmal auf dem Erdboden wälzen und im Schlamme umherpatschen; man will doch auch einmal in einer alten Heuhütte schlafen, während draußen in der fremden Schlucht ein fremdes Wasser rauscht und des Morgens, wenn man aufwacht, ganz fremde Bäume in der roten Sonne stehen und fremde Leute auf der Wiese das nasse Gras mähen.

Und ob man das will! Und ob's der Vater verbietet! — „Die Kinder gehören heim! Und nach der Schule wirst du den geraden Weg heimwärts wohl finden!" — Den geraden Weg! Einen solchen giebts gar nicht im Gebirge — besonders wenn der Zutrum Simmerl in der Schule ist, und wenn der Zutrum Simmerl sagt: Peterl,

zum Dienste des Herrn gewürdigt zu sein, ging ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Messe den Blasebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechselnd aus dem Kasten zog, in welchen jeder derselben allemal wieder langsam hineinkroch, orgelte der Schulmeister, und seine Tochter sang also:

„Thauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Also rief in bangen Nächten
Einst die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrschten Satan, Tod und Sünden,
Fest verschlossen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor."

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienste in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniet zu sein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorstehenden Aufgabe. Das Bild stellte die vierzehn Nothelfer dar — einer wird doch dabei sein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich ist. Es schien mir aber, als schiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer sich sachte hinter den andern zurück.

Trotzdem ging ich guten Mutes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emsig war in der Vorbereitung zum Feste und ging dem Hause des Holzhändlers Spreitzegger zu. Als ich daran war, zur vorderen Thür hineinzugehen, wollte der alte Spreitzegger, so viel ich mir später reimte, durch die hintere Thür entwischen. Es wäre ihm gelungen, wenn mir nicht im Augenblicke geschwant hätte: Peter, geh nicht zur vorderen Thür ins Haus wie ein Herr, sei demütig, geh zur hinteren Thür hinein, wie

es dem Waldbauernbuben geziemt. Und knapp an der hinteren Thüre trafen wir uns.

„Ah, Bübel, du willst dich wärmen gehen," sagte er mit geschmeidiger Stimme, und deutete ins Haus, „na geh dich nur wärmen. Ist kalt heut!" Und wollte davon.

„Mir ist nicht kalt," antwortete ich, „aber mein Vater läßt den Spreitzegger schön grüßen und bitten ums Geld."

„Ums Geld? Wieso?" fragte er, „ja richtig, du bist der Waldbauernbub. Bist früh aufgestanden, heut, wenn du schon den weiten Weg kommst. Rast nur ab. Und ich laß deinen Vater auch schön grüßen und glückliche Feiertage wünschen; ich komm ohnehin ehzeit einmal zu Euch hinauf, nachher wollen wir schon gleich werden."

Fast verschlugs mir die Rede, stand doch unser ganzes Weihnachtsmahl in Gefahr vor solchem Bescheid.

„Bitt wohl von Herzen schön ums Geld, muß Mehl kaufen und Schmalz und Salz und ich darf nicht heimkommen mit leerem Sack."

Er schaute mich staar an. „Du kannst es!" brummte er, zerrte mit zäher Geberde seine große, rote Brieftasche hervor, zupfte in den Papieren, die wahrscheinlich nicht pure Banknoten waren, zog einen Gulden heraus und sagte: „Na, so nimm derweil das, in vierzehn Tagen wird dein Vater den Rest schon kriegen. Heut hab ich nicht mehr."

Den Gulden schob er mir in die Hand, ging davon und ließ mich stehen.

Ich blieb aber nicht stehen, sondern ging zum Kaufmann Doppelreiter. Dort begehrte ich ruhig und gemessen, als ob nichts wäre, zwei Maßel Semmelmehl, zwei Pfund Rindschmalz, um zwei Groschen Salz, um einen Groschen

ganz glatt abgegangen. Zum Bache kamen wir an demselben Abende nicht mehr, denn es war der weißfleckige Kettenhund mit den Jungen! Die letzteren waren in einem bunten Häuflein beisammen, in dem es sich ununterbrochen regte und kreisete, bis sich manchmal ein Tierlein, kaum größer wie eine Ratte, loslöste, und täppisch hinkugelte. An diesen Dingern war schier alles Kopf, und am Kopfe wieder schier alles Schnauze und die Schnauze wuzelte sich den Zitzen zu, welche die alte Weißgefleckte zur Verfügung stellte. Das alles, und dann das besorgliche Knurren der Alten und das ängstliche Winseln der Jungen und der mürfelnde Geruch, welcher aus dem Hundelager herkam, betäubte mich beinahe vor lauter Wonne.

„Beißt sie?“ fragte ich den Simmerl, indem ich die Hündin streicheln wollte.

„Jetzt nicht, darum haben wir ihr auch die Kette abgenommen. Mein Vater sagt: Jetzt hat sie keinen Feind, jetzt ist sie ganz Mutter. Aber wie er ein Junges hat aufheben wollen, hat sie ihn doch in die Finger geschnappt.“

„Habt ihr eine Kirche?“ fragte ich, denn es läutete ein Glöcklein.

Da lachte der Simmerl, denn es war die Hausglocke und sie rief zum Nachtmahle.

In der Stube, welche schon sehr dämmerig war, standen zwei große viereckige Tische. Als das Tischgebet gemeinsam und laut gebetet war und die sehr großen Suppenschüsseln ihre warmen duftigen Wolken aufsteigen ließen, setzten sich an den einen Tisch etwa zwölf Bursche, ältere Männer, junge Dirnen und betagte Weibsbilder. Am anderen Tische, schier in der Ecke, nahm der Hausvater Platz, ein dicker, behäbiger, gemütlicher Mann mit

glattrasiertem Gesichte und einem Doppelkinn; dann kamen seine Kinder, von der erwachsenen fröhlichen Lennerl bis herab zum Simmerl und noch tiefer herab zu zwei schier ganz kleinen Kindlein, die von der Magd mit einem Löffel Milchsuppe in den Mund gegossen bekamen. Neben dem Simmerl durfte ich sitzen, und weil der Weg in die gemeinsame Schüssel etwas weit war, so hatten wir zwei zusammen ein Extraschüßlein bekommen, aus welchem wir die Brocken löffelten. Es war Weißbrot, wie es bei mir daheim nicht immer angetroffen werden konnte. Die Hausmutter ging zu und ab, um die Tische zu versehen, und immer auf kurze Zeit setzte sie sich zu uns, um etliche Bissen, gleichsam im Vorübergehen, zu erhaschen. Ja ja, das ging meiner Mutter daheim auch so. Wer kocht, der braucht nichts zu essen, sagen aberwitzige Leute.

Immer wieder mußte ich an Daheim denken, wo sie ja jetzt auf mich warten werden mit dem Abendessen und mutmaßen, warum er denn nicht heimkommt, der Bub, und wo er denn sein mag, der Bub? Bis es vielleicht einem oder dem anderen einfällt: Der ist heilig mit seinem Schulkameraden zum Zutrum gegangen.

Nach der Milchsuppe kam eine Schüssel voll Salat in Essig. Das war mir schon wieder einmal was Neues; bei mir daheim gabs nur Salat in Buttermilch, welche ja auch naß und säuerlich ist, folglich den kostspieligen Essig ganz leicht ersetzen kann. Wir daheim aßen das Grünzeug mit dem Löffel, hier that man's mit der Gabel. Ich stach mich mit solchem Werkzeuge ein paarmal in den Mund, durfte aber nicht mucksen, während daheim bei derlei Ereignis gewiß ein helles Zetergeschrei gemacht worden wäre.

Nach dem Salate kam erst die allergrößte Schüssel; diese enthielt gekochte Kirschen in der eigenen Suppe. Da durfte ich wohl wieder den Löffel nehmen, wäre er nur recht groß gewesen! Denn diese schwarze Kirschensuppe war sehr köstlich! Aber Umstände machten die Leute. Die Kerne quetschten sie im Munde heraus und gaben sie wieder zurück auf einen Teller oder in die hohle Faust. Wir daheim aßen die Kerne mitsamt den Kirschen.

Was bei Tische etwa gesprochen worden, das weiß ich nicht, ist mir gewiß auch ganz gleichgiltig gewesen, weil das Gespräch nichts zum essen ist. Daß sie beim „Leutetisch“ drüben lauter und fröhlicher waren, als wir herüben beim Hausvatertisch, kam davon, weil unter ihnen ein alter Mensch war, der in ernsthaftester Weise die wunderlichsten Reden that, worüber die anderen lachten, bis aber eine Magd sagte:

„Na, den Kickel sollt man nicht so auslachen. Das ist nicht recht, den Kickel so auslachen!“

„Wer lacht ihn denn aus?“ lachte ein Knecht, „wir lachen halt, weil's uns gefallt.“

Das muß ich doch herübergehört haben, denn sonst könnte ich's nicht wissen. Nun weiß ich aber auch, daß der alte Kickel plötzlich von seinem Sitze emporschnellte und mit weitschwingendem Arme, an welchem das Hemd flatterte, an die gegenüberstehende Stubenthür einen Kirschkern warf, der dann wieder mitten in die Stube zurücksprang. Dabei sagte er „Puff!“ und lachte kreischend auf. Und das that er mehrmals, wozu die anderen sagten: Es sei schon recht, er solle in die Thür nur ein Loch werfen, damit man in die Küche hinausgucken könne, ob am Herde heute auch noch Sterz gekocht werde. Jetzt hob der Kickel

seinen anderen Arm und „Puff“ schleuderte er die handvoll Kerne auf einmal an die Thür, daß es knatterte wie bei einem Hagelwetter. Dabei verzerrte der Alte sein runzeliges Gesicht und stieß einen zornigen Fluch aus. Nun stand an unserem Tische der Hausvater auf, ging zum tobenden Alten und sagte begütigend: „Na, na, Kickel, nur nicht so arg. In der Stube so viele Kirschbäume säen! Es wachst ja doch keiner. Sei gescheit, Kickel!“

Bei mir daheim würde der Vater anders geredet haben, wenn so ein Übermut die Stube mit Kirschkernen vollgeworfen hätte.

Nun stellte sich der alte Knecht vor den Hausvater, faltete die Hände und rief mit einer vor Angst stöhnenden Stimme: „Zutrum, Zutrum! Ich weiß mir nicht zu helfen. Er meldet sich halt schon wieder!“

„Michel! Natzel!“ sagte der Hausvater zu zwei anderen Knechten, „bringt den Kickel in sein Bett. Es ist für ihn Zeit zum Schlafengehen.“

Dann haben sie den Kickel hinausgeführt.

Jetzt, was soll das bedeuten?

„Und es ist auch für die Kinder Zeit zum Schlafengehen,“ setzte der Hausvater bei. „Der Waldbauernbub soll im Oberstübel schlafen.“

Die Enttäuschung war arg. Da hatte ich gedacht, der Simmerl und ich würden nebeneinander auf einem Stadl im Heu liegen dürfen, eigentlich der Hauptgrund, weshalb ich mitgegangen war in dieses fremde Haus. Nach dem Maße des Schmerzes darüber, daß es mit dem Heu nichts war, und daß ich ganz allein sollte schlafen müssen in einer finsteren Kammer, werden mir wohl die Thränen in die Augen getreten sein. Bemerkt muß die Hausmutter so

etwas haben, weil sie sagte: „Er kann ja auch im Stübel beim Simmerl schlafen, ein Bett steht leer."

„Auch recht. Aber nicht zu lang schwatzen, Buben!" Also der Hausvater. Darauf ging der Simmerl zu seinen Eltern, küßte ihnen die Hand und sagte: „Gute Nacht!" — Diese Art gefiel mir über die Maßen, und ich beschloß, sie auch bei mir daheim einzuführen. Dazu gekommen bin ich zwar nicht; ich hatte mich bei meinen Eltern stets geschämt, ganz schlimm zu sein, aber ich hatte mich immer auch geschämt, ganz brav zu sein; besonders gewisse Förmlichkeiten, so gut sie mir auch gefielen, widerstrebten mir, wenn ich sie selbst ausführen sollte.

Aus dem Befehle, „nicht zu lange zu schwatzen", schloß ich, daß wir überhaupt schwatzen durften, und als wir jeder in seinem Bettchen lagen, das Licht ausgelöscht hatten, so daß nichts mehr zu sehen war, als die zwei blassen viereckigen Fenster, fragte ich den Simmerl: „Ja, was hat er denn gehabt, dieser Mensch, der Kickel?"

„Kirschkern," antwortete der Junge.

„Warum er so wild worden ist?"

„Ja, der Kickel!" sagte mein Kamerad. „Weißt du's nicht, daß er zehn Jahre eingesperrt ist gewesen? Im vorigen Jahr haben sie ihn ausgelassen."

„Warum?"

„Weil der Kaiser geheiratet hat."

„Deswegen haben sie ihn eingesperrt?"

„Nein, deswegen haben sie ihn ausgelassen."

„Aber Jesses, warum sie ihn eingesperrt haben, möchte ich wissen!" Also mein Schrei.

„Wenn du so schreist, wird der Vater kommen mit dem Karabatschel. — Seinen Buben hat er umgebracht."

Es war grauenhaft. Jetzt wußte ich nicht, hatte der Kickel seinen Buben umgebracht, oder der Zutrum. Wagte aber nicht mehr zu fragen, und wie ich später doch noch einmal versuchte, gab der Simmerl keine Antwort mehr, er war eingeschlafen.

Am nächsten Morgen waren wir durch eine helle Stimme: „Schulbuben! Es ist Zeit!" geweckt worden. Vor dem herzförmigen Fenstergitter fächelte ein Zweig des Hollunderstrauches, dazwischen schien hell und grell die Sonne herein auf unsere schneeweißen Betten, und draußen plätscherte der Hausbrunnen. Ich hätte mich mit dem Simmerl gleichzeitig anziehen sollen, schämte mich aber, meine Beine aus der Decke hervorzuziehen. Mit einem langen Arm zog ich von der Bank die Hose ins Bett und streifte sie mit anerkennenswerter Geschicklichkeit unter der Decke an die Glieder. Dann hinaus zum Brunnen.

Nach dem Waschen das Morgengebet. Der Simmerl wollte in Rücksicht auf seinen Gast darüber hinausgehen, indem er vorgab, mich noch schnell in den Stall zum Schimmel führen zu müssen, allein seine Mutter sagte: „Schimmel wird er sein Lebtag noch genug sehen. Den heiligen Geist braucht ihr in der Schule. Das Morgengebet beten! Kniet nur gleich nieder allzwei!" Vor dem Tische knieten wir uns auf die Bank, beteten jeder für sich ein paar Vaterunser, wobei mir einfiel: Bei uns daheim ists nicht so streng. Zwar sagt auch die Mutter, man müsse beten, kommandiert einen aber nicht schnurstracks auf die Bank. — Nun sollte ich auch sehen, was das Beten ausmacht. Kaum hatten wir unsere Ellbogen von der Tischplatte gehoben, ward diese mit einem weißen Tuche gedeckt, mit weißen Schalen bestellt, mit Weißbrot belegt

und in die Schalen ward aus dem Rohr einer glänzenden Zinnkanne eine braune Suppe gegossen. Bei uns daheim war das just umgekehrt, alles andere braun, die Suppe aber weiß. Hier gabs zum Frühstück keine Milchsuppe, sondern Kaffee. Ich hatte schon von ihm gehört; die herrischen Leute essen Kaffee, aber ein alter Kohlenbrenner hatte gesagt: „Meine lieben Leut, ich bin sicherlich schwarz! Schaut mich an, ob ich schwarz bin! Aber so schwarz und so schlecht bin ich nicht, wie die schwarze Suppe aus dem Mohrenland. Die hat der Teufel aufgebracht, und der Bauersmensch wird hin, wenn er Kaffee ißt!“ — Ich weiß nicht, ob der Kohlenbrenner es wußte, wie weise er gesprochen hatte; ich weiß auch nicht, ob man ihm geglaubt hat; ich weiß nur, daß alles leckerig war nach Kaffee und daß ich es nun schon nicht erwarten konnte, mit dem Löffel in die schwarze Suppe zu fahren. — Uuh! — das ist nicht gut, das ist gallbitter! Den hat freilich der Teuxel aufgebracht!

„Du hast ja keinen Zucker hineingethan!“ lachte der Simmerl und warf mir aus einer Tasse etliche Brocken in meine Schale. — Nun wars ein bißchen anders. Der Simmerl sah mich an und schmunzelte. Ich werde darnach dreingeguckt haben.

Nach dem Frühstück den Zutrumleuten „Behüt Gott“ sagen und fort in die Schule. Ich war ganz muthig geworden und hielt zu Dank und Abschied meine rechte Hand hin wie ein erwachsener ordentlicher Mensch, und da fiel es mir ein: Wie leicht doch das Bravsein geht, wenn man nicht daheim ist!

Als wir die Bergwiese hinangingen, war dort der alte Kickel zu sehen, der mit einer Holzgabel Heuhaufen auseinander streute, damit es in der neuen Sonne noch

besser trocknen konnte. Heute sah ich erst, daß er sehr kümmerlich war. Mitten am Leibe abgebogen, fast geknickt, mit jedem Schritte hinkend, schwankend. Die Kniehose war gewiß auch einmal von Leder gewesen, jetzt hatte sie gar viele Flicken aus anderem Stoff, mit groben, unhilflichen Nähten angeheftet. Die Füße und die sehr braunen und hageren Unterschenkel waren nackt. Brust und Arme wurden von einem braunen Rupfenhemde bedeckt; der alte Filzhut saß wie ein umgestülpter löcheriger Kessel auf dem kleinen grauen Kopfe, doch war er mit einer hoch in die Luft stehenden Geierfeder geschmückt. Die Kniee, die Ellbogen, die Finger — das war alles so scharfeckig, daß man glaubte, sein Lebtag bringe der Alte nichts mehr ins Gerade, und er war wie ein verknorpelter Zirnstrauch auf der hohen Alm, wo der Sturmwind alles verkrüppelt. Als er uns gesehen hatte, rückte er manierlich den Hut, dann arbeitete er weiter.

„Du," fragte ich nun meinen Schulkameraden. „Was ists denn mit dem Kickel?"

„Wenn wir weiter oben sind, erzähl ich dir's," antwortete der Simmerl.

Und als wir in den Wald hineinkamen, wo der Boden flacher ward, legte er seinen Arm in den meinen und sagte:

„Er hat einen Sohn gehabt, und den hat er totgeschossen."

„Unversehens? Zufleiß?" fragte ich sehr erschrocken.

„Zufleiß, ganz zufleiß!"

„Was hat er denn aber angestellt, der Sohn?"

„Gar nichts. Ganz ein braver Mensch ist er gewesen, sagt mein Vater."

„Gott ja! Und hat er ihn denn so schreckbar gehaßt, den Sohn?“

„So viel lieb soll er ihn gehabt haben, den Sohn, viel zu viel lieb.“

„Und deswegen niedergeschossen?“

„Ja, das weiß ich selber nicht, wie es gewesen ist,“ gab der Simmerl zu.

„So ist der Kickel halt wahnsinnig,“ hierauf ich.

„Wahnsinnig nicht. Aber ein bissel verrückt wohl, ein bissel verrückt sein Lebtag und die Leute sagen, man kann sichs nicht denken, weil er sonst so gescheit ist gewesen und ein tüchtiger Jäger im Kaiserlichen drüben, und auch gut gelehrt. Aber die vielen Bücher, die er gelesen hat, sollen ihn zum Narren gemacht haben, sagen die Leute.“

Ich beschleunigte meine Schritte.

„Was laufst denn so, Peter?“

„Wenn er uns nachkommt!“

„Oh, der Kickel thut uns nichts. Die Leute sagen, er hätte auch seinen Sohn nicht umgebracht, wenn er ihn nicht so gern gehabt hätt.“

„Du Simmerl, wenn er uns auch gern hat!“

„So viel nicht, wie seinen Sohn.“

„Du Simmerl, das verstehe ich aber nicht.“

„Ich will den Vater einmal fragen, wie es lauter gewesen ist.“

Und nichts weiter. Am selbigen Tage war ich in der Schule nicht viel nutze. Wenn das so ist! Mein Vater soll mich ja auch gern haben. Er selber hat mir's zwar nie gesagt, aber die Mutter hat mir's gesagt. Wenn es so ist, da getraut man sich gar nicht mehr zu Leuten, die

einen gerne haben. „Und was hat denn der Peterl,“ fragte der Schulmeister, „daß er heute so zerstreut ist?“

Am Nachmittage war ich endlich wieder bei meinem Elternhause. Hinter den Fichten stand ich eine Weile fest in den Sandboden gebohrt — und was wird jetzt werden? — Mein Vater kam mit einem klappernden Schubkarren heran.

„Geh hinein essen,“ rief er mir zu, „nachher komm hinaus in den Wald, wir müssen Brennholz klauben.“

„Hast in der vorigen Nacht beim Zutrum geschlafen?“ fragte meine Mutter, als sie mir das für mich aufbewahrte Mittagsbrot vorsetzte.

„Mutter, der Simmerl hat mich nicht auslassen wollen, bis ich mit ihm gegangen bin.“

„Ist ja recht, Kind. Die Zutrumbäuerin hat sich letztlich schon bei deinem Vater beklagt, daß du dich denn gar nicht anmelden wolltest bei deinen Vettern und Muhmen. Meine Mutter und der Zutrumbäuerin ihre Mutter sind Schwestern gewesen.“

Die Gefahr war gänzlich vorüber. Draußen im Walde fragte ich meinen Vater, ob er des Zutrum alten Knecht Kickel kenne, und was es denn sei mit ihm?

„Jetzt ist keine Zeit zum Schwatzen, jetzt heißt's Holzklauben,“ das war seine Antwort.

Etliche Wochen später war ich mit meinem Vater auf der Ochsenhalde. Es war schon Feierabend, die Ochsen, welche tagsüber an den Pflug gespannt gewesen, bohrten noch ihre Schnauzen in das Futter und grasten emsig. Wir standen daneben und warteten, bis sie satt waren. — Jetzt wäre doch eine Zeit zum Schwatzen, fiel es mir ein, und ich fragte wieder nach dem Kickel.

„Kind, laß den Kickel gehen,“ entgegnete mein Vater,

„dir thut er nichts und uns behüt unser Herrgott vor aller Verirrung. — Siehst du, die Schmelchen (Rispengras) wollen sie nicht fressen, der Hunger wird nicht mehr gar groß sein.“

Bald darauf führten wir die Ochsen in den Hof. Jetzt war nichts weiter, und es vergingen viele Jahre. Wenn ich in dieser Zeit gestorben wär, so hättet ihr, meine Leser, vom Kickel kaum je etwas erfahren. Hingegen wuchs ich aber heran zu einem zwar dünnen, aber leidlich schlanken Burschen, zu schmal für einen Bauern, aber lang genug für einen Stadtherrn — nun ihr wißt es ja.

Und einmal zur Sommerszeit, als ich das weltferne Alpel wieder besuchen wollte, holte ich unterwegs im Walde einen Bauernburschen ein. Ein junger, hübscher, aber ernsthafter Mensch im Sonntagsgewand, obschon Werktag war. Das fiel mir auf. Er hatte eine stramme Haltung, setzte beim Gehen die Beine leicht und gleichmäßig aus, so daß ich dachte: Der ist Soldat gewesen oder noch einer. Auch seine rötlichblonden Haare waren derart kurz geschnitten und hinten rasiert, so daß der runde frischgefärbte Nacken ein paar Zoll glatt war bis zum Hemdkragen hinab. Das längliche Gesicht mit der etwas dünn geratenen Nase, dem falben ganz leichten Schnurrbärtchen und den offenen, klugen Augen ließen vermuten, daß es nicht einer der tölpelhaften und einfältigen war. Damals hatte ich auf solchen Straßen noch ebenso gern Weggenossen, als ich heute allein gehe. Also versuchte ich es mit ihm. Meine Frage, wohin er gehe? Er gehe heim auf seinen Holzschlag im Fischbacherwald. Wo er gewesen? In Krieglach, auf dem Friedhof. Was so ein lebfrischer Bursche auf dem Friedhof mache?

„Nu, wie's halt schon manchmal ist," antwortete er. „Dem alten Kickel hat's gegolten."

Dem alten Kickel! Den Namen hatte ich schon nennen gehört. Ja so, das war doch der alte Knecht beim Zutrum gewesen, welcher —

„Wir wollen miteinandergehen, daß es kurzweiliger ist. Ich bin der Waldbauern Peter." Das war meine Einleitung.

„Kenn Sie eh," war seine Antwort. „Hab Sie auch in Graz oft begegnet, wie ich bei den Soldaten war, Sie haben mich aber nicht erkannt."

„Und warum hast du dich nicht zu erkennen gegeben, wenn du einer von daheim bist?"

„Ich habe Sie wohl einmal wollen anreden, aber dann gedacht, ein gemeiner Soldat, wer weiß, ob's ihm angenehm wäre."

„Natürlich! Du ein gemeiner Soldat, ich gar nichts."

„Ah, das nicht," meinte er, „Sie sind schon wer. Ich weiß es wohl."

„Also den Kickel habt ihr heute begraben. Und wo sind denn die Anderen?"

„Die paar Leute sind schon voraus. Ihrer viele sind nicht mitgegangen. Er war ein armer Einleger."

„Da bist gewiß ein Träger gewesen?"

„Nein," sagte er, „ich bin nur so hinten nachgelaufen. Nicht einmal gebetet ist worden, weil sie gesagt haben, er wär eh ein Heide gewesen. Ich habe mir gedacht, schlechter wie die meisten Leute war er auch nicht. Daß er halt Unglück hat gehabt. Es wird ihm wohl so aufgesetzt gewesen sein. In Gottesnamen, jetzt hat er Ruh."

„Was für ein Unglück soll er denn gehabt haben?"

war meine Frage; endlich glaubte ich nahe daran zu sein, die alte, nun wieder erwachte Neugierde zu befriedigen.

„Sie werden eh gehört haben von der Geschicht,“ sagte der Weggenosse.

„Ja, läuten gehört, aber nie gewußt von woher, weißt du was Genaues?“

„Wissen thu ichs schon,“ meinte er.

Also hatte ich ihn so weit gebracht, daß er anfing, mir alles zu erzählen. Es sind seither wieder viele Jahre her, allein solche Sachen vergißt man nicht, und ich will die Geschichte vom Kickel jetzt mitteilen.

Der Isidor Kickel war der einzige Sohn eines Gutsverwalters auf dem Fürst Schwarzenbergischen Schlosse zu Murau gewesen. Er sollte studieren, wollte auch, sprang aber aus im siebenten Jahre, als er den Jahrgang hätte wiederholen sollen. Hernach versuchte er es mit einer Landwirtschaftsschule, lernte Waldkultur und wollte Förster werden. Brachte es aber nur bis zu einem Forstgehilfen oder Jäger, als welcher er angestellt wurde in den kaiserlichen Waldungen bei Neuberg. Er hätte vielleicht doch Gelehrter werden sollen, denn es war so etwas Grüblerisches in ihm, und er las viel in Büchern zu seiner freien Zeit. Viel zu viel in Büchern. Auch führte er manchmal solche Reden und hielt sich von der Kirche fern, daß die Leute sagten, der Jäger-Kickel wäre vom christlichen Glauben abgefallen. Heute geschieht das oft, setzte mein Wegkamerad bei. Dazumal ist es was Neues gewesen. Man weiß das nicht, wie er's inwendig mit sich gehalten hat; ganz in Ordnung, sagen die Leute, wird's wohl nicht

gewesen sein. Aber sonst kein schlechter Mensch. Einmal, wie er doch bei einem Feste in der Kirche ist, nimmt er Geld aus dem Sack und will's dem Klingelbeutelmann geben, aber der geht an ihm vorbei, gleichsam: Du Unchrist, dein Geld ist mir zu schlecht. Darauf hat der Kickel die Münze einem armen alten Weibel geschenkt, dem war sie nicht zu schlecht, und die Leute haben brav gelacht. Einmal hat sich in die Kirche hinein eine Schwalbe verflogen und nicht mehr herausgefunden, weil die Fenster ein Drahtgitter haben und die Thür ganz hinten ist. Und abfangen hat man sie auch nicht können. Da geht der Kickel jeden Tag in die Kirche, und der Meßner hat gemeint, er bekehrt sich. Der Kickel hat aber nur Vogelfutter hineingetragen, daß die Schwalbe nicht verhungert ist. Und mit der Bekehrung war's halt wieder nichts. Die Leute haben ihn trotzdem gern gehabt und kein Mensch hat ihm was Schlechtes können nachsagen. — Dann hat er eine Lehrerstochter aus der Veitsch geheiratet, sieben Kinder bekommen, wovon er in früher Zeit sechs durch den Tod verlor, drei auf einmal und sein Weib dazu bei einer Seuche. Nur ein einziges Kind war ihm geblieben, ein Knabe, Oswald geheißen. Man kann oft erfahren, daß Leute, die an ein jenseitiges Leben nicht glauben können, in diesem um so lebensdurstiger und liebesinniger sind. Beim Kickel war es fast auch so. Seine Liebe zum einzigen Kinde ward zur schweren berückenden Leidenschaft, und alles, alles, was in seiner Macht stand, bot er auf, um dem jungen, hübschen, heiteren Oswald ein gutes und schönes Leben zu bauen. Er ließ ihn unterrichten, er wollte ihn, als der Junge zwölf Jahre alt geworden war, nach Wien schicken in ein Institut, aber Oswald blieb

lieber in seinen heimatlichen Bergen, und der Jäger brachte es nicht übers Herz, den Knaben fortzuzwingen. Wenige Jahre später trieb er für ihn eine Schreiberstelle im kaiserlichen Forstamte zu Neuberg auf, und noch ein paar Jahre später gab es Hochzeit. Ein holdes Bürgerskind aus Mürzzuschlag war Oswalds Erwählte. Die Liebesgeschichte unterschied sich wahrscheinlich nicht von anderen, und auch die weiteren Verhältnisse blieben auf der gewöhnlichen Bahn. Oswald wurde Holzmeister in den Hochschlägen hinter Mürzsteg und bewohnte mit seinem Weibchen ein Berghaus an der Hohen Veitsch. Nach kaum einem Jahre war natürlich der „kleine Bub“ da, und jetzt konnte Oswald zu seinem Vater sagen: „Ich kann mirs nicht besser wünschen, meine Sorge ist, daß es nicht schlechter wird!“ Denn er muß ein noch viel zufriedenerer Mensch gewesen sein, als sein Vater und von ihm hat's kein Mensch gehört, wie er's mit der Religion gehalten. Sein Weib hat mir, fügte mein Bursche bei, später oft erzählt, wie er sie um den Hals genommen hätte und gesagt: Gott sei Lob und Dank, daß ich dich hab! So muß er doch was geglaubt haben. Und sein Vater, der Kickel, ist halt im Glück geschwommen darüber, daß es seinem Oswald so gut geht.

Der Kickel-Jäger hat in einem alten abgestifteten Bauernhause gewohnt, in der einzigen Stube, die noch bewohnbar war, und er hat zur selben Zeit an einer Fußwunde gelitten, die er sich durch einen Sprung vom Felsen zugezogen, und hat monatelang nicht ins Revier gehen können. Wenn Oswald an den Sonntagen vom Thale nach seinem Berghause hinaufstieg, führte der Weg ihn da vorbei, und er sprach bei seinem Vater zu, um ihn zu

fragen, wie es mit dem kranken Bein gehe und um ihm eines und das andere zu bringen und mit ihm von seinem Weibe und von seinem lieben Knaben zu plaudern. Auch diesen Knaben brachte er manchmal mit, und da machte der Kickel-Jäger seine Kasten und Laden auf und lud Sohn und Enkel ein, alles was ihnen gefiele, mit sich zu nehmen. „Nehmt nur, nehmt," soll er stets gesagt haben. „Es ist ja eh nichts. Das bissel Freud auf der Welt, ich hab sie genossen, sonst ist ja eh nichts. Wenn's schlimm wird — abzwicken."

Dann ist jener Sonntag gekommen. Im August war's, am Morgen schon so heiß, daß der junge Holzmeister Oswald auf dem Weg in die Kirche bei seinem Vater zusprach um einen Trunk Wasser. „Wenn ich nachmittags zurückkomme," soll er zum Vater gesagt haben, „zahl ich dir den Brunnen mit Johannessegen ab." Damit hatte er gemeint, er wolle Wein mitbringen. Den solle er nur dem Weibel und dem Bübel hinauftragen, hatte der Alte geantwortet. Aber denen fehle ohnehin nichts; das Weibel singe schon seit aller Morgenfrüh wie eine Lerche, und der kleine Anderl habe mitten im Schlaf aufgelacht, als er, der Oswald, ihm beim Fortgehen den Kuß gegeben.

„Schwerenöther, du!" hatte der Kickel-Jäger noch gesagt und seinem Sohn auf die Achsel geklopft — und dann „Auf Wiedersehen am Nachmittag!"

Um die Mittagszeit stieg über dem Hochschwabgebirge ein Gewitter auf; es regnete nicht viel, aber ein paarmal tüchtig gekracht solls haben. Eine Stunde später kam vom Berge herab ein Holzknecht, der rief zum offenen Fenster herein: „Kickel-Jäger, wenn du den Rauch sehen willst, so schau hinauf!"

„Was hast denn? Was schreist denn so?“ fragte der Kickel, der ganz allein zuhause gewesen ist.

„Das Berghaus brennt. Der Blitz hat eingeschlagen.“

„Was sagst, Holzknecht?“

„Der Holzmeister, wenn er heimkommt, findet nichts mehr. 's ist alles dahin.“

„Das Weib? das Kind?“

„'s ist alles dahin. Wenn euer Sohn heimgeht, so bereitet ihn vor. Ich muß ins Niederalpel.“ Das hat der Holzknecht gesagt — und davon ist er.

Ich kann es nicht wiedergeben, wie mein Weggenosse es erzählt hat, gerade wie ein Messer ins Herz ist es mir gegangen. Aber der Bursche blieb ganz ruhig, und erzählte weiter.

Was der Kickel-Jäger sich jetzt auf diese Botschaft gedacht hat, das weiß man nicht. Zuerst hat er hinaufwollen gegen die Höhe, wo der schwarze Rauch das ganze Firmament finster macht. Hat aber nicht weiter können, des kranken Fußes wegen. „Sein Weib und sein Kind! — Sein Weib und sein Kind! — Sein Weib und sein Kind!“ Allerweil nur das. „Abzwicken!“ Der Kickel ist in die Stube hinein und hat zum Fenster herausgelauert: Jetzt kommt er und jetzt kommt er! Und hat das Schußgewehr von der Wand genommen und ist mitten in der Stube gestanden und schaut durchs Fenster hin auf den Weg hinaus. Endlich ist er dahergegangen, der Oswald, aus dem grünen Wald hervor und hat nicht aufgeschaut und weiß noch von nichts, und ist so frisch und munter dahergegangen und dem Haus zu, wo der Vater wohnt. Und da hat der Kickel-Jäger durchs Fenster hinausgezielt und hat ihn niedergeschossen.

„Jesus Christus!“ rief ich. „Wahnsinnig ist er geworden!“

„Man kann das auch nicht sagen,“ entgegnete der Bursche. „Wie seine alte Wirtschafterin heimkommt, hat er sie gleich um einen Wagen geschickt, ist zum Gericht gefahren, und beim Verhör hat er ausgesagt: Er hätt's nicht übers Herz bringen mögen, daß sein Oswald das Unglück erfährt und erlebt und er hätte sich gedacht: Weißt von nichts, brauchst von nichts zu wissen. Das dumme Nachleiden viele Jahr und Tag ist nicht von nöten. Ein jäher Tod, und du bist ihnen nach, und du bist von allem ledig, und ich, dein Vater, kann dir nichts mehr Gutes thun als das. — Getroffen, sagte er, habe ich nicht schlecht, und jetzt, meine lieben Herren, macht, daß auch ich fertig werde. — Ich glaube fünfzehn Jahre haben sie ihm gegeben, aber wie im Jahre vierundfünfzig die Kaiserhochzeit war, haben sie ihm den Rest nachgesehen.“

Nachdenklich ging ich den Waldweg entlang und sagte: „Es ist fast nicht zu glauben.“

„Das Beste war nur,“ fuhr mein Begleiter fort, „daß sie ihn zur Stunde abgeholt und nach Loeben geführt haben. Das Allerschrecklichste hätte er sonst noch selber erlebt.“

„Jener Holzknecht, was er gesagt — am Ende war's gar nicht wahr?“ mit stockenden Athem fragte ich es.

„Ins Berghaus hat freilich der Blitz eingeschlagen, ist auch niedergebrannt, aber der Familie des Oswald ist nichts geschehen.“ — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Furchtbar ist mancher Menschen Geschick!

Wir sind eine Weile nebeneinander hingegangen, keiner hat ein Wort gesagt.

Endlich blieb ich stehen und fragte: „Wann hat er's erfahren?"

„Als er nach neun ein halb Jahren wieder frei geworden ist und heimkommt und alleweil so in die Luft hinauslacht, da habe ich ihm's selber gesagt."

„Wie hast du ihm's gesagt?"

„Kickel Vater, Euere Schwiegertochter und euer Enkel, der Anderl, sie leben noch, und es geht ihnen gut."

„Und was hat er darauf gesagt?"

„So? hat er gesagt, die leben noch? Und mir hat immer geträumt, sie wären alle tot, alle! — Gott, was die jungen Leute für Geschichten machen! Und er hat wieder gelacht."

„Also irre!"

„Es wird so gewesen sein," sagte mein Bursche. „Er hat dann noch eine Weile als Bauernknecht sein Brot gesucht, später, wie er's schon nimmer dermachen hat können, ist er in die Einlege gekommen. Die meiste Zeit hat man ihm nichts angemerkt, aber manchmal doch, manchmal doch!"

„Du hast ihn wohl näher gekannt," fragte ich den Burschen.

„Na freilich," war seine Antwort, „er ist ja mein Großvater gewesen."



Vom sterbenden Stausel.

Als vor vierzig Jahren eines Tages ein Schafhirte in die Holzknechthütte des Heschelwaldes trat, kam er just zurecht, wie der Kristen-Stausel anfing zu sterben.

Der Kristen-Stausel, ein Holzknecht im Heschelwalde, war eine Stunde früher noch dagestanden stramm und starr wie die Wettertanne vor der Hütte. Ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann mit brauner Haut, schwarzem Schnurrbartbuschen und dunklen, brennenden Augen, die — wie man sagte — nicht ins Pulverhorn gucken durften, ohne daß ein Unglück geschah. Holzknecht war er nur zur Hälfte, zur andern Hälfte war er Wildschütz. Die beiden Hälften hätten vielleicht einen ganzen Kerl gegeben, wenn der Stausel nicht alleweil so arg krank gewesen wäre. Er hatte nämlich ein „saures Geblüt" und den „Knochenschimpel" und die „Lungelsucht" und die „Abzehrung" und das „Magengromeln" und den „Herzdampf" und die „Schlagelsucht". Sieben schwere Krankheiten, das war kein Spaß! Schon eine allein bringt die Leut' um; aber es war vielleicht gerade gut, daß ihrer mehrere waren, so

nagte eine an der andern und ließen den Strausel in Ruh'. Wenn aber sechse in ihren Nestern schliefen und etwa nur der Herzdampf munter war oder das Magengromeln, da konnte es der Kranke oft schier nicht aushalten, da lag er zu allerlängs hingeworfen auf der Holzbank und ächzte und vermachte sein Gewand den Kameraden. Aber schon nach kurzer Zeit mußten sie das Gewand wieder zurückgeben, weil er es selber anzog und in den Holzschlag ging oder die andere Hälfte seines Wesens bethätigte.

Ein Hirtenmädel war in demselbigen Walde, das hatte Gott dem Stausel zum Ärger erschaffen. Das kam öfters in die Hütte und trällerte den Holzknechten in einem Athem folgende Sache vor: „Springt da Hirsch übern Boch tritt ma mei zwiedopplts driedopplts Brombirlab Blättablott oh is schon a hüscha Mon der ma mei zwiedopplts driedopplts Brombirlab Blättablott in oan Othn nena kon der wird mei Mon.“ — Der Stausel konnte nicht ihr Mann sein, denn mit seinem kurzen Athem brachte er es nur bis zum ersten „Brombirlab Blättablott,“ dermachte er es noch bis zum „hüschen Mon“, da war schon nicht mehr so viel Luft in seiner „Lungel“, daß davor ein Streichholzflämmchen auch nur hätte zucken können, und das war die Folge des „Herzdampfes“.

Das „Magengromeln“ (Knurren im Magen) plagte ihn alle Tage; nahm er etwas dagegen ein, so bekam er das „saure Geblüt“, welches sich besonders durch „Sengen“ (Sodbrennen) kundgab. Nahm er nichts ein, so drohte die „Schlagelsucht“, da kam ein Zustand über ihn, den der Stausel selbst am besten zu schildern wußte: „Just

souviel schricki bin ih. Wans himlazt (blitzt) oder dunnert, do schreckts mih, wans sist wou an Rumpla mocht, do schrecks mih, wan gach a Schuß sollt, do schrecks mih ah! Da sollt ma 's Geblüat van Koupf owi, gonz owi und wird ma blow vor n Augnan." Wenn der baumstarke Holzknecht und Wildschütz mit kläglicher Fistelstimme solches sagte, da war es ordentlich zum Weinen, falls man nicht hätte lachen müssen.

Manchmal hatte er, besonders nach Anstrengungen, ein krebsrotes Gesicht, aber das kam nur vom „sauern Geblüt"; oft mußte er, besonders im Sommer, arg schwitzen, das kam aber nicht von der Hitze, sondern vom „sauren Geblüt". Ein Bauernarzt hatte ihm gerathen, recht viele Süßwurzeln zu essen, es half aber nichts. Zucker aß er in ganzen Stücken, die er mit den Zähnen zerknackte. Honig aß er löffelweise, es half nichts, das Geblüt wurde alleweil noch saurer. „Es steht oh," sagte er mit ergebener Miene. „Däs is holt a sou, wia ba da Milch, in da groß'n Hitz oder in an schlechtn Gschirr wirds saur, zageht, wird Wosser und Toupfn — aftn kon mas weckschüttn. Mit mein Geblüat is s akrat a sou. Da Bruggn-Thomerl (das war der Winkelarzt) hot gsogg, sa long nouh an oanzigs guats Bluatströpfl in mir war, wurds as holtn, wiar oba s leßti Tröpfl saur is, aftn is s gor." — Wiederholt hatte der Kristen-Stausel sich Egel setzen lassen, aber die waren auch nicht so dumm, als sie aussahen, das süße Blut sogen sie ihm aus, das saure ließen sie ihm drinnen.

Fast noch schlimmer als das „saure Geblüt" war der „Knochenschimpel". Bei den Zähnen hatte er angefangen,

die wurden braun und morschten ab, so viel er auch Tabak kauen mochte, was dagegen das beste Mittel ist. Dann kam's in die Fuß- und Handknochen, dort zwickte und zwackte es, bohrte und „bremselte" (juckte), und das war der „Knochenschimpel". — „Die Boan," sagte er, „wern ma schimpel (schimmelig), wiar a Stuck Brot in an Keller. Zerst, moant da Bruggn-Thomerl, wurdns rauch wiar a Budlhaubn, aftn wia die Knouchn über und üba rauch sein, aftn frißt sih da Schimpel einwendi eini, aftn wirds Geboan morb wiar a Mouder und aftn bricht da Mensch zsom wiar a faula Bam."

Gegen diesen fatalen „Knochenschimpel" gab es nur ein Mittel, das Abbeten. Die alte Holzmieslin, eine in wunderwirkenden Dingen erfahrene Frau, strich ihm mit dem Daumen kreuzweise über Arme und Beine: „Menschenhand (oder Fuß), ich streich' dich, Menschenhand, ich bekreuz' dich, mit unseres Herrn Jesu Kreuz und Pein soll dein Fleisch und Bein gesegnet sein, heilig, heilig, heilig sei der Herr Sabaoth in alle Ewigkeit, Amen." — Als auch das nicht anschlagen wollte, sagte die Holzmieslin: „'s is ols zspot, da Schimpel hat sih scha z'weit einigfräissn."

Also wurde es mit dem Stausel immer schlechter und auch die „Schlagelsucht" trat immer drohender hervor. „Mitn Schagel (Schlag), däs is a sou," belehrte uns der Stausel über seinen Zustand: „An iada Mensch hot in sein Koupf drei Bluatstroupfn, de henkn in Hirn, as wia die Thautroupfn af an Groshalm. Wan da rechti Bluatstroupfn owifollt, seln straft (streift) in Menschn s Schlagl af da rechtn Seitn; wan da linggi Troupfn owifollt, selm

strafts n af da linggn Seitn, und wan da mitteri Bluatstroupfn owifollt, selm trifftn s Schlagl ban Herzn und da Mensch is hin."

Also war es eines Tages nachdem das „Magengromeln" und das „saure Geblüt" schlimme Ausdehnung gewonnen hatten und nur mehr ein einziger guter Tropfen im Hirne hing, daß der Stausel unter dem „Knochenschimpel" plötzlich zusammenbrach und zu gleicher Zeit, wahrscheinlich durch die Erschütterung, der Blutstropfen herabfiel. Und gerade zur selben Stunde trat ich, der Schafhirte, in die Holzknechthütte des Heschelwaldes.

„Peda!" röchelte der Sterbende und hob ein wenig seine Hände mit den ausgespreiteten Fingern, „mit mir is s vabei. Mih hot s Schlagel trouffn, s Herzschlagel hot mih trouffn. — Bist mar ollaweil liab gwen, Peda, sullst ah an Ondenkn va mir hobn, lous zua. In mein Gwondtrühel findst a blows Schachterl, däs ghört dein, schütts nit aus. Frouschaugn. Ih hons amol von an oltn Zigeuner kriagg für a Trum Speck und a Pfeifn Tabak. Er hot de Frouschaugn nit brauchn kina, weil er ka Suntakind is gwen; ih hons ah nit brauchn kina, weil ih ah koans bin. Du bist a Suntakind, du konnst as brauchn. Ollamol, wans Mauscha vul is (bei Vollmond), nimst a Frouschäugl ein und konnst da dabei wos wünschn."

Soweit sprach er, da war wieder der Herzkrampf da, der sogar durch das „Schlagel" nicht umzubringen gewesen. Ich nahm die blaue Schachtel aus der Gewandtruhe, wünschte ihm „baldige Gesundheit", obzwar er schon so viel als tot war, und ging meinen Schafen nach.

Kurze Zeit darauf bin ich in eine andere Gegend verschlagen worden. Die geerbten Froschaugen waren

erbsengroße, grünlich-graue Kügelchen. So oft Vollmond war, schloß ich mich in meine Kammer und bei verriegelter Thür und bei vernageltem Fenster und Kopf zerrieb ich mit einem Stein und großer Feierlichkeit ein Froschauge, nahm das Pulver auf die Zunge, und während ich mir einen Wunsch dachte, war es verschluckt. Die Wünsche gingen fast allemal in Erfüllung, nur manchmal etwas ungeschickt. So zum Beispiel wünschte ich mir gleich beim ersten Vollmond eine Tabakspfeife und richtig, schon am nächsten Tag, als mir die Schafe auf das Kornfeld gekommen waren, schmiß mir der Großknecht aus Zorn die seine an den Kopf. Der Wunsch nach einem „lieben Dirndel" wurde vom Vollmonde so verstanden, daß ich ein junges Schwesterlein bekam, das sechste Geschwister, welches mir die Milch wegtrank, die ich sonst des Morgens von der Mutter erhalten hatte. Am redlichsten erfüllt ward der Wunsch nach einem Schnurrbart, nur daß der fünfzehn Jahre nachher kam. Im ganzen beklagte ich mich über die schlechten Froschaugen und meinte, sie würden eben schon zu alt und abgestanden sein, um noch zu wirken. Eines Besseren belehrte mich jedoch der Meßnerhansel, der erinnerte daran, daß solche Froschaugen nur bei einem Sonntagskinde angriffen, ich aber als eins von einem (wahrscheinlich blauen) Montag im Kirchenbuch stünde. Schlau wie ein Advokat fragte mich der siebenspannige Schuster (so geheißen, weil er sieben Gesellen hatte), wie der Wortlaut gewesen sei, mit welchem der selige Kristen-Stausel mir die Froschaugen vermacht habe. „Ja," meinte ich, „er hat halt gesagt, daß ich sie am Vollmond einnehmen soll und mir dabei was wünschen könnte." Da hielt der Siebenspannige mir einen alten zerrissenen Stiefel

hin und sprach: „In der Thomasnacht um Zwölfe schrei in diesen Stiefel hinein: sali en dami! Dann stecke ihn rasch an den linken Fuß, und dabei kannst du dir auch was wünschen. Wohlgemerkt, wünschen kannst du dir, was du willst — ob's in Erfüllung gehen wird, weiß ich nit. Der Stausel wird's auch nit gewußt haben. — Sali en dami! Jetzt war ich um ein ganzes Streichholzköpfchen klüger.

Und seit diesen Geschichten, mein lieber Leser, sind an vierzig Jahre vergangen. Da war es im letztvergangenen Sommer, daß ich mit meinen Söhnen wieder einmal im Gebirge umstrich und eines Tages vom Gewitter überrascht wurde. In einer schief in den Grund gesunkenen Waldhütte nahmen wir Zuflucht. An der Thür stand ein braunes knochiges Weib, das hatte Haare auf den Gesichtswarzen und auf den Zähnen und rief, als sie uns sah, mit einem kurzen Gekreisch ihre Brut herbei. Diese kam aus den dunklen Tiefen des Nestes hervor und bestand aus drei Dirnen von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Mit zottigen Mähnen (eine hatte aber das Haar kurzgeschnitten) kamen sie auf breiten Pfoten langsam herangestapft. Sie hatten alle Männerjacken an und eine nebelte aus der Tabakspfeife. In wehrhafter Stellung standen sie mit ihren plumpen Gliedern da, während wir unter Sturm und Regen mit der Alten verhandelten, ob man eintreten dürfe. Endlich standen die Dirnen ein wenig beiseite, so daß wir uns an ihren strammgestemmten Ellbogen vorüber knapp in die Hütte zwängen konnten. Da drin war's schier finster und dumpfig. Es roch nach modrigem Holz, altem Leder und feuchtem Gewand. Als unsere Augen sich ein wenig zurechtfanden,

sahen wir im Winkel des Kachelofens einen großen Mann sitzen. Er beugte sich vor, stützte die Ellbogen aufs Knie und that bei unserm Eintritte nicht viel desgleichen. Auf dem Kopfe hatte er eine schwarze Zipfelmütze tief über die Ohren herabgezogen, ein schwarzer Bartwisch stand ihm unter der Nase hervor. So oft es blitzte oder donnerte, zuckte er zusammen und dabei zog er die Zipfelmütze immer noch krampfhafter über Ohren und Augen herab. Ich fragte das Weib, ob er ihr Mann sei; sie hatte darauf gar keine Antwort, sondern rief auf ihn hin: „Olta Norr, Stausel, 's thuat jo nix, s is schon übri hintern Berg und wird wieda liachta."

Nun erkannte ich einen alten Bekannten, den Kristen-Stausel, der vor vierzig Jahren an Knochenschimpel, Herzschlagel und noch an mehreren andern Krankheiten gestorben war. Daß er jetzt noch lebte, war lediglich dem Umstand zu verdanken, daß damals die reißenden Krankheiten sich gegenseitig selber auffraßen und den Kranken glücklicherweise verschonten. Das erzählte er mir bald, denn wir wurden sofort miteinander gesprächig. Auch erinnerte er sich noch des einstigen Schafhirten, von dem er gehört, daß er seitdem ein Graf geworden sei, was ihn gar nicht Wunder genommen, weil selbiger ja die Froschaugen gehabt hätte. — Als es dazumal mit dem Sterben nichts gewesen war, hatte er's mit jener Geißhirtin versucht und es mit vieler Übung richtig so weit gebracht, das Stücklein vom „Hirsch übern Boch" in einem Athem hersagen zu können. Darauf nahm sie ihn und erzeugte mit ihm etliche Hünenkinder, von welchen sich sogar die Dirnen derartig entwickelten, daß von den Leuten ihre Dirnenhaftigkeit angezweifelt wurde. Burschen, welche Ber-

suche machten, darüber ins klare zu kommen, wurden durchgeprügelt und hinausgeschmissen.

Mit dem Stausel stand's doch immer noch armselig. Zur Zeit war er lahm, gichtbrüchig und hatte nebst Schwindsucht, Milzbrand, Wassersucht und andern schrecklichen Krankheiten den Zapfelfall, den Hirnschwund und den Leberkrebs. Seit etlichen Tagen war er heiser. „Jo," hauchte er, „s Zapfel is mar ohigfolln. Die Kuhlerliesel kunts wieder auffaziachn, is oba hiaz z'Fischboch entn." Hat nämlich, um dir, lieber Leser, seine weiteren Ausführungen zu verdeutlichen, jeder Mensch in der Kehle ein Fleischzapfchen; wenn du in den Spiegel schaust, kannst es sogar an dir selber sehen. Nun, dieses Zapfchen fällt dem Menschen manchmal hinab in den Magen und dann ist er heiser und kann kein lautes Wort sprechen. Oben mitten auf dem Scheitel hat der Mensch ein bestimmtes Haar, und wenn man daran zieht, so kann man wie durch eine Schnur das hinabgefallene Zapfchen wieder heraufziehen in die Kehle. Aber die wenigsten finden unter den tausend Haaren das rechte auf dem Scheitel, diese Geschicklichkeit muß angeboren sein. Die Köhlerliesel kann es, aber solches Weibsbild war jetzt in Fischbach drüben und so mußte der arme Stausel sein Zapfel im Magen liegen lassen, bis sie zurückkehrt. Ja, wenn er sich nach Fischbach hinüber nachtragen lassen könnte! Gehen kann er nicht einen einzigen Schritt, vor lauter Knochenschimpel.

Viel schlimmer war der Hirnschwund. „Mitn Hirn is s a sou," unterrichtete mich der Stausel, „wan da Mensch olt wird, aftn geht eahms Hoar aus. Wan eahm s Hoar ausgeht, aftn schlogg d Sunhitz durchn Koupf und aftn hebb s Hirn on zan zagehn (zum schmelzen) wiar a

Speck oder a Buda zageht ba da Hitz. Und mei Hirn zageht mar ah, destwegn bin ih imeramol souviel damasch und wirfli (schwindelig), daß ih go nit dastehn mog. Bis s letzt Batzl Hirn zagongen is, sogg die Kuhlerliesel, aftn wirds gor mitn Menschn. Derawegn, mei Koppn, mei Koppn!" — Also hatte seine Kappe dreifachen Zweck, die Augen vor dem Blitz, die Ohren vor dem Knall und das Hirn vor dem Sonnenstrahl zu bewahren.

Die weitaus schlimmste und schrecklichste Krankheit des Stausel jedoch war der Leberkrebs. Mit bewunderns- werter Gelassenheit erzählte er mir, daß er schon über dreißig Jahre lang an diesem Übel leide. Bei einem un- vorsichtigen Wassertrunk hatte er wahrscheinlich ein junges ganz kleines Krebslein mitverschluckt. Das fiel ihm erst auf, als er immer Magenzwicken hatte, natürlich, als das Tier im Magen größer ward, hub es an, seine Scheren zu gebrauchen. Der Bruggen-Thomerl war schon lange tot, so ging der Stausel zum Kofelschneider nach Stanz, der aber verstand es nicht. Der Kofelschneider gab eine Medicin, die das Vieh abwärts treiben sollte, ohne zu bedenken, daß ein Krebs nicht vorwärts, sondern rückwärts geht. Und so war er richtig statt in den Bauch hinab in die Leber heraufgestiegen. „Hät d Medrizin," sagte der Stausel ganz richtig, „heraufgloadt, gstott hino, so war s longschinkad Mistviach zrugg owi und untasih aus. Hiazt hot sa sih in d Leba festgsetzt, und do zwickts und grobbs und beißts und frißts und ka Mensch bringgs mehr außa. Und däs is a sou: Bis da Krebs d Leber aufgfressn hot, is s gor mit an Menschn."

Während der alte Stausel mir sein ungeheueres Elend also vorstellte, hub seine Heiserkeit wesentlich an zu schwinden,

als ob das „Zapfel“ gar nicht warten wollte auf die Köhlerliesel, sondern ganz aus eigener Kraft sachte heraufstiege an seinen angestammten Platz. Das Gewitter hatte sich auch verzogen, und so konnte der Stausel gutes Muts fortfahren, mir von den unzähligen merkwürdigen Krankheiten zu berichten, die in seinem Körper seit fünfzig Jahren daran arbeiteten, ihn umzubringen. Er wurde dabei völlig munter und stopfte sich langsam eine Pfeife an. Während er mit saurem Gesichte den Rauch mühsam aus dem Rohre sog und ausspuckte, jammerte er seinem Weibe vor, daß es ach! wohl schon ganz mit ihm zu Ende sei, weil ihm der Tabak so gar nicht mehr schmecke. Sie brachte ihm zu Trost einen großen Topf mit Kaffee. — Alles war in dieser und um diese Waldhütte, wie es vor hundert oder zweihundert Jahren gewesen sein mochte, nur der Kaffee war da, der ist in die tiefsten Wildnisse vorgedrungen. Alles andere, was man Bahnbrecher der Kultur nennt, ist nicht so weit gekommen, als der Kaffee. Die Hünenbrut des alten Stausel ernährte ihn reichlich im Walde, versorgte ihn mit Kaffee und allem andern, damit er sich ganz seinen merkwürdigen Krankheiten widmen konnte. Während der Stausel den Kaffee mit einem großen Holzlöffel bedachtsam ausschaufelte, schwieg er und gab sich mit Feierlichkeit dem Genusse hin. Als die braune Suppe alle war, wischte der Alte den Löffel mit der Zunge ab, steckte ihn an ein Seitenhänkelchen seiner Lederhose, wo er vorher gesteckt hatte, und begann wieder, sein Elend zu betrachten. Alle andern Krankheiten zusammen, meinte er, fürchte er noch immer nicht so sehr, als die eine, das „Pfnausen“. Was das wäre? fragte ich; da legte er die Spitzen zweier Finger an seine Stirn, schloß die Augen

that den Mund auf und nießte. „Helf uns Goud!“ rief das Weib. „Orma Stausl, muaßt scha wieda sou viel pfnausn!“ — „Däs is die ollagfahrlicherst Kronkhat!“ seufzte der Stausel, „ba koaner ondern Kronkhat wird da Mensch so viel Helf uns Goud sogn wia ban Pfnausn. Däs bringg mih um, werds as scha sechn, meini Leut, s Pfnausn bringg mih um.“ Als er merkte, daß ich ungläubig war, fuhr er fort: „Däs is holt a sou: an iada Mensch muaß pfnausn. Koana pfnaust öfter, as wos er Hoor am Leib hot. Hot da Mensch sar ouft pfnaust, nochha thuat er in leßtn Pfnauser und pfnaust sei Seel aus, und aftn is s gor.“

Um die Zeit, da ich so ganz zufällig in die Behausung des totkranken Stausel geraten war, zählte der Mann fünfundsiebzig Jahre. Und siehe, dieser Mensch, der schon vor einem halben Jahrhundert von sich und Andern aufgegeben war, ist nun wenige Wochen nach meiner Begegnung — geheilt worden.

Das ging so zu. Der Stausel hatte einen alten Kugelstutzen, eine sichere Hand und ein scharfes Auge. Aug' und Hand, meinte er oft, sei an ihm noch das Beste, alles andere wäre dem Juden zu schlecht. Da mußten seine Töchter den lahmen Mann manchmal, wenn der grausam strenge Jäger Martin weit weg war, hinaustragen in den Wald, wo er hernach zwischen Jungwachs kauerte und auf das Reh oder den Hirschen wartete. Und an diesem Tage nun kam anstatt des Hirschen der Jäger Martin, und als er den Wildschützen sah, riß er sein Gewehr von der Schulter, um ihn niederzuschießen. Heisa, wie jetzt der Stausel aufsprang und durch das Dickicht lief, hinab gegen die Hütte! Als seine Leute ihn so

über die Maßen flink dahereilen sahen, meinten sie heilig nichts anderes, als der Stausel habe den Tod in die Hütte gehen sehen und spute sich nun, ihn nicht zu versäumen.

Allerdings fiel er, hier unter sicherer Hut, sofort wieder in sein schweres Siechtum, aber ich dächte doch, man sollte dort, wo das Wunder geschah, eine Votivsäule errichten und darauf schreiben: „Hier ist ein lahmer Mann gehend worden, heiliger Jäger Martin, dir sei Lob und Ehr'!"



Als ich auf den Taschenfeitel wartete.

Als jene Christenlehre im Waldlande vorübergewesen war, bei der ich mich ausgezeichnet hatte, gab es für mich eine herrliche Zeit. Nimmer war ich das nichtige Waldbauernbüblein, sondern vielmehr der junge Gottesgelehrte, der dem Pfarrer hatte sagen können, was christkatholisch glauben heißt, was zur Seligkeit notwendig ist, worin die christliche Gerechtigkeit besteht und was der heilige Paulus über die Ehe gesagt hat. Die Bauern, in deren Gegenwart solche Fragen beantwortet worden, haben sich nur darüber gewundert, daß der Pfarrer mich nicht auf der Stelle zum Priester geweiht; vielleicht, meinte der Höfel-Hans, weiß er ihm zu viel, der Peterl, so daß er gleich zum Papst gewählt werden müßte; und dazu wäre der Bub doch um etliches zu jung.

Zehn Jahre war ich alt. Um diese Zeit hat der Mensch noch eine Menge Vettern. Einer von diesen — der Vetter Jakob wird's gewesen sein — tuschelte mir ins Ohr: „Wart' Peterl, bis dein Namenstag kommt, kriegst was von mir — was Schönes! Extra was, weil du's so brav hast gemacht, allen Verwandten eine Ehr'! Einen Taschenfeitel, wenn du magst!" — Ja, Vetter Jakob,

den mag ich! jubelte es in mir auf, und von der Stunde an begann ich mich unbändig zu freuen auf den Taschenfeitel. Wenn man so einen hat, da kann man nachher was! Man kann Peitschenstecken abschneiden, man kann aus Kiefernrinden Rösser schnitzeln, man kann aus Spänen Kreuzeln machen und sie ans Hausthor heften, man kann Pfeil und Bogen herrichten, man kann auf dem Felde die Rüben ausziehen und sie abschälen und hübsch stückweise in den Mund stecken, man kann den Forellen die Köpfe wegschneiden, bevor man sie in die Bratglut wirft, kurz man kann alles mögliche thun, wenn man einen Taschenfeitel hat. Jede Nacht träumte ich vom Taschenfeitel mit dem gedrechselten gelben Hefte, bis der Namenstag endlich herangekommen war. Am Vorabende, als sie mir mit Kübeln, Pfannen, Hafendeckeln und Feuerzangen die übliche Namenstagsmusik gemacht hatten, kehrte ich mich nicht viel drum, mein ganzes Wesen erfüllte der Gedanke: morgen hast du deinen Taschenfeitel.

Am nächsten Frühtage, als die Wände des Hauses im Morgenrote leuchteten, strich ich schon draußen auf dem thaufrischen Anger herum und guckte zwischen Bäumen und Sträuchern hin nach allen Seiten aus, ob nicht der Vetter Jakob dahersteige. In die Stube zurückgekehrt, gab's dort eine Überraschung. An die Namenstagsstrauben hatte ich gar nicht gedacht. Die Mutter hatte sie mir heuer mit besonders viel Weinbeerlein ausgestattet; ich steckte sie in großen Brocken rasch in den Mund, um die Finger abgeschleckt zu haben und bereit zu sein, wenn der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel käme. Die Stubenthür ging auf, der Vater trat herein, ging langsam auf mich zu: „Dem Namenstagbuben muß man doch eine neue Kappen auf-

setzen!“ und streifte mir eine buntgestreifte Zipfelmütze mit schönem Boschen (Quaste) über die Ohren. Fast wollte er sie in guter Laune mir auch über die Augen ziehen, ich wehrte mit den Händen ab, die Augen müssen freibleiben, wenn der Vetter Jakob kommt!

Jetzt erschienen meine Geschwister. Der Jackerle brachte von seiner Henne, er besaß eine, drei Eier, die Plonele verehrte mir ein Sträußlein aus frischen Nelken und Reseden und einen Kreuzer dazu; die Mirzele schluchzte in ihr Schürzlein, weil sie nichts hatte, worauf ihr meine Mutter eine hölzerne Perlenschnur gab, damit sie mir dieselbe als Angebinde schenken konnte, und ich solle damit nur fleißig rosenkranzbeten. „Der Hund bellt!“ rief ich und horchte erwartungsvoll, ob die schweren Schuhe des Vetters Jakob nicht schlürfelten draußen am Antrittstein. Man hörte so was. Die Grablerin-Godel kam daher, ganz schämig kam sie zur Thür herein und stellte auf die Ofenbank einen großen Handkorb. „Für den braven Namenstagbuben,“ flüsterte sie und begann auszupacken. Zwei große Krapfen und ein braunglänzendes Honigtöpflein und etliche Kaiserbirnen; irgendwo auf der Welt mußten sie also schon reif sein. Und endlich ein Päcklein mit nagelneuem Herbstgewandel, grünausgeschlagenes Jöpplein, roter Brustfleck, braunseidenes Halstüchlein, schwarzes Lederhöslein; ich fuhr allsogleich mit der Hand in den Hosensack: „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!“ Ein paar Schuhe noch und ein Filzhütlein mit Hahnenfeder. „All's z'viel ist's, Schwägerin!“ rief meine Mutter aus. „Da thu' ich den Taschenfeitel hinein!“ wiederholte ich immer wieder'

„Wenn er geistlich wird, soll er einmal eine Messe für mich lesen,“ antwortete die Godel bescheidentlich.

Während die Mutter der Spenderin eine Eierspeise buk, um sie zu ehren, und ich dann eingeladen wurde, mitzuessen, kamen erst unsere Mägde daher. Die Kathel brachte mir ein kirschrotes Sacktüchlein, die Traudel ein paar Wollensocken, die sie selber gestrickt hatte, die Rosel ein Lebkuchenherz mit Bildchen drauf, wo in einem güldenem Körblein zwischen Rosen ein Liebespaar saß. Der alte Steffel brachte mir ein Kränzlein Zithersaiten; die Zither selber bringe er später, wenn er sie selber erst bekommen hätte. Er habe einen Bruder, und wenn dieser einmal sterbe, dann erbe er die Zither, und dann bekäme sie der Namenstagbub, und dieweilen möge er halt mit den Saiten fürlieb nehmen, die ja auch sehr schön wären. Der ganze Tisch war schon voller Sachen, als noch der Stallbub Michel mit einem Napf frisch gepflückter Kirschen daherkam.

„Aber Bübel!" schrie meine Mutter voller Glück, „dich mauern sie heut' in lauter gut Sach ein! Das ist doch aus der Weis', da mußt jetzt wohl recht zum Bravsein schauen."

Ich ging von einem Fenster zum andern. Draußen waren die Thorsäulen und die Bäume und die Büsche, und auf dem Anger die Schafe, der Vetter Jakob aber —. Endlich wackelte über die Wiese etwas daher. Der dicke Vetter Martin kam und hatte ein hölzernes Trühlein bei sich. Während er es in der Stube säumig aufthat, redete er zu mir: „Du Peterl, wann du etwan doch nit Papst solltest werden, so rath' ich dir, werd' ein Zimmermann, da geht's dir auch gut. Zimmerleut braucht man alleweil und giebt's Geld und gut Essen. Und deswegen hab' ich gemeint, ich wollt' dir meinen alten Zimmerzeug schenken;

ich brauch' ihn nimmer, weil ich mir einen neuen zugelegt hab'. Sollt der Zeug zu rostig sein und Scharten haben, so thust ihn halt ein wenig schleifen, und ich wünsch' dir einen glückseligen Namenstag." Bohrer, Stemmeisen, Hobel, Reifmesser, das war schon was! Jetzt, wenn nur auch der Vetter Jakob mit dem Taschenfeitel thät' kommen!

Statt dessen kam der Firmpathe, der gute Simon Miesebner, mit einem weißen Lämmlein, und als er das meckernde Tier vor mir auf die Bank stellte, schlug meine Mutter die Hände über dem Kopf zusammen: „Das helle Christkindel kuntst sein, Bub, so viel tragen sie dir zu! Na geh, das ist zu viel, das bist doch nit wert!"

Ich streichelte das weiche Lämmlein und schielte dabei mit einem Auge zum Fenster hinaus.

Beim Mittagsmahl gab's meine Lieblingsspeisen, ich konnte nichts essen. Ich saß im neuen Herbstgewandel da, steckte meine Hände in die Taschen; allerlei war schon drinnen, nur kein Taschenfeitel.

Nachmittags kam weiterer Besuch. Da gingen ein paar Schulkameraden aus Kathrein herüber. Der eine hatte eine Sammlung von Hosenknöpfen aus Horn und aus Messing und aus Stahl. Von einigen Gattungen, wovon er mehrere hatte, schenkte er mir zum Namenstag. Ein anderer verehrte mir eine Schachtel mit den damals neuen Streichhölzern, warnte mich aber solange vor dem „Zündeln", bis mir eins aufzischend an den Fingern brannte, daß ich es entsetzt von mir warf. Der Nachbarn-Thomerl-Bub schenkte mir ein Handschlittlein mit dem Vorbehalte, ihm selbiges im Winter, so oft Schneebahn wäre, wieder zurückzuleihen. Den Thomerl-Buben fragte ich hierauf nur, ob er den Vetter Jakob kenne.

Der alte Schuster Ernest brachte ein Büchlein über Obstbaumzucht; bei uns wuchsen aber nur Wildkirschen und Holzäpfel. Die Nähterin Leni schickte durch ihr Dirndl den „Himmelschlüssel“. Das war ein Gebetbüchlein für die armen Seelen im Fegefeuer. „Den Himmelschlüssel wird der Petrus wohl eh selber haben,“ bemerkte der alte Steffel, auf meinen Namensheiligen anspielend, worauf die Magd Kathel scharf zurückgab: „Ja, ja, Steffel, für deine arme Seel' wird der Schlüssel auch nit genug sein, die wird wohl auch noch Gebeter brauchen.“ „Kann eh sein,“ entgegnete der Steffel und schnupperte mit der Nase. Mir machte das keinen Spaß, ich dachte nur an den Vetter Jakob. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu arbeiten gebraucht, aber warten ist schwerer als arbeiten!

Gegen Abend kam des Nachbars Hieserl und schenkte mir eine Mundharmonika, an welcher zwar einige Zünglein fehlten, doch blies ich darauf das „Großer Gott wir loben dich!“ und dachte dabei: Bis auch der Taschenfeitel da ist, nachher thut sich's!

Es thut sich auch so! mochte die Jungmagd Rosel gemeint haben; das von mir geblasene „Te Deum laudamus“ für einen Walzer haltend, packte sie mich um die Mitte und hopste mit mir eins über den Anger.

„Ist das schon die Papsteinweihung?“ fragte plötzlich jemand hinter mir, und eine Hand hatte mich am Rockkragen gefaßt. Der Vetter Jakob! — Vor Freudenschreck fiel mir die Mundharmnika von den Lippen in das Gras.

„Wir müssen doch einen Namenstagball haben!“ suchte die Rosel das Tänzlein zu rechtfertigen.

„Christi Heustadl!“ rief der Vetter lustig aus. „Heut' ist zuletzt gar dem Peterl sein Namenstag! — Wenn das

ist, da muß man wohl —“ Er bohrte seine Hand in den Sack, zerrte gemächlich ein ledernes Beutelein heraus, bandelte an demselben herum und kletzelte mir ein funkelndes Silbergröschlein hervor. „So, Bübel, das thust in dein Sparbüchsel und bleib halt schön gesund und brav, daß deine Eltern mit dir eine Freud' haben. Und ich muß wieder anrucken, sonst komm' ich ins Finstere.“

Darauf ist er mit Stock und Füßen weit ausschreitend fortgegangen. — Und mein Taschenfeitel?

Am Abend, als in der Stube das Spanlicht aufgesteckt wurde, was war das für ein stolzes Eigen! Mein Gewandtrühlein, mein Winkelkastel, die Wandstellen ringsum voller Sachen. Sie standen, lehnten, lagen, hingen da, teils noch in blaues Papier geschlagen, teils in hellen Farben auf mich herlachend. Und ich? Ich bin in meinem Leben selten so traurig gewesen, als an jenem Namenstagabend. Sachen von zehnfacher Güte und Schöne hatte ich bekommen, sie machten mir kein Vergnügen, denn sie waren nicht erwartet worden, für sie war in dem kindischen Herzlein kein Platz vorgerichtet worden, sie waren mir gleichgiltig. Und der eine Einzige, der heiß begehrte und sehnsuchtsvoll erwartete, der, an dem schon so viele Vorstellungen und Absichten geknüpft waren, der Taschenfeitel ist nicht gekommen.

So geht es oft auf dieser Welt, auch das wohlwollendste, aus allen Füllhörnern Gaben streuende Glück kann enttäuschen, wenn es blind ist. Nicht darauf kommt es an, daß man ein argloses Menschenkind mit Schätzen überhäuft, als vielmehr einzig nur darauf, daß man seinen oft recht bescheidenen Wunsch erfüllt.



Als wir zur Schulprüfung geführt wurden.

Öfter als zu oft schon ist von der Schule in Krieglach-Alpel erzählt worden, auf welcher ich mehr gelernt hätte, als auf allen übrigen Schulen zusammen. Die Wissenschaften und Künste, die ich mir auf dieser Hochschule angeeignet, sind freilich nicht wieder vergessen worden: Lesen, Schreiben und die absolute Gewißheit, daß zweimal zwei vier sind! — Aber das wissen wir alles.

Und doch wollen wir eins darüber plaudern.

Der Holzbauernhof, in welchem der alte Michel Patterer die Alpelschule gegründet hatte, lag dreitausendvierhundert Fuß über dem Meere, und so konnte der Mann, welcher sonst nichts weniger als ehrgeizig war, seinem Institut die Bezeichnung „Hochschule" mit gutem Fuge beilegen. Dieser Michel Patterer war früher ordentlicher Lehrer in Sanct Kathrein am Hauenstein gewesen; weil er es im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt, — der alte besonnene Mann wird gewußt haben warum — so wurde er von der kirchlichen Behörde kurzer Hand abgedankt und langen Fußes davongejagt. Der alte Mann kam nach Krieglach Alpel, um sich durchzubetteln, allein die Alpler Bauern standen zusammen und

sagten: „Bettler haben wir ohnehin zuviele, aber Schulmeister haben wir keinen, und dahier keinen gehabt seit die Welt steht. Machen wir ihn zum Schulmeister, unsere Kinder sollen Lesen und Schreiben lernen; nützt's nichts, so schadet's nichts."

Der Michel blieb in Alpel und ging mit seinen Wissenschaften hausieren von Hof zu Hof. Je eine Woche lang wurde die Schule in einem und dem anderen der dreiundzwanzig Höfe abgehalten, wo die Kinder der Gemeinde in der Gesindestube zusammenkamen, sich um den großen Tisch setzten und lernten. Wenn die Bäuerin kam, um auf dem Tische ihren Strudelteig auseinanderzuziehen, oder das Gesinde, um Mittag zu essen, mußte freilich der Tisch geräumt werden. Die Kinder gingen hinaus, aßen ihr mitgebrachtes Stück Brot; der Schulmeister setzte sich zu den Knechten und Mägden und that etwas, wozu damals nicht jeder Schulmeister das Talent hatte — er aß sich satt. Außer der Schulzeit machte er sich in dem betreffenden Hofe auch noch dadurch nützlich, daß er Streu hackte, Heu machen oder Dung führen half und dergleichen. Dabei hatte er stets die ruppige braune Lodenjacke am Leibe, die er vom Grabelbauer geschenkt erhalten, und den Seidencylinder auf dem Kopf, den ihm der alte Dechant zu Birkfeld einmal verehrt hatte in früheren Tagen. Lachen und weinen muß ich, so oft ich des guten Michel Patterers gedenke; sein Schicksal ist so seltsam, und sein Herz war so tapfer und so geduldig! Er hatte niemanden mehr auf der Welt, als seine Schulkinder, denen er sein Bestes gab, und wenn er zur nächtlichen Stunde draußen in der Heuscheune lag, ein wenig fröstelnd vor Kälte und ein wenig schwitzend vor Sorge um sein nahes

hilfloses Alter, da mag er sich wohl gedacht haben: Wie wunderlich geht's doch zu auf dieser Welt!

Eine längere Zeit war die Schule bei dem obenbesagten Holzbauer eingeheimt, und gerade aus jener Zeit habe ich die kleine Erinnerung, die hier erzählt werden soll.

Jahrelang hatte sich um unsere Alpelschule niemand gekümmert, sie war weder anerkannt noch verboten, und da der Mann von der Gemeinde verköstigt wurde, so ging die Sache weiter eigentlich niemanden was an.

Doch, doch! — da ist oben im Gebirge ein Mensch mit dem neumodischen Geiste, und der unterrichtet die Kinder! Da kann etwas Sauberes herauskommen! Wie steht's mit der Religion? Werden die Kinder wohl auch zur heiligen Beichte vorbereitet? Zur Kommunion, zur Firmung? — Das müßte man doch einmal näher besehen! — Und eines Tages hieß es: eine große Geistlichkeit kommt nach Alpel, und es wird strenge Prüfung sein!

Der alte Schulmeister sagte nichts dazu und es war ihm nicht anzumerken, ob er sich fürchte oder freue.

Indes schlief alles wieder ein, und die „große Geistlichkeit" kam nicht. Hingegen war im Frühherbste desselben Jahres etwas anderes. Als in der Krieglacher Ortsschule zum Schlusse des Schuljahres der Tag der Prüfung nahte, zu welchem stets auch der Dechant aus Spital erschien und andere Geistliche und Schulaufseher und Lehrer aus Nachbarspfarreien, kam unserem Michel vom Ortsschulrathe der Befehl zu, er habe sich mit seinen Schulkindern am Tage der Prüfung im Schulhause zu Krieglach einzufinden. Und jetzt ging die Not an. Die Schule in Alpel war während der dringenden Feld- und Wiesenarbeiten geschlossen gewesen. Der alte Michel mußte

nun von Haus zu Haus gehen, um die Kinder zusammenzu suchen und ihnen zu sagen, daß sie sich am nächsten Erchtag (Dienstag) beim Holzbauer zu versammeln hätten, hübsch im Sonntagsgewande, fleißig gewaschen und mit gesträhltem Haar, wie als ob sie am Ostertage in die Kirche gingen. Und die Schulsachen mitnehmen. Wir Kinder wußten nicht recht, was das zu bedeuten habe und was das sei: eine Prüfung! Und unsere Eltern wußten es auch nicht. Aber sie meinten, es würde schon was Rechtes sein, sonst wäre vom Sonntagsgewand nicht die Rede. Nur ein alter Kleingütler, der auf den Häusern umherzuklettern pflegte, um den Bauern ihre Strohdächer auszuflicken, hatte über die absonderliche Sache seine Bedenken. — Eine Prüfung! Ob die kleinen Buben etwa schon tauglich wären zu Soldaten gegen die Franzosen! Man dürfe nicht trauen! Wer heutzutag einen kleinen Buben habe, der solle ihn verstecken! — Solcher Meinung waren die Bauern nicht, und der Heidenbauer sagte frischweg: „Wir von Alpel brauchen unsere Buben nicht zu verstecken, wir können sie schon aufzeigen.“

Trotzdem gab es unter den Schulkindern etliche, denen das Ding mit der Prüfung nicht ganz geheuer vorkam. Aber an dem bestimmten Erchtage fanden wir uns fast vollzählig ein beim Holzbauer. Es dürften unser achtzehn bis zwanzig Kinder gewesen sein. Der Schulmeister hatte sich auf das allerbeste zusammengethan. Er hatte blank gewichste Stiefel, hatte ein schwarzes Gewand an, welches er von einem ehemaligen Kollegen, dem Lehrer in Ratten, ausgeborgt; sein mageres Gesicht war glatt rasiert, das dünne graue Haar glatt über den Scheitel zurückgekämmt. Am Halse stand sogar ein schneeweißer Hemdkragen hervor.

hnlich der Halsbinde eines Geistlichen, und als er nun
uch den fast ganz glatt gebügelten Cylinder auf das
haupt setzte, da dachte ich mir: Mit unserem Schulmeister
rauchen wir uns nicht zu schämen.

Wir hatten jedes zu Hause je nach Umständen unser
rühstück verzehrt, und nachdem der alte Michel das seine
un aus der braunhornernen Dose genommen, machten
ir uns auf den weiten Weg nach Krieglach. Unterwegs
urch die Wälder gab der Schulmeister mehrere Ver-
altungsmaßregeln aus: die hohen Herren höflich grüßen,
eim Namensrufe sogleich aufstehen (in der Alpelschule
lieben wir nämlich beim Ausgefragtwerden sitzen), auf
ie gestellten Fragen hübsch laut und deutlich antworten;
enn wir was geschenkt bekämen oder gar in Häuser zum
ssen geladen würden, fein artig sein, und Schön' Dank
igen! und halt so weiter. Ob von den Prüfungsgegen-
änden selbst die Rede war, daran kann ich mich
icht erinnern; der Schulmeister schien der Sache sicher
u sein.

Das Wetter war trüb, nebelig, frostig; ohne eigent-
ch zu regnen, troff es von den Bäumen. Zum Sand-
ühelkreuz gekommen, wo im Thale der Ort stattlich vor
ns ausgebreitet lag, machten wir Halt. Der alte Michel
iß Sauerampferblätter ab, um einzelnen der Kinder damit
ie Schuhe zu reinigen, und auch wo es sonstwo und wie
n uns auszubessern und fürsorglich zu schlichten gab,
hat er's. Waren ja doch die allermeisten von uns, be-
onders die Dirndln, das erstemal in der weiten Welt
nd sahen einem äußerst ungewissen Schicksale entgegen.
nge aneinandergeschlossen marschierten wir hinter unserem
Schulmeister drein durch das große Dorf und der Kirche

zu, neben welcher das Schulhaus stand. Das war ein anderes Schulhaus, als wir deren in Alpel hatten, das stand mit seiner doppelten Fensterreihe da wie ein Schloß, und jedes Fenster war so groß, daß ein Reiter auf hohem Roß ganz bequem durch ein solches aus- und einreiten hätte können. Wir durften aber nicht einmal bei der Thür hinein. Denn davor stand eine kleine alte Frau mit Brillen auf der Nase, diese schaute uns prüfend an und sagte, wenn wir die Kinder aus Alpel wären, so sollten wir uns in die Brennholzhütte hinein setzen und warten, die Herren hätten eben die Dorfkinder in der Arbeit; wenn sie mit diesen fertig wären, würden wir schon gerufen werden. Als wir drin waren, schlug sie das Lattenthor hinter uns zu, so daß es spielte, als wären wir eingesperrt.

Im Schoppen waren aufgeschichtete Scheiterstöße, darauf setzten wir uns und waren recht kleinlaut. Der alte Schulmeister war immer unter uns. Er sagte gar nichts, schnupfte aber sehr oft aus seiner Dose. Nach einer Stunde beiläufig, als unsere Beine schon steif und unsere Nasen schon blau geworden waren, hörten wir vom Hause her ein lebhaftes Getrampel, als ob ein Schock Ziegen über die Stiege liefe. Bald darauf stoben die freigewordenen Dorfkinder auseinander, und wir sahen, wie viele derselben schöne Sachen bei sich hatten, die sie betrachteten und einander zeigten. Da hatten sie Bildchen, rotgebundene Büchlein mit Goldschnitt und in Seidenmaschen gefaßte Silbermünzen. Unser Schulmeister sagte uns, daß solches die Prämien wären, womit die fleißigen Schüler bei der Prüfung beteilt würden. Er deutete nicht an, ob etwa auch uns derlei bevorstünde, für uns gewann aber die

bevorstehende Prüfung nun ein anderes Ansehen. Wir wurden gerufen.

Ehrerbietig und leise schritten wir die Treppe hinauf und in das Zimmer hinein. Das war sehr groß und weiß und licht und hatte Bankreihen und roch nach Kindern. Und an der Wand stand eine Kanzel mit Bücherstößen. Und daneben am Schragen lehnte eine große schwarze Tafel, auf welcher noch die Kreideziffern einer Rechnung standen. Beim Anblicke der Zahlen ward mir sofort übel, denn so sehr ich die Buchstaben stets geliebt, so sehr habe ich die Ziffern von jeher gefürchtet. Wir setzten uns auf Befehl stolpernd in die Bänke und packten unsere Schulbücher und Schiefertafeln aus. Der alte Schulmeister war nahe an der Thür stehen geblieben, hatte unsere Ordnung gemustert und machte nun, als die Herren hereintraten, eine tiefe Verbeugung. Die Herren waren freilich darnach. Da war ein schlanker ältlicher Priester in schwarzem Talar — der Pfarrer von Krieglach; dann ein junger, ebenfalls schlanker Geistlicher mit einem sehr ernsthaften Aloisiusgesichte, das war der Kaplan; hernach ein wohlbeleibter, rund- und rotgesichtiger Herr mit einer recht großen Glatze — das war der Dechant aus Spital am Semmering. Ferner noch mehrere Herren in schwarzem Gewande und mit dunklen und rothen Bärten und funkelnden Augengläsern. Sie musterten uns mit scharfen Blicken, und einer oder der andere zuckte wohl gar ein wenig die Achseln, gleichsam als bedauerte er, solche arme Hascherln so weit hergerufen zu haben für nichts und wieder nichts. Denn es waren gar kümmerliche Figürlein und gar einfältige Gesichtlein unter uns. Man könne sich's ja denken, flüsterte einer der Herren zu seinem

Nachbar, wenn die Kinder aufwachsen wie die Thiere im Walde, und ein solcher Lehrer dazu! Man könne sich's denken!

Da war unter den würdigen Herren auch ein kleiner dicker Kumpan mit stets zwinkernden Äuglein und schmunzelnden Lippen. Er war, soviel ich weiß, ein Gerbermeister und der „Schulvater" einer Nachbarsgemeinde, er war gekommen, um bei der Prüfung auch sein Gewicht geltend zu machen. Dieser nun trat allsogleich vor, nahm einen Jungen der ersten Bank aufs Korn und fragte ihn: „Wie viel hat dein Vater Kinder?"

„Mein Vater hat sieben Kinder," antwortete der Kleine.

„Und wie viel hat dein Vater Finger?"

„Mein Vater hat zehn Finger."

„Falsch," rief der dicke „Schulvater", „wenn dein Vater sieben Kinder hat, so hat er wahrscheinlich achtzig Finger."

Auf das gab's ein paar laute Lacher, der gefragte Schüler aber schaute verblüfft drein.

Der Fragesteller wandte sich zur zweiten Bank. „Jetzt will ich dem saubern Dirndel dort eine andere Aufgabe geben. Wenn auf einem Kirschbaum zehn Gimpel sitzen, und ich schieße einen herab, wie viele bleiben oben?"

Das Mädchen stand auf und antwortete: „So bleiben neun oben."

Zog der „Schulvater" ein sehr schlaues Lächeln und sagte: „Ich glaube, es wird gar keiner oben bleiben, denn die neun übrigen werden davonfliegen."

Jetzt trat der alte Michel ein paar Schritte aus seinem Hintergrund und, mit gefalteten Händen gegen den Frage-

steller gewendet, sagte er sehr demütig: „Wenn ich recht schön bitten dürfte, die Kinder nicht verwirrt zu machen!“

„Ich meine, daß wir in der Schule sind,“ nahm nun der Dechant ernsthaft das Wort, „und weil wir gerade auch beim Rechnen sind, so will ich den dort, den Kleinen mit dem roten Brustfleck fragen.“

Der Kleine mit dem roten Brustfleck war ich.

„Paß nur einmal auf, mein Kind,“ sagte der Dechant. „Ein Bauer hat einen Taglöhner, dem er für den Tag sechsunddreißig Kreuzer Lohn giebt; wie viel Gulden Konventionsmünze wird er ihm für die Woche schuldig?“

„Wenn der Bauer,“ begann ich abzuhaspeln, „dem Taglöhner sechsunddreißig Kreuzer giebt, so wird er ihm in der Woche schuldig — in der Woche schuldig — —.‘ Ich weiß es noch genau, wie mir in jenem Augenblicke zumute war. Als ob ich auf einer sehr hohen Leiter stünde, welche zu schaukeln beginnt. Der alte Michel ruft mir noch zu: „Halt dich fest!“ Aber ich sehe und taste keine Sprossen mehr, alles um mich wird blau und voll kreisender Sterne, ich stürze. — Als ich wieder zu mir kam, hörte ich nur, wie unser Schulmeister entschuldigend sagte: „Das ist halt von den Schwächeren einer.“

Ich setzte mich nieder.

An derselben Frage bissen sich noch ein paar andere die Zähne locker. Der eine antwortete, der Bauer würde dem Taglöhner für die Woche drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer schuldig; der andere behauptete, der Lohn für die ganze Woche mache vier Gulden zwölf Kreuzer. Endlich stellte es sich heraus, daß beide recht hatten, nur daß letzterer von der Sonntagsruhe Umgang nahm. Diesen

fragte daher der Pfarrer von Krieglach ziemlich scharf: „Wie lauten die zwei ersten der Kirchengebote?"

Rasch antwortete der Schüler: „Erstens, du sollst den Feiertag heiligen, zweitens, du sollst die heilige Messe mit gebührender Andacht hören."

„Sehr brav! Nun möchte ich aber von deinem Hintermann hören, wie viel bei dem bethlehemitischen Kindermorde der König Herodes Mädchen töten ließ?"

Der Hintermann war wieder ich, aber diesmal kam er mir recht. „Mädchen gar keins", war meine Antwort.

„Nun, wie kannst du mir das beweisen?"

„Ich kann's beweisen damit, daß der Herodes nur Knaben aufsuchen und tödten ließ, weil er den kleinen Jesus umbringen wollte."

„Ah, vortrefflich!" riefen mehrere. Und der Pfarrer sagt gegen den alten Michel gewendet: „Das ist eine Antwort, die ich von Ihrer Schule nicht erwartet hätte."

Der alte Mann verneigte sich und sagte: „Religion macht den Kindern die meiste Freude. Ich lasse halt Evangelium lesen und was sie von selber nicht verstehen, das erkläre ich ihnen durch Beispiele."

„Du Schwarzäugige dort unten," rief jetzt wieder der Dechant drein: „Wie oft soll der katholische Christ beichten?"

„Der katholische Christ soll jährlich wenigstens einmal beichten und zur österlichen Zeit das heiligste Sakrament des Altars empfangen."

Auf dem Gesichte des „Schulvaters" war die spöttische Miene gänzlich vergangen.

Nachdem in der Religion noch mehrere Fragen klipp und klar beantwortet worden waren, ließ der Pfarrer aus dem Lesebuche ein Stück biblischer Geschichte des alten

estamentes laut lesen, jeden durch die Bank nur wenige ätze. Das ging flott und die Herren schauten einander ır so an.

„Wie viel haben Sie in Ihrer Schule Klassen?“ fragte :r Dechant unseren Schulmeister.

„Eigentlich nur eine, oder gar keine,“ antwortete .eser. „Ich teile nicht ab. Wir arbeiten halt fort, bis : lesen, schreiben und ein bißchen rechnen können.“

Nun verlangte man, daß wir unsere Tafeln zum chreiben bereit machten. Der Dechant gab folgendes iktat: „Der Geist des Herrn wich von Saul und ließ nen bösen Geist über ihn kommen, der ihn plagte. Und :he, Saul erschlug tausende und David zehntausende, :nn mit David war der Segen Jehovas.“

Das Diktando war durchgehends fast fehlerlos, nur ir passierte anstatt des heiligen Namens Jehovas ein ımmes „J. Hofers“, was sie aber wieder damit ent-)uldigten, daß ich einer der Schwächsten sei. Die Schriften :r übrigen waren so, daß die Herren untereinander gten: „In der vierten Klasse einer Bürgerschule selbst äre ein solches Resultat glänzend zu nennen!“

Unser alter Schulmeister stand immer gleich demütig : seinem Hintergrunde.

„Aha, die hat's doppelt!“ sagte der Pfarrer plötzlich, .s er die Schiefertafel eines Dirndels umgewendet hatte ıd dieselbe dem Dechanten hinhielt. Die kleine Eigen-ımerin stand auf und sagte: „Das Hintere gilt heute icht, das ist noch von der Schul' her.“

„Wollen einmal sehen, was Ihr in Euerer Schule ır ein Diktando habt,“ sprach der Dechant und las laut ie Schrift auf der Rückseite der Tafel: „Edel sei der

Mensch, hilfreich und gut, das allein unterscheidet ihn von anderen Geschöpfen."

Sie neigten die Köpfe und der Dechant murmelte: „Nicht übel! Nur schade, daß es vom alten Heiden ist."

Damit war die Prüfung beschlossen. Die Herren hatten sich zusammengestellt und sprachen leise miteinander. Der Pfarrer schüttelte die Achseln und machte mit den ausgebreiteten Händen eine Geste, die wir erst verstanden, als er sich zu uns wendete und sprach: „Liebe Kinder! Wir sind mit Euch sehr zufrieden. Es sind Euch auch Prämien vermeint, aber Ihr müsset warten, wir haben heute schon alle ausgegeben, sie werden Euch nachgeschickt werden. Fahrt nur so fort, lernet fleißig und vergesset die Gebote Gottes und die Gebote der heiligen Kirche nicht."

Und dann konnten wir gehen. Der alte Michel machte vor den Herren noch seine ehrerbietige Verneigung und ging mit uns. An der Thür soll ihm im Vorübergehen der „Schulvater" ins Ohr geraunt haben: „Die Prämiierten haben es nicht halb so gut gemacht!"

Hernach standen wir auf dem Kirchplatze noch ein bißchen so herum; endlich fand unser Schulmeister, daß es Zeit sei, den Heimweg anzutreten. Die Wohlhabenden gingen noch in den Bäckerladen um je eine Semmel, wir anderen erquickten uns unterwegs an frischen Quellen und stellten Mutmaßungen an, wann wir die Prämien nachgeschickt erhalten, und worin sie bestehen würden. Der alte Schulmeister nahm aus seiner Dose eine Prise um die andere und schwieg.

Auf die Prämien warten wir noch heute.



Als ich in's Paradies ging.

Noch nichts habe ich euch erzählt von Eustach Weberhofer. Das war jener jugendliche Mann, der in den Fünfziger Jahren an einem Sonntagsmorgen in langem schwarzen Rock durch die Kirche von Sankt Kathrein schritt. Er hatte ein rundes wohlgefärbtes Gesicht, zwei kluge blaue Augen drin und quer über die Stirn das blonde Haar gekämmt. Er machte durch die Kirche würdevolle und ziemlich weit ausgreifende Schritte; seine Wanderschaft ging von der Sakristei, wo er dem Pfarrer das Meßgewand angezogen, nach dem Kirchenchore, wo er im nächsten Augenblicke, wenn der Priester zum Altare trat, schon an die Orgeltasten drücken mußte.

Das war der „Schulmeister“, wie man damals den Schulleiter oder den Oberlehrer noch nannte, im Gegensatze zum Unterlehrer, der kurzweg „Lehrer“ hieß. Mir gefällt das Wort „Schulmeister“ auch sehr gut, man brauchts ja nicht im Sinne wie Schuster- oder Gerbermeister zu verstehen; auch den großen Künstler nennt man Meister, und selbst die Jünger Jesu haben den Herrn „Meister“ genannt. Mein Eustach Weberhofer hat sich gar nicht gekränkt darüber, daß die Bauern von Sankt Kathrein

scharfweg „Schulmeister“ zu ihm sagten, bekam er doch gerade als Schulmeister Zehent an Korn, Wolle, Butter und was so eben vorhanden ist. Wer oft „Schulmeister“ sagte, der dachte auch oft an ihn, und das war ihm nicht zuwider.

Mein alter Schulmeister Michel Patterer war damals schon Oberlehrer bei den lieben Engelein, denen er wohl die Noten lehrte, damit sie zu Weihnachten über dem Krippel vom Blatt weg das Gloria in excelsis Deo! singen konnten. Ich hatte schon allerlei Wissenschaften im Kopfe, kannte alle Buchstaben und wußte sie sogar derart zusammenzustellen, daß sie manchmal einen recht guten Sinn, manchmal auch einen schönen Unsinn gaben. Die zwölf Monate des Jahres wußte ich auch, wenngleich nicht der üblichen Reihe nach. Begriff nicht, weshalb soviel Aufhebens, wenn Juli und August im Winter kamen, waren doch unsere Dienstboten, die Julie und der August, auch im Winter gekommen.

„Dir ist der alte Schulmeister zu früh gestorben,“ sagte einmal der Nachbar Thomerl, und an das dachte ich, als nun der Mann mit dem freundlichen Rundgesichte durch die Kirche schritt. Ich war zu jener Zeit ein manchmal recht ungeschickter Ochsenführer beim Ackern, und da nun mein Wunsch, wieder in die Schule gehen zu dürfen, von der Mutter dem Vater unterbreitet wurde, sagte dieser: „Meintswegen soll er was Herrisches lernen, für die Ochsen ist er eh zu dumm.“

Also fing ich an, nach Sankt Kathrein zum Eustach Weberhofer in die Schule zu gehen. Da gings ein bissel anders zu wie beim alten Patterer! Erstens gab es Bänke wie in der Kirche; zweitens lichte Fenster, hinter deren

schöngeflochtenen Eisengittern stets ein paar Hollunderzweige fächelten; drittens hatte der Schulmeister nicht die lange Tabakspfeife in der Hand, sondern ein braungelbes „Staberl“, zum „Hosenausstauben“. Wer hätte gedacht, daß das freundliche Rundgesicht mit den blauen Augen so martialisch scharf dreinschauen konnte, wenn fünf und sechs — zwölf waren, oder wenn die sieben Sakramente mit „erstens Hoffart, zweitens Geiz“ anfingen! In meiner Nähe hat sich wegen Unfleiß oder Widerspenstigkeit manches Strafgericht vollzogen, mir geschah nichts. Ich war ein armes Hascherl aus dem Alpel herab, von dem nicht viel verlangt werden konnte, und wenn es sich um schwierige Fragen aus der Sprachlehre oder der Mathematik handelte, übersah er mich. Allerdings duckt man sich nach Thunlichkeit, aber doch wieder nicht so auffallend, daß es etwa eine gegenteilige, eine herausfordernde Wirkung üben könnte. Beim alten Patterer war von einer Sprachlehre gar keine Rede gewesen, vielleicht galt dort die Meinung, die Muttersprache müsse man von der Mutter lernen und nicht aus dem Buche. Einmal fragte mich hier zu Sankt Kathrein in der Religionsstunde der Pfarrer nach den vier letzten Dingen. Ich nannte sie auf das Verläßlichste, denn gerade über den Tod, das Gericht, den Himmel und die Hölle hatte ich oft meinen Schafen gepredigt von der Felsenkanzel auf der Hochweide. Mehr Erfolg als auf der Hochweide hatte ich mit den vier letzten Dingen hier. Der Katechet nickte mit dem Haupt und der Schulmeister sagte ihm leise und mit leichtem Zucken des Kopfes, das ihm beim Sprechen eigen war, einige Worte. Er verriet, daß ich jener Bauernbursch wäre, der Geistlich werden wollte. Der Pfarrer lachte und sprach, wie er die Welt kenne,

seien, um studieren zu können, die zwei ersten Dinge besser, als die vier letzten. Wetten will ich, er hat mit den zwei ersten Dingen Protektion und Geld gemeint. Da diese Dinge nicht vorhanden waren, so führte ich nach wenigen Wochen wieder die Ochsen vor dem Pfluge her, eine Leistung, zu der die zweimonatliche Schule in Kathrein mich nicht wesentlich gefördert hatte.

Wenige Jahre später saß ich nochmals in der Schulstube zu Kathrein, doch nicht mehr als gewöhnlicher „Trivialschüler“, sondern als jemand, der bereits einen gesellschaftlichen Rang einnimmt. Ich war Lehrling und besuchte die Sonntagsschule, welche in der Stunde zwischen dem Mittagsessen und dem Nachmittagsgottesdienst abgehalten wurde. Und da lernte ich den Schulmeister erst näher kennen.

Weberhofer war einer jener wenigen glücklichen Lehrer, denen man es ansieht, daß sie nicht am Bewußtsein eines verfehlten Berufes kranken, daß sie die Wichtigkeit ihrer Aufgabe erkennen und durch die Ausübung derselben befriedigt werden. Er war — wie es sich später zeigte — einer, der die Vorzüge des Lehrers der alten Schule und die der neuen in sich vereinigte; vom Christentume ging sein Wirken aus, in allen Bereichen des weltlichen Unterrichtes war es daheim, zum Christentum kehrte es zurück.

Menschlich näher rücken durfte ich ihm, als, nachdem er sich aus Birkfeld eine junge Frau geholt hatte, kleine Buben gekommen waren und als diese kleinen Buben Höselein brauchten und ich gerufen ward, mit Schere und Nadel dieses immerhin bescheidene Bedürfnis zu stillen. Da durfte ich bei Tische knapp an Seite des Schulmeisters

sitzen, und nun merkte ich, daß er war, wie auch andere Leute, daß er lachen konnte und scherzen, daß er seinen herzigen Knäblein sogar die Höselein aufknöpfeln konnte, und zwar zu anderen Zwecken, als er das manchmal bei störrischen Schulbuben zu thun gezwungen war. Und in dem Maße, als er niederstieg, ließ er mich aufsteigen. Die Kirchenschlüssel vertraute er mir an und zu den Tageszeiten durfte ich am Thurmstrick ziehen und die Glocke läuten. Und gar Mancher in der Gegend, der spottend meckerte, so oft er des luftigen Schneiderleins ansichtig ward, zog nun vor meinem Läuten den Hut vom Kopf und betete. Und ich dachte dazumal, wie es doch das unsagbarste Glück sein müßte, eine hellklingende Glocke zu läuten, die man hören könne in weiten Landen.

Der erste, der mich auf diesen Weg verwies, war also mein Eustach Weberhofer an jenem Tage, da er mir den Thurmschlüssel in die Hand gab: „Peter, 's hat sieben geschlagen, geh läuten zum Englischen Gruß!"

Es ist also kein Wunder, daß ich den Mann, vor dem bisher nur Ehrfurcht war, nun anfing, abgöttisch zu lieben. Daß er auch der erste war, welchem eines Feierabends, als er meinem Lehrmeister den Lohn ausgezahlt, einfiel: Der Lehrling dürfte auch ein Silberzehnerl vertragen, das betone ich allen Ernstes mit besonderem Nachdruck. Denn es war die einzige Ehrengabe, die ich während meiner Lehrjahre erhalten. „Trinkgeld!" sagen die Leute, die nichts als an ihre Gurgel denken können. Nur meinen vertrauten Freunden gestehe ich's, wozu jener Erstling verwendet worden ist. Und weil du, lieber Leser, zu denselben gehörst, so wisse, daß ich mir von dem Zehnkreuzerstücke — Zeit gekauft habe. Wenn Zeit Geld ist, so wird

Geld wohl auch Zeit sein können. Ich bekam für mein gutes Geld sechs Nachtstunden in Gestalt zweier Unschlittkerzen, bei deren Lichte ich lesen und schreiben konnte, eine Beschäftigung, für die am Tage keine Zeit war. Zwei Kreuzer bekam ich noch heraus und davon wurden Zwetschgen gekauft. Die nahm mir der Blaser Hansel hernach weg und zwar aus zwei gewichtigen Gründen: erstens, weil er die Zwetschgen haben wollte und zweitens, weil er stärker war als ich. Und das ist der Rechenschaftsbericht über den ersten Silberling.

Alles währt nur eine Weile und auf einmal wurde der Herr Schulmeister abgerufen ins Paradies. Denn anders kann man die Gegend nicht nennen, die weit „unten auf dem Lande", am Fuße des Kulm liegt, ein blühender, üppiger Obstgarten, soweit das Auge reicht! Puch heißt das Dörfchen im lieblichen Hügelgelände, wohin Weberhofer versetzt wurde, und das war etwas anderes, als die kalten, steilen und steinigen Berge um Kathrein am Hauenstein.

Der Abschied war für mich nicht einmal aufregend, so ein unfertiges Menschenkind weiß ja gar nicht, was Scheiden bedeutet. Fast erstaunt war ich, als der Geschiedene nachher — nicht mehr da war. Im Schulhause und in der Kirche ging ein anderer Mann um, der einen großen Schnurrbart hatte wie ein Husar, im Schulzimmer oft so schrecklich polterte, daß im Holzschoppen draußen die Hühner aufflatterten, und der auf dem Kirchenchor mit den Musikanten so laut schrie, daß alle Andächtigen sich die Krägen umdrehten, um zu sehen, was da oben los sei. Und das war der neue Schulmeister.

Jetzt kam mir das Verlangen nach dem alten. Zwar

eun Fußstunden war es bis hinaus ins Paradies, und a reifte fast plötzlich der Entschluß, ihm nachzuwandern.)er Mathesel war auch dabei.

Der Mathesel war einer der Schulgenossen, ein ganz eines Kerlchen, aber stramm und unternehmend. Sein)esicht war voller Sommersprossen, auch im Winter, sein)aar mochte ihm die Mutter, ein Holzknechtweib, kämmen)ie sie wollte, es stand borstig nach allen Seiten hinaus. :r verstand es trotz seiner kurzen Beine, ganz respektabel roße Schritte zu machen, und wo es einen Graben zu berspringen, einen Baum zu erklettern, einem anderen)uben die Beine zu stellen gab, da war er der flinkeste nd der fixeste. Leicht gereizt konnte er kratzen und boxen nd beißen und würgen wie ein wildes Tier und selten ab es bei ihm einen Tag ohne Blutvergießen. Wir annten ihn „das Löwerl". Seine Eltern hatten mit dem)ilden Jungen nichts anzufangen gewußt und darum ihn ı die Schule gegeben zum Eustach Weberhofer. Und das)ar dem Löwerl gerade recht, so flink wie im Wald über ;tock und Stein sprang er über die Schulbänke, jeden :naben rempelte er an, dem einen fuhr er mit seinen ıochigen Fingern in die Haare, dem andern riß er das)alstuch los, den dritten warf er zu Boden und knortzte fauchend auf ihm herum; den Schulmeister, als er ihn arob einmal scharf zwischen die Beine nahm, riß er mit :n Zähnen einen Fetzen aus der Hose. Es war nichts :it ihm anzufangen. Ruhig und zahm wurde er nur, enn's Musik gab. Wenn irgendwo ein Waldhorn klang,)er eine Clarinette, da horchte er auf; wenn der Schul- eister geigte, da war er ganz Ohr und konnte sein Auge :cht wenden von den kundigen Fingern, die Saiten und

Fiedelbogen behandelten. Und eines Tages fragte der Schulmeister das Löwerl, ob es nicht Musik lernen wolle? Das Löwerl faltete die braunen Hände: „Bitt gar schön, Herr Schulmeister!" Vor allem war er fürs Blasen; der Schulmeister schenkte ihm eine Clarinette, lehrte ihn die Noten und wie man am Instrumente die Löcher zu- und aufthut und die Klappen drückt. Der Junge packte es gar nicht ungeschickt an, hatte ein gutes Gehör und verstand sehr zarte und wohlklingende Töne hervorzublasen.

Und jetzt war's aus der Weise, den ganzen Tag hörte man das helle Gedudel einer Clarinette, einmal hinter dem Schulhaus, einmal unten auf der Wiese, einmal oben im Wald. Aus diesem verjagte ihn eines Tages der Jäger, denn das schauderliche Gepfeife verscheuchte alle Hasen. Am nächsten Tage traf das Löwerl mit dem Knaben des Jägers zusammen, da gab es heißen Kampf; das Löwerl verbiß sich so wüthig in des Gegners Jacke mit den Hornknöpfen, daß es sich die zwei vorderen Oberzähne zuschanden biß. Und jetzt konnte der Junge nicht mehr Clarinette blasen. Der Jammer war grenzenlos; den Schulmeister dauerte er. „Du Mathesel", sagte er, „wenn du mir's versprichst, daß du nimmer raufest und wild bist, dein Lebtag nimmer, so probieren wir's mit der Geige." Der Junge versprach's bei allen drei Gotten. „Oho!" sagte der Schulmeister, „wir haben nur einen, und wenn du mir's bei dem versprichst, so bin ich reichlich zufrieden."

Also lernte der Knabe auf der Geige spielen, und um dieselbe Zeit wurde der liebe Eustach Weberhofer übersetzt nach Puch am Fuße des Kulm.

Der Mathesel, als er gleich mir sah, daß der fortgezogene Schulmeister nicht mehr da war, machte es kurz.

Er nahm seine Geige und wanderte gen Puch. Ich ging mit ihm. Der Weg über Berg und Thal war uns fremd, doch weil er weiterhin eine breite Straße wurde, so verfehlten wir ihn nicht. Unterwegs, in der Nähe von Birkfeld, wurden wir hungrig. Der Mathesel stellte sich vor ein Haus und kratzte auf der Geige. Zuerst meldete sich drin ein Hund, bald darauf auch eine Katze und endlich ein Weibsbild. Dieses sprach ein äußerst abfälliges Urteil über das Ständchen, als es aber die zwei kleinen unschuldigen Büblein sah, die da heraußen standen, bis über die Knie hinauf weiß vor Straßenstaub, entspann sich zwischen diesen und der Hausbewohnerin eine kleine Unterhaltung, die in einem Topf Milch mit Schwarzbrot gipfelte. Hernach zogen wir wieder fürbaß, und der Methesel war nicht wenig stolz darauf, sein Brot nun schon mit Musik verdienen zu können.

Gegen Abend kamen wir gegen das weltfremde Puch. Die Gegend war fast unheimlich vor lauter Herrlichkeit. Hin und hin lange Strecken waren wir sozusagen eingewölbt von Äpfeln, Birnen und Zwetschgen, die über uns auf den Bäumen hingen. Und zwischen den Bäumen durch, über Gärten, Bohnenranken, Kürbis- und Maisfelder her blauten die fernen Berge. Wir nahmen uns nicht Zeit, eine der großmächtigen „Melonen" zu kosten, die neben dem Wege, an kriechendem Geschlinge herumlagen, wir stürmten auf das Dörfchen ein und auf das Schulhaus. Das Schulhaus war ganz anders, wie jenes zu Sankt Kathrein, aber der Schulmeister und seine Frau und seine Knaben sahen hier genau so aus, wie dort. Sie waren nicht wenig erstaunt, als solche Gäste anrückten, wovon der Musikant sofort erklärte, er sei da und wolle dableiben.

Die Einwilligung seiner Eltern hatte er auch mit, und so kam der Herr Weberhofer zu einem kleinen aber schneidigen Hauswaschel, der tagsüber Kuh und Ziege hütete und abends nach Noten die Geige strich.

Am nächsten Tage fing ich schon frühzeitig an, mich zu schämen. Alles andere war bei der Arbeit, der Schulmeister beim Buchstabieren, die Schulmeisterin beim Bohnenklauben, die Büblein beim Thurmbau, den sie im Hofe aus Steinchen ausführten und das Löwerl beim Ziegenhüten. Ich allein lehnte beschäftigungslos umher und hatte Wahlweh, ob ich noch länger dableiben oder doch vielleicht wieder nach Hause wandern sollte. Dieser Zwiespalt wurde geschlichtet; nach dem Mittagsessen sagte der Schulmeister in seiner weichen aber nachdrücklichen Art: „Peter, willst heute nachmittag mein zweiter Knecht sein? Kraxen auf den Buckel nehmen, Korn tragen!"

Die Werbung nahm ich sofort an und nun stellte es sich heraus, daß — als ich sein zweiter Knecht wurde — er selber sein erster war. Denn gleich mir nahm er eine „Kraxen auf den Buckel", und wir huben an, in der Gegend umzugehen, von Bauernhaus zu Bauernhaus, wie sie zwischen Gärten, Schachen, Feldern und Wiesen standen. Der Schulmeister genoß damals noch einen Uberrest des Zehnten, so der Bauer von Feldfrüchten, Obst u. s. w. zu liefern hatte. Und so gingen wir jetzt aus zu dieser Erntesammlung. Zwei, drei Korngarben bekamen wir fast bei jedem Hause auf die Kraxen, dort und da auch etwas zu trinken. Am erfreulichsten war mir, daß der Schulmeister seinen „zweiten Knecht" nicht mehr wie einen Schulbuben behandelte, sondern ihn den Leuten als seinen jungen Freund aus Sankt Kathrein vorstellte. Es war ein heißer

Tag, aber die Rasten waren gar nicht ersprießlich. Denn so oft wir in Häuser einkehrten und Apfelwein tranken, wurden unsere Kraxen voller und schwerer. Besonders schlimm war es in einem hinter dem Walde abseits gelegenen Höfel. Da gab's eine kleine runde Bäuerin, welche ein paar Dirnlein in die Schule schickte. Die war mir gleich zuwider. Sie schaute uns gar so treuherzig an und wischte sich alle Augenblicke mit der Schürze den Staub von den Händen, obschon keiner dran war, und trippelte so geschäftig hin und her und bewirtete uns mit Brot und Honig. Der Schulmeister mußte mich erst lehren, wie man Honig auf Brot streicht und Butter, denn bei mir daheim war nie Gelegenheit gewesen, mich an solchen Fertigkeiten zu üben. Er ermunterte mich, nur recht zuzugreifen, der Honig sei gesund für die Brust, das Brot mache groß und die Butter fett. Weberhofer war ein Bauernsohn aus Heilbrunn im Gebirge und hatte das Honig- und Butterstreichen wohl auch erst später gelernt. Als wir uns rechtschaffen gelabt hatten und hinausgingen zu unseren Kraxen, sah ich gleich das Unheil. Der Schulmeister schmunzelte und sagte leise zu der Bäuerin: „Bist wohl recht brav. Solche sollt's halt mehr geben, wie du bist!" — Ich dank schön! Die Kraxen waren bis oben bepackt mit schweren Korngarben, und noch legte sie auf jede ein Bündel Flachs. Wir hatten schon aufgeladen, da mahnte sie, noch ein Randel Geduld zu haben, sie hätten ein Sauerl abgestochen — und brachte einen ganzen Schinken herbei, den sie in große Lattichblätter wickelte und mir auf die Kraxen legen wollte. „Thu ihn da herüber auf die meinige," sprach der Schulmeister, „der Bub ist zu schwach beim Sterzl für so viel Gottesgab."

„Und die paar Kaiserbirnen dürft's mir wohl auch nit verschmähen. Die Kinderln daheim werden eh gern ein bissel naschen.“ So die Bäuerin, einen Korb voll großer, gelber Birnen mir auf die Kraxen stellend.

Mein Gott, dachte ich mir, wenn dieses Weibsbild nur nicht gar so wohlthätig wäre! Die bringt einen ja um vor lauter Wohlthätigkeit.

Und in der That, kaum waren wir unter unseren Lasten fünf Minuten gegangen, so mußten wir im Walde unsere Kraxen schon auf einen Scheiterstoß stützen. Mein Lebtag habe ich keinen Schulmeister je so schwitzen gesehen, als damals meinen Gefährten, aber sein rundes Gesicht schaute gar munter drein.

„Wir hätten halt doch zweimal gehen sollen,“ meinte ich schnaufend, denn ein junger Freund kann ja wohl was sagen.

„Meinst!“ entgegnete der Schulmeister, dieweil er sich mit dem blauen Sacktuch die Sintflut vom Angesicht abzuleiten suchte. „Morgen könnte leicht ein anderer Wind gehen — kein so warmer wie heute. Der Mensch muß ernten, so lange schön Wetter ist. Die Leute sind nicht immer gut aufgelegt, fein gleich muß man die Hand aufhalten, wenn sie geben wollen. Trägt man sich schon einmal halb zu todt, so kann man dafür nachher viele Monate lang rasten. Alle Tag ist nicht Kirchtag. Wenn du Schulmeister werden willst, das mußt du merken.“

Wir machten uns wieder auf den Weg, doch zeigte sich's bald, daß es nachgerade gar nicht ging. Nach vorn und hinten purzelten uns die Sachen von der Kraxen. Nun entschloß sich der Schulmeister, seine Kraxen teilweise abzuladen auf einen Steinhaufen und den andern Teil,

bei welchem vor allem der Schweinsschinken war, heimzutragen. Ich mußte mittlerweile bei dem Steinhaufen Wache halten, bis er wieder zurückkäme und wir die übrigen Lasten gleichmäßig verteilt nach Hause tragen könnten.

Während ich Wache hielt, kam ein Falot des Weges, blieb stehen, stützte sich hinterwärts mit seinem Knotenstock und schaute die großen Kaiserbirnen an.

„Sind sie 'leicht dein?" fragte er mich mit gröhlender Stimme.

„Nein, die sind des Pfarrers," war meine Antwort, in der Meinung, an Kirchengut würde er sich doch nicht vergreifen.

Das Ungeheuer streckte seine sehr lange braune Hand aus den fransigen Ärmeln hervor nach den Birnen und sagte: „Die muß man kosten; bei einer Pfarrerstafel hab ich eh schon lang nit mehr gespeist."

Wer weiß, was sich zugetragen hätte, wenn nicht der Schulmeister durch den Hohlweg dahergekommen wäre mit seiner leeren Kraxen. Der Vagabund verzog sich sachte, und wir trachteten nun, die Schätze in volle Sicherheit zu bringen.

Am nächsten Morgen war's zum Abschiednehmen. Mich rief meine Pflicht zurück in die Werkstatt, der Mathesel blieb. Erst nach Monaten kam er nach Hause, und nun konnte er schon mitfiedeln helfen auf dem Kirchenchor an den Sonntagen und im Wirtshause am Kirchweihfeste. Wenn gerauft wurde, so zuckte es ihm wohl noch in den Händen. Da griff er hastig nach dem Bogen und fiedelte. Die Sommersprossen waren nicht mehr zu sehen und auch sein Haar borstete sich weniger, sondern legte sich hübsch glatt über die niedere Stirn herab bis zu den Augen-

brauen. Man nannte ihn noch immer das Löwerl, ich glaube, bis heute ist dem braven Holzarbeiter die stolze Benennung geblieben. Ein Löwe, bezähmt durch die Musik.

Ich habe nach dieser Zeit den Schulmeister Weberhofer in Puch nur noch ein paarmal gesehen. Wie sich der Menschen Wege und Schicksale eben verzweigen und mit anderen Kreisen und Verhältnissen verflechten, so war es auch hier — sein „zweiter Knecht" bin ich wohl nie mehr gewesen, sein jüngerer Freund bin ich verblieben. Vor zwei Jahren, während meiner schweren Krankheit, gerade an dem Tage, als meine Sanduhr abgelaufen wäre, wenn der Engel sie nicht noch einmal umgekehrt hätte, ist der gute Eustach in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre gestorben.

Es war am 16. Dezember 1892.

Fast hätte er mich mitgenommen zu einer anderen Erntesammlung — im jenseitigen Paradise.



Als ich Freigeist ward.

Es läßt sich nicht leugnen, das Ding treibe ich nun schon seit meinem zwölften Jahre. Meine erste literarische Arbeit war eine „Lebensbeschreibung des heiligen Joachim“. Von diesem großen Heiligen hatte ich nämlich nirgends eine Lebensbeschreibung gefunden, also machte ich ihm eine, wozu ich alle Daten und Begebenheiten selbst beistellte, ganz aus Eigenem, und so mit grimmigem Ernst eine unbewußte Parodie der Legende schrieb. Dem heiligen Joachim folgten drei Jahrgänge „Kalender für Zeit und Ewigkeit“, in welchen ich nach der bekannten Manier von Alban Stolz dem Leser die Erde recht schlecht, den Himmel recht hoch und die Hölle recht heiß machte. Mit Vorliebe behandelte ich die vier letzten Dinge, in der löblichen Absicht, alle Leute gruseln zu machen und alle Sünder zu bekehren. Aber während der junge Autor die Menschen dem Himmlischen zuwenden wollte, sank er selbst beträchtlich dem Weltlichen nahe. Dem „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ folgte ein Werk „Freue dich des Lebens“ in welchem Jugendübermut, lustige Fabelei und schüchterne Liebessehnsucht hervorzubrechen begannen und diese interessanten Dinge sogar in Bildern anschaulich gemacht wurden.

In dem von meinem Heimatshause eine starke Stunde entfernten Orte Sankt Kathrein am Hauenstein lebte ein Kaufmann namens Haselgraber. Er hatte eine große Anzahl Kinder, Buben und Mädeln, die alle meine Freunde waren; er war seit Menschengedenken Gemeindevorstand von Sankt Kathrein, und die große Stube in seinem Hause gab an Sonn- und Feiertagen einen beliebten Versammlungsplatz aller ab, die eintreten wollten, um Einkäufe zu machen, oder eine amtliche Angelegenheit zu besorgen, oder sich am Ofen zu wärmen, oder Tabak zu zu rauchen, oder zu plaudern, oder auch alle Erbauungsbücher und Neuigkeitsblätter, die da umherlagen, zu durchblättern. Diese Leute, Männer und Weiber, Alte und Junge, Bauern und Knechte, Holzhauer und Kohlenbrenner durcheinander, waren mein Lesepublikum. In der großen Stube beim Haselgraber hinterlegte ich nämlich meine Schriften, die, insofern sie weltlichen Sinnes, lediglich nur für die jungen Haselgraber beiderlei Geschlechts verfaßt worden waren. Da die Schriften in der Stube des Gemeindevorstandes stets auf dem Tische und den Fensterbrettern umherlagen, so konnte jedermann Einsicht in dieselben nehmen, und da gab's viel Kopfschütteln über den Fabelhans, der, anstatt fleißig zu arbeiten, „lauter solche Sachen“ treibe.

Darob wurde eine alte Magd im Hause Haselgraber allmählich mit einiger Besorgnis erfüllt. Sie konnte selber nicht lesen, mußte nur hören, wie über die Schriften des Waldbauernbuben manchmal gemunkelt und gelacht wurde; also packte sie eines Tages, da just niemand zugegen war, die Sachen zusammen, trug sie um die Dämmerungsstunde in den Pfarrhof und beschwor den Pfarrer, die Schriften

zu prüfen, ob wohl nichts in denselben enthalten sei, was den frommen Seelen der Leser Schaden thun könne.

Der Pfarrer Johann Plesch war ein alter kränklicher und gutmütiger Herr mit stets vorgeneigtem Kopfe und schon grauem Haar.

Er genoß das besondere Vertrauen der Bevölkerung, denn er war noch einer der wenigen Geistlichen, welche die hochröhrigen, glänzenden Stiefel außen über der Hose trugen. Die meisten Priester hatten damals schon neumodische lange Beinkleider, die schlotternd bis auf den Rist hinabhingen. „Bei den Hosen fängt der Antichrist zuerst an!" pflegte die alte Magd Liesel zu sagen, und an dem ehrwürdigen Herrn Plesch fand sie soweit nichts auszusetzen. Der alte Herr hing übrigens darum so genau an der altmodischen Beschuhung, weil diese nach seiner Überzeugung die Füße wärmer hielt als die neuartigen Stiefletten. Wohlverwahrte warme Füße hielt er für die erste Bedingung alles Gedeihens. Als Hauptursache aller Krankheiten des Leibes und der Seele erklärte er die Erkältung der Füße, und wenn er an ein Krankenbett gerufen wurde, so war nach Vollzug der heiligen Handlung sein erstes, daß er den Kranken warm zudeckte an den Füßen.

Diesem guten Herrn brachte also die alte Liesel meinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit" und das „Freue dich des Lebens".

Der Herr Pfarrer und ich waren von der Sonntagsschule und dem Beichtstuhle her gute Bekannte. „In der Schule weiß der Peterl am meisten von allen, und im Beichtstuhl am wenigsten!" Dieses rühmende Wort hatte der Pfarrer einmal über mich öffentlich bei einer Christen-

lehre gesprochen und dadurch mein Ansehen in der Gemeinde außerordentlich erhöht.

Nun, eines Sonntags nachmittags nach dem Segen hinterbrachte auf dem Kirchplatz der Kirchendiener mir den Befehl, ich möchte ein wenig in den Pfarrhof kommen, der Herr habe mit mir etwas zu sprechen.

Das freute mich unbändig, und sofort eilte ich in die Wohnung des Pfarrers. Dieser stand in langem Talare an seinem Lesepult, vor sich die Schnupftabakdose und den blauen Sacktuchknullen, mit dem er sich mehrmals unter die Nase fuhr. Als ich mein „Gut Nachmittag!" gesagt hatte und, das Tuchkappel in der Hand, höflich an der Thür stehen geblieben war, rief er mit seiner etwas dünnen, mir sehr traulichen Stimme: „Bist da?" Hierauf holte er unter dem Pulte hervor mancherlei Papier, und darunter meine Schriften.

„He, he," lachte ich. Wer auf obige Frage eine bessere Antwort weiß, der hebe die Hand auf.

„Setz dich nur nieder," sagte der Pfarrer, nahm mir gegenüber in seinem Lehnsessel Platz und hub an, in den Schriften zu blättern.

„Aus wo hast du denn diese Sachen abgeschrieben?" fragte er so halb singenden Tones.

Jetzt war die Antwort noch leichter. Abgeschrieben hätte ich sie gar nicht; sie wären mir halt nur so zu Sinn gekommen.

„Hast du denn schon einmal einem jüngsten Gerichte beigewohnt, weil du es so genau weißt?"

„Beigewohnt, das nicht," hierauf mein Bescheid, „wie halt Euer Hochwürden immer einmal gepredigt hat, so hab ich mir's gemerkt."

„Ich? Ich hätte so was gepredigt?“ rief er aus.

„Ja, am vorigen Ostersonntag.“

„So, so, na, wird wohl so sein. Brav bist, daß du dir das Wort Gottes also merkest. — Nur fort so.“

Ich glaubte schon, die Sache wäre abgethan und wollte mich erheben. Da schlug er das Heft „Freue dich des Lebens“ auf. „Dahier — —“ er blätterte, suchte dann die Brille, zwängte sie auf die Nase, blätterte wieder, „dahier — ist etwas —. Schau, der Teuxel will nicht auseinander!“ Mit vieler Umständlichkeit klebelte er endlich die Blätter auf, — „dahier, das wirst du von mir nicht gehört haben!“

Er schaute ernsthaft auf mich, ich aufs Papier. — Gedacht hatte ich's. Die Liebesgedichte!

„Diese Verse da,“ fragte er, „sind dir die auch nur so zu Sinn gekommen?“

„Ja,“ antwortete ich leise und beugte mich nieder auf den Tisch.

Jetzt steckte der Pfarrer sein glattrasiertes Gesicht zu mir vor und schrie: „Wickelkind du! Und weißt du denn, was Liebe ist?“

Ich ward stumm. Diese Frage hatte ich nicht erwartet.

Der alte Herr stand auf, ging mehrmals mit großen Schritten die Stube hin und her, so ernst und feierlich, daß mir angst und bang wurde. — „Weißt du, was Liebe ist?“ hallte es schauerlich, und er hatte das Wort doch nicht wiederholt. — Endlich trat er auf mich zu, und in unendlich gütigem Tone sagte er die Worte: „Die Schriften kannst du wieder mitnehmen. Der liebe Gott behüte dich!“ —

Die Tage kamen und gingen. Über Tags mußte ich arbeiten in Wald und Feld, des Abends schrieb ich bei trübrotem Kienspanschein, des Nachts schlief ich so fest, daß am Morgen der Waldbauernbub genau noch so auf dem Stroh lag, wie er des Abends hingefallen war. Einmal aber mitten in der stillen Nacht hörte ich plötzlich eine dünne, grelle Stimme: „Weißt du was Liebe ist?" Ich schrak auf, es war aber nichts weiter und bald werden die Augen wieder zugesunken sein.

Um so frischer hielt ich sie tagsüber offen, und da sah ich denn im Laufe der Zeit, wie die Welt beschaffen ist, und wie die Menschen geartet sind. Was mir gefiel, das pries ich, was mir nicht gefiel, das verdammte ich keck und übergoß es mit Hohn. Und wen ich am wenigsten schonte, über wen ich mich am öftesten und unbarmherzigsten lustig machte, das war — der Waldbauernbub. Denn er hatte genau dieselben Fehler und Lächerlichkeiten wie alle anderen, und wenn ich auf diesen Sack schlug, so meinte ich nicht bloß den Sack, sondern auch den Esel. Immer neue Schriften verfaßte ich, immer neue Falten des Lebens thaten sich mir auf. In manchen tiefen Abgrund habe ich schauen müssen; heute wundert es mich, daß ich nicht besonders darüber erschrak, daß ich Abgründe für selbstverständlich hielt. Das Weh darüber kam erst später, damals waren die Unbegreiflichkeiten des Menschengeschickes gerade gut genug, um flink darüber zu dichten und zu schreiben. — Und die Schriften trug ich in die große Stube des Kaufmannes und Gemeindevorstandes Haselgraber, wo sie fürs erste meine Freunde lasen, die mich dafür lobten oder auch brav auslachten, je nachdem die Sache klug und fein oder pudelnärrisch ausgefallen. Wenn

sie gerade beim Auslachen waren, da that auch die alte Magd Liesel tapfer mit, denn diese war immer noch des Mißtrauens voll, und ein böser Geist, so überlegte sie ganz schlau, der nicht totzupredigen sei, müsse totgelacht werden. Bei diesem Totlachen lachte ich aber selber mit und wurde dabei immer noch lebendiger.

Im neunzehnten Lebensjahre mochte es gewesen sein, als in einem meiner Hefte ein naturgeschichtlicher Aufsatz zu lesen stand.

Eustach, der älteste Sohn des Haselgraber, las ihn eines Tages bei Tische vor, und dieser naturhistorische Aufsatz lautete wie folgt:

Der Mensch.

Eine zoologische Studie.

Der Mensch gehört zur Gattung der Säugetiere, erlangt ausgewachsen die Höhe von sechs Schuh und ein Alter von achtzig Jahren. Er kommt in allen Ländern vor und ernährt sich von Fleisch, wie auch von Pflanzen. Sein Fell ist glatt, der Scheitel behaart, beim Männchen auch die Schnauze. Von Natur sanft, kann er gereizt zum blutdürstigsten Raubtiere werden, in welchem Zustande er in Massen sich gegenseitig tötet. Leidenschaftlich ergeben ist er dem Safte der Trauben und hat er gesoffen, so ist er —"

Der Vorleser brach plötzlich ab. Die Zuhörer hatten gelacht und nun fragte der alte Herr Haselgraber: „Nun, wo fehlt's denn, daß du nicht weiter liesest?"

„Es ist zu dumm!" sagte der Vorleser Eustach.

„Nu, dann laß es gut sein."

Und es wurde darüber zur Tagesordnung geschritten.

Die alte Liesel, welche dem Vorgange beigewohnt hatte, nahm die verdächtige Geschichte aber durchaus nicht so leicht. Heimlich wußte sie sich das Heft zu verschaffen und eilte damit in die Strohkammer, wo ihr der eben anwesende Schuster-Wenz, der ein alter Schriftgelehrter war, den Aufsatz vorlesen mußte, und zwar einschließlich der Stelle, die „zu dumm" war. Die Magd schlug beide Hände zusammen und vermochte kein Wort zu sprechen. Der Schuster-Wenz schwieg auch, sie waren beide sprachlos und starrten einander an.

Kurze Zeit hernach war das Heft beim Pfarrer. Und ein paar Tage später saß dieser auf dem Hügel, der hinter der Kirche aufragt und mit Kiefern und Weißbirken bewachsen ist. Unter einer solchen Birke saß er, seine manchmal ein wenig gichtischen Beine mit einem Wollentuche zugedeckt; „nur Wärme an den Füßen!" Das war ja das einzige Gut, welches er energisch von all den Genüssen dieser Welt begehrte. Sonst war er zufrieden und wußte gar nicht, wie arm er war. Er blätterte jetzt in den neuesten Schriften des Waldbauernbuben. Da geschah es denn, daß dieser zufällig des Weges kam. Der alte Herr duckte sich und ließ den Burschen vorbeigehen bis zum Kreuze hin. Als der Peterl demselben nahte, zog er den Hut vom Haupte und ging vorüber. Der Pfarrer atmete hoch auf: „Gottlob, das heilige Kreuz kennt er noch." Dann rief er laut: „He Peterl, komm her einmal!"

Dieser kehrte um und trat an den Birkenbaum, sich entschuldigend, daß er Hochwürden früher nicht gesehen hätte.

„Umsomehr bin ich mit dir beschäftigt," sagte der Pfarrer und schlug das Heft zurecht; „da lese ich gerade

eine schöne, wie es heißt, zoologische Studie, benamset: Der Mensch. Sage mir, hast du das selber erdacht?"

Ich widersprach nicht.

„Aber Kind, was treibst du denn?" rief er aus, „der Mensch Säugetier! Raubtier! — Der Mensch ist ja ein Ebenbild Gottes!"

„Das leugne ich nicht," hierauf meine Antwort.

„Nun dann kannst du wieder gehen."

Und die Inquisition war zu Ende. Das Heft aber hatte er bei sich behalten, woraus ich schloß, daß es ihm gefallen müsse.

Später habe ich erfahren, daß einen Tag nach dieser kurzen Begegnung unter den Birken die alte Liesel wieder beim Pfarrer war, um sich zu erkundigen, wann der Scheiterhaufen für den Ketzer denn eigentlich errichtet werde. Der Pfarrer soll ihr geantwortet haben, seitdem die Eisenbahn gehe, sei das Holz zu teuer.

„So!" gab die Alte scharf zurück, „und in der Hölle wird die ganze Ewigkeit hindurch geheizt!"

Hierauf der alte Pfarrer achselzuckend: „Möglich, daß sie dort Steinkohlen brennen!"

„Und hat der hochwürdige Herr nicht gelesen von der behaarten Schnauze und daß der Mensch, wenn er gesoffen hat, ein Schweinehund ist? He?"

„Na, das ist ja leider manchmal wahr!" sagte der Pfarrer.

Und nun konnte auch die alte Liesel gehen. Sie hat mich von dieser Zeit an nicht mehr verklagt, wich mir aber aus, wo sie konnte. Nur einmal noch gab sie ihrer Stimmung gegen mich deutlichen Ausdruck. Am heiligen Christabende war's, als der alte Haselgraber seinen Kindern

die Haare schnitt. Als er mit allen fertig war, rief er mir, der ich beim Ofen saß, zu: „Nu, Peterl, setz dich her da auf den Dreifuß, will auch dir deinen Pelz herabscheeren; um ein Schaf mehr oder weniger kommt's mir nicht an." Und mir, der ich an langen Haaren nie Mangel litt, war das recht. — Nun, als er mich in der Arbeit hatte, rief die Magd, welche eben den Tisch scheuerte, dem Haarschneider zu: „Wirst die Scheere schartig machen — bei dem!"

„Wieso?" fragte der alte Haselgraber.

„— wenn du unversehens in die Hörner schneidest —?"

So drastisch faßte der Pfarrer meine Verwandtschaft mit dem Bösen nicht auf, aber eine gewisse Besorgnis meinetwegen war ihm doch anzumerken. Und als die Zeit kam, da ich vor meiner Auswanderung vom guten alten Herrn Abschied nahm, faßte er mit seinen beiden kühlen Händen meine Rechte und sprach: „Kind! Du bist zwar jetzt schon groß geworden, für mich bist du aber immer noch das Kind, das ich getauft, dem ich die erste heilige Kommunion gereicht, das ich unterwiesen in unserem christlichen Glauben und das ich immer recht lieb gehabt habe. — Du gehst jetzt fort von Heim, du gehst in die weite Welt. So einfältig wie ein Kind gehst du dahin und weißt nicht, welche Gefahren dich dort erwarten. Du freuest dich auf die große Stadt, und recht so, du wirst viel lernen. Aber du weißt nicht, wie ganz anders dort die Menschen sind, als daheim bei uns. Sie werden dir anfangs recht gefallen, doch glaube mir, wenn du so wirst wie sie, dann bist du verführt! Du hast Neigung zur Weltlichkeit, auch ein wenig zur sogenannten Aufklärung. Ist ja gut, man soll sich aufklären lassen so viel

man kann, das heißt, man soll sich der Wissenschaft befleißigen und Gott auch kennen lernen in all seinen Werken. Aber eins soll man nicht, und das mußt du mir jetzt versprechen, mein Kind: Unseren lieben Heiland Jesus Christus vergiß nicht. Seine heilige Lehre, die dir deine gute Mutter, dein frommer Vater, dein besorgter Seelenhirte beigebracht haben, vergiß nimmer. Bist du im Glück oder in der Not, des Herrn Wort sei dir Wegweiser und Trost, das wünschet dir dein alter priesterlicher Freund, der jetzt vielleicht das letztemal zu dir spricht in diesem Leben. — B'hüt dich Gott, b'hüt dich Gott, mein Kind! Und achte stets darauf, daß du dich an den Füßen nicht erkältest!"

Er hatte recht, der liebe alte Herr, es war das letztemal gewesen damals, daß er zu mir gesprochen. Doch seiner Worte gedenke ich heute noch mit Rührung, achte stets auf einen christlichen Lebenswandel, besonders aber, daß ich mich an den Füßen nicht erkälte.

Als wir Lichtbratel haben gefeiert.

In unserem Oberlande ist bei Schustern und Schneidern der Brauch, daß sie „von Patrizzi bis Micheli", d. h. von Mitte März bis Ende September nur bei Taglicht arbeiten. Am Anfange dieser Zeit und am Ende derselben sind also die kürzesten Tagewerke, so etwa gutgemessen „von sechs bis sechs". Der Handwerker arbeitet auf der Ster im Taglohne, und da sieht es der Bauer gerne, wenn er früh aufsteht und spät Feierabend macht, was im Sommer und im Winter auch stattfindet. Im Winter steigt der Handwerker morgens fünf Uhr aus dem Neste, arbeitet ein paar Stunden, dann kommt die Frühsuppe, arbeitet wieder vier Stunden, dann kommt das Mittagsmahl, arbeitet fünf Stunden, dann kommt das Jausenbrot, arbeitet eine Stunde, dann kommt die Abenddämmerung, in welcher er eine halbe Stunde Lichtfeier hält, arbeitet nach derselben wieder zwei Stunden, hernach kommt das Nachtmahl, nach demselben arbeitet er noch eine bis zwei Stunden, dann wird es zehn Uhr und Zeit zum Schlafengehen. Wenn dann der Schustergeselle einmal hört, daß in den Städten und Fabriken die Leute täglich nur acht Stunden und bei erhöhtem Lohne arbeiten wollen, sprengt

: vor Zorn unversehens eine Ahle ab und brummt: „Da uß ich hin. Die Leut' haben den Himmel auf Erden!"

„Und die Höll' in der Ewigkeit!" schreit der Meister, ıd reißt seinerseits vor Zorn den Garndraht entzwei. Ja freilich, die Höll' in der Ewigkeit, weil sie die viele eie Zeit dazu brauchen, um die Höll' zu verdienen, und n hohen Lohn, um die Hölle zu kaufen!"

Zu meiner Handwerkerzeit wird noch selten ein solches ;ort gefallen sein. Wir fürchteten uns redlich vor der ölle, wie es einem katholischen Christen ansteht, und euten uns mitunter ein bißchen auf den Himmel, ob- ıar unser Schneidergeselle, den wir den Mehreren hießen, eil er aus Mähren war, einmal etwas zweiflerisch be- erkte: „Was ich für ein Luder bin! Ich glaub's nit, ıß ich in den Himmel komm', ich glaub's nit!"

„Nur fleißig arbeiten, nachher hast nit Zeit zur Luderei!" :it diesem nach beiden Seiten hin vorteilhaften Rat schnitt r Meister das Gespräch ab.

„Zu Micheli," wenn die Nachtarbeiten bei Kerze oder ienspan anhuben — damals gab's kein Petroleum, noch eniger etwas Elektrisches, wenn man den Blitz und die ngen Schneider ausnimmt — fand ein kleines Fest statt, ıs „Lichtbratel". Führt der Meister am Tage des hei- ȝen Michael oder den darauffolgenden Sonntag seine esellen und Lehrbuben ins Wirtshaus, läßt ihnen eine taß Wein auftragen, ferner Schweinsbraten mit Salat, ıd es giebt oft bei zufällig anwesender Musik einen ıstigen Abend, mit welchem die weniger lustigen in der Berkstatt eingeleitet werden. Der Lehrbub muß darum otwendig dabei sein, damit jemand vorhanden ist, der

die Knochen abnagt, und so durfte ich an jenem Tage, von dem ich erzählen will, mit ins Wirtshaus gehen.

Zur Zeit war der Mehrere bei uns, und heute spielte er einen Herrn. Als die erste Weinflasche gekommen war und er davon gekostet hatte, schob er sie zurück und sagte: „Den soll nur der Lehrjung trinken. Geschwefelt ist er.“

„Wenn der Wein geschwefelt ist, so soll ihn der Wirt selber trinken,“ entschied der Meister, „wir zahlen unsere Sach' redlich und wollen auch redlich Sach' haben!“

Am Ofentisch hockte ein alter Mann mit wackelndem Kopfe. Er war sehr sorgfältig rasiert und hatte dichtes nußbraunes Haar. Man hatte ihn auch schon gesehen, als er nicht rasiert gewesen war und kein nußbraunes Haar aufgesetzt gehabt hatte, da gab's einen eisgrauen Bart und einen knochenkahlen Schädel. Man würde sich kaum darum gekümmert haben, wenn der alte Lacken-Lippel, wie er hieß, nicht kurz zuvor sich ein junges Weib genommen hätte.

Dieses Weib war eben erst noch beim Ofen gesessen, ein fröhliches, lebhaftes, dralles Ding, welches — nun, das geht mich nichts an.

Daß ich nur hübsch würdevoll weiter erzähle! Als der Lacken-Lippel wahrnahm, uns Schneidern wäre der Wein nicht recht, machte er einen langen Hals herüber und sprach in seiner Fistelstimme also: „Wenn die Herren den Wein stehen lassen, so bitt' ich drum, ich mag ihn schon.“

Mehrere Gäste wurden nun aufmerksam auf den Alten, und der Tonhöfer Knecht rief ihm zu: „Ja, du Lippel, wo hast denn du heut' dein Weibel?“

Der Lipp blickte etwas befremdet auf die Ofenbank

zu seiner Seite, schaute dann in der Runde umher und piepste: „Ich weiß nit! Ich weiß nit, wo sie ist, mein' Alte. Just vorhin ist sie dagewesen. Na, sie wird halt ein Bissel in die Küche hinausgegangen sein zur Frau Wirtin. Die Weiberleut' haben alleweil was miteinand, he he. Vergelt's Gott, Meister Natz, wenn er mir gehört!" Mit den letzten Worten bestätigte er den Empfang des Weines, den mein Meister vor ihn hingestellt hatte.

Der Wirt brachte eine frische Flasche, die er mit den Worten: „So, der ist besser, da ist auch Bleizucker dabei!" vor uns auf den Tisch stellte.

Unser Meister fragte beim Wirte nun bescheidentlich an, ob er nicht auch ordinäre Weine hätte, ohne Schwefel und ohne Bleizucker, ganz ordinäre?

Der Wirt antwortete, er hätte schon so etwas im Keller, doch es wären die Knechte nicht daheim. — Wozu die Knechte? — Ja, die müßten den Trinker bei den Ohren halten, einer rechts und einer links. — Wir verstanden die alte Überlieferung und ließen es bei dem bißchen Bleizucker bewenden; das heißt, der Mehrere sagte: „Bleiben wir bei dem, und wird er uns zu wild, so soll ihn der Lehrling trinken."

Er wurde ihnen indes nicht zu wild; ich trank Wasser und bewahrte mir — um der Geschichte vorzugreifen — die Fähigkeit, am nächsten Tage dem Meister und dem Gesellen kalte Umschläge um den Kopf machen zu können.

Mittlerweile unterhielt der Tonhöfer Knecht sich mit dem Lacken-Lippel, immer wieder fragend, wo denn der Lipp sein feines Weibel habe?

Neben dem Tonhöfer Knecht saß der Karten-Thom, ein abgefeimter Strick, nebstbei Viehhändler. Dieser stieß

den Knecht fortwährend mit dem Ellbogen und flüsterte: „So sei still! Gunn ihm's, dem Tischler! Der hat schon lang auf die Gelegenheit gepaßt. Jetzt hat er sie, wenn er gescheit ist. Bist du auch froh, wenn einmal Faschingtag ist, weißt! Dem Alten ist eh alleweil kalt, laß ihn ruhig sitzen beim Ofen und mach' ihm lieber was vor, daß er sitzen bleibt."

Aber es war zu spät; der Alte war unruhig geworden, kratzte sich auf der Perrücke und murmelte: „Das kann ich mir selber nit denken, wo sie kunnt sein. Hab' ihr einen Kaffee zahlen wollen, und jetzt rennt sie fort. — Trauderl!" rief er ganz kleinmütig und machte Anstalt aufzustehen. „Ihr Kopftuch ist da, und ihr Jopperl ist auch da, weit kann sie nit weg sein. — Trauderl!"

„Lippel!" sagte nun der Wirt, der den traurigen Gesellen aus der Wirtsstube gern beseitigen wollte, „Lippel! Magst denn nit ein bissel zu der Leonore hinaufgehen, auf ein Mariascherl! Dieweil kommt dein Weiberl wieder."

Die Leonore, so hieß die alte Schwester des Wirtes, welche seit Jahren von der Gicht an ihr Zimmer gebannt war und ihr einziges Lebensglück nur in einem Kartenspielchen fand, wenn ihr jemand half. Aber der Lipp fühlte jetzt gar keinen Antrieb zu einem christlichen Krankenbesuch; er raffte sich zusammen, um nach dem Weibchen zu forschen.

In die Küche stolperte er hinaus und fragte nach seiner Alten. In der Küche schmorte die Köchin an unserem „Lichtbratel", schlürfte die Wirtin an ihrem Kaffee, und die Lacken-Traudel war nicht vorhanden. Im Vorhause war sie früher von der Kellnerin gesehen worden und jetzt keine Spur von ihr. Der Kaffee war fertig, er

soll heiß getrunken werden, da ist er am besten — aber wo ist die Trauderl?! — Der Lipp hub an, im Hause umherzuhasten. Auf einmal rief der hautschlechte Karten-Thom laut: „Der Lipp hat sein Weiberl verloren! Wir wollen sie suchen gehen, wer ist dabei?"

Hei, die Schneider sind dabei! Unser Mehrerer war's, der sich sofort bereit erklärte, sich der Expedition anzuschließen, und ich — blieb natürlich nicht zurück, denn Entdeckungsreisen, die waren in der Jugend meine Passion.

Die Wirtin gab ihre Meinung ab: „Wo wird sie denn sein, die Traudel? Bei der Nähterin Leni wird sie sein. Hat sie mir doch heute erst gesagt, ihr blaugestreifter Wollenrock thät ihr zu eng werden, und sie müßte ihn weiter machen lassen. Wo wird sie denn sein? Bei der Nähterin wird sie sein."

„Und ist auch nit anders!" bestätigte der Lipp. „Der Wollenrock, schau du! Zu eng wird er ihr, he, he! Zu mir hat sie aber nichts gesagt, nit ein Wort davon, das ist ein Band! Aber sein wird's eh! Mein Gott, wie gut ich's mit der Traudel hab' getroffen!" rief er uns allen zu, ganz glückselig aufgeregt war er. „Und jetzt will ich ihr doch gleich den Kaffee nachtragen, ehe er kalt wird, meiner Trauderl!"

Denn die Nähterin Leni wohnte in einem Häuschen der Nachbarschaft und wir schlossen uns dem Alten an, der mit seiner Schale und dem Kipfel gar fürsorglich dahinsiffelte und doch mehr als die Hälfte des köstlichen Getränkes unterwegs verschüttete.

Die Nähterin Leni saß eben auf einem hölzernen Einfuß unter ihrer Ziege und molk sich die Abendsuppe

aus dem Euter. Die Trauderl war nicht bei ihr, und die Leni wußte keinen Bescheid.

Der alte Lipp stand sehr verblüfft da mit seiner Schale. „Jetzt kann ich ihn selber austrinken!“ murmelte er, „daß aber schon gar kein Verlaß ist auf die Weiberleut', schon gar keiner! Jetzt ist sie heimgelaufen und hat mir gar nichts davon gesagt.“ Er wollte wieder ins Wirtshaus zurück, da lispelte ihm der Mehrere ins Ohr: „So leicht möcht' ich's nit nehmen an deiner Stell'! Ein junges unerfahrenes Weibsbild! . . .“

„Trauderl!“ rief der Lippel, „was hat der Satan denn fortzulaufen von mir! Ein schlechtes Zücht, dieses Weibervolk! Trauderl! O du Höllbratel, jetzt ist sie mir durchgegangen! — Trauderl!“

„Wenn ihr die Lacken-Trauderl sucht, die wird halt beim Pfarrer oben sein,“ meinte nun die Nähterin. „So viel ich weiß, hat sie die Vorstandsstelle des Jungfrauenvereines noch nicht niedergelegt. Das wird jetzt doch sein müssen, und da wird sie halt hinaufgegangen sein.“

„Und ist auch so!“ bestätigte der Lipp zuversichtlich. „Weil sie eine gewissenhafte Person ist, meine Traudel, ei, das wohl!“

„Aber schauen sollten wir doch, ob sie oben ist!“ rief der Karten-Thom, dem daran gelegen war, den Alten in Athem zu halten und in den Weiten umherzuführen, — aus Freundschaft für seinen Kameraden, den Tischler.

„Gut ist's, gehen wir zum Pfarrer!“ sagte der Alte. Und wir gingen selbander mit ihm.

Es dunkelte schon der Abend, als wir in den Pfarrhof kamen. Der würdige alte Herr war noch im Garten, eben beschäftigt, ein Gewächs zu betreuen. „Schön guten Abend!“

rief er uns zu, „ich thu' gerad' meinen Spargel binden". Sein Spargel, das war aber ein Schopf Schnittlauch, und der Schnittlauch, das sei — wie uns der Pfarrer sofort versicherte — das beste und gesündeste Gewürze; auf seinen Tisch komme jahraus jahrein keine Suppe, kein Knödel, keine Tunke, kein Kraut ohne Schnittlauch, und was es denn bedeute, daß er noch so spät abends ehrenwerten Besuch habe?

„Gestorben ist niemand," versicherte der Tonhöfer Knecht.

„Angekommen auch niemand," setzte der Karten-Thom bei.

„Gott sei Dank!" antwortete der Pfarrer.

„Mein Weibel!" sagte nun der alte Lipp, „hat sie nicht zugesprochen vor einer halben Stund' oder wann? Die Traudel? Meine Traudel? Meine herzliebe Traudel! — Nicht? Ja höllisch, wo ist es denn nachher hin, das Beest? Die kriegt's, wenn sie heimkommt!" Die beiden Fäuste streckte er schreckbar drohend in die Luft.

„Wenn sie aber nimmer heimkommt!" gab der Karten-Thom zu bedenken.

„Wie meinst das, Thom, wie meinst das?"

Sprach jetzt der Pfarrer: „Dein Eheweib ist dir davon? Lipp, die kommt schon wieder. Und wenn sie frischen Schnittlauch sollt' brauchen, ich habe heuer recht viel nachgezügelt."

Wir sagten höflich gute Nacht, mein Mehrerer sogar „Küß die Hand, Hochwürden!" ohne es zu thun, wornach er uns bemerkte, dieser schöne Ausdruck sei die einzige Lüge, die man auch einem Pfarrer offen ins Gesicht sagen könne.

Als wir wieder hinabschritten gegen das Wirtshaus, packte der alte Lacken-Lipp den Karten-Thom plötzlich am Arm und pfauchte: „Mit deiner Red' früher, was hast damit gemeint?"

„Mit welcher Red'?"

„Daß sie vielleicht nimmer heimkommt?!"

„Kann sie nicht in den Mühlbach gefallen sein?" gab der Thom mit fürchterlich ernster Miene zurück. „In das Vorhaus ist sie gegangen, im Vorhaus ist sie das letzte Mal gesehen worden. Rinnt knapp vor der Hausthür nicht der Mühlbach vorbei? Das Brückel ist nit breit, die Weibsleute sind schwindlich, auf ja und nein liegt eine unten. Ja, mein lieber Lipp, es ist kein Spaß nit!"

Schon während der Rede des Thom hatte der Lipp angefangen, leise zu wimmern, und jetzt brach er in ein lautes Weinen aus: „O meine Trauderl, was ist das! Wird doch das nit sein, daß du mich verlassen hast! Du mein Liebestes auf der ganzen Welt. — Nein, 's ist nit, 's ist nit, sie thut mich nur necken. Das ist ein Galgenstrick, dieses Weibsbild! — Trauderl! Mach keine Geschichten, geh' herfür. Mit so Sachen spaßt man nit. — Wenn's aber doch wär'! Im Mühlbach! Auweh, auweh, mein liebes, gutes, schönes Weiberl!"

So ging es durcheinander, der Alte schluchzte und lachte, betete und fluchte, und so eilten wir dem Mühlbache zu. Da es ganz finster geworden war, so meinte mein Mehrerer, er müsse ins Wirtshaus gehen um eine Laterne, ich möge nur die Tote suchen helfen, das wäre ein christliches Werk der Barmherzigkeit. Er würde auch bald wieder da sein. Wir gingen dem Bache entlang; der Karten-Thom voraus, stets eifrig spähend nach dem

Leichnam der Verunglückten; insgeheim aber war sein Denken also: Tischler, heut' kannst du mit mir zufrieden sein. Ein andermal erweisest du mir einen Gefallen! — Die übrigen, die sich bisher höchlich ergötzt hatten an dem komischen Wehklagen des Alten, sattelten jetzt um, denn der Lipp weinte zu bitterlich.

„Ich denke," sagte der Tonhöfer Knecht, „wir lassen den Mühlbach rinnen wie er will und kehren ins Wirtshaus zurück. Die Traudel hat sich gewiß schon gefunden."

„Wahr ist's!" rief der alte Lipp, „und am End' sucht sie jetzt mich!"

„Ist leicht möglich."

„Du gutes Trutscherl, und suchst mich und grämst dich um mich, es kunnt mir was geschehen sein. Geh' Narrl, dummes, liebes! Nur ein bissel Geduld, wirst mich ja bald wieder haben!" Und eiligen Schrittes dem Wirtshaus zu.

Der Karten-Thom und ich gingen hinten drein, der Thom lachte vergnüglich über den Spaß; mir kam der Spaß schon etwas säuerlich vor. Unser Weg ging an der Kugelbahn vorüber, wo bei Kerzenlicht mehrere Burschen in Hemdärmeln und mit Tabakspfeifen im Munde kegelten. Darunter auch der Tischler Andreas. Als der Thom diesen sah, ging er langsam auf ihn zu, zerrte ihn in den Winkel und flüsterte ihm ins Ohr: „Bist gescheit gewest?"

„Wer, ich?" fragte der Tischler ganz laut. „Ich gescheit, wieso?"

„Der dir den Alten aus dem Weg geschafft hat, das war ich! Weißt!"

„Was geht mich der Alte an?"

„Aber vielleicht sie! Die Junge! Wie du einmal was hast fallen lassen!“

„Dummheiten!“ sagte der Tischler.

„Wirst aber doch derweil die Gelegenheit beim Schopf genommen haben, heut'!“

„Ich hab' Kugel geschoben, und du laß mich dabei in Fried!“

„Geh, geh, Kamerad, thu' nit so — recht gut wirst dich unterhalten haben.“ Also der Thom und zwinkerte mit den Augen.

„Das hab' ich auch,“ sagte der Tischler Andreas scharf, „aber nit so, wie du meinst, schlechter Kerl! Kann ja sein, daß sie mir einmal gefallen hat, wie sie noch ledig ist gewesen, aber ein Schmarotzer bin ich nit. Was ich nehm', das zahl' ich, mein Lieber, und nach Verheirateten mag Der jagen, der keine Ledigen mehr kriegt und ein Lumpenhund ist!“

„Geht das mich an?“ fragte der Thom spitzig.

„Wenn du's brauchen kannst, wird mir ein' Ehr' sein.“

„Du Andreas!“ begehrte der Thom auf.

„Ist's dir etwan nit recht?!“ sagte der Tischler und stellte seine stramme Gestalt sehr nahe vor den Thom hin. Das kam diesem ungemütlich vor, und er verzog sich rasch.

Der Andreas erfaßte — da die Reihe just wieder an ihm war — gelassen die Kugel, gleichmäßig rollte er sie den Laden hinaus, und draußen war ein so mächtiges Geklapper, daß ich heute noch glaube, es fielen wenigstens alle Neun.

Endlich ins Wirtshaus zurückgekehrt, erinnerte ich mich an das Lichtbratel. Aber es war schon vorüber; der Mehrere, welcher früher hineingegangen war, „um die

Laterne zu holen," warf gerade den letzten Brocken unter den Tisch hinab, wo seiner der Hund wartete.

Vom Salat war auf dem Teller noch der Essig da; mein Meister schob mir den Teller zu: „Das ist dir geblieben. So geht's, wenn man den Frauenzimmern nachläuft."

Ebenso einfach als das „Lichtbratel" hatte sich die Angelegenheit des Lacken-Lipp entwickelt. Der Alte kauerte völlig gebrochen beim Ofen, und sein Weib war immer noch nicht zum Vorschein gekommen. Jetzt wurden wir aber wirklich neugierig, wohin sie geraten sein konnte und ganz geheuer kam mir die Geschichte nicht vor. Da war es, zur Zeit des Nachtmahls, als die Kellnerin von der Hinterstube zurückkam, wohin sie der alten, sichen Leonore die Nudelsuppe getragen. Sie stemmte ihre runden Arme in die Seite, that einen Lacher und rief: „Jetzt weiß ich schon, wo die Traudel steckt."

Alles fuhr fragend auf: „Nau?"

„In der Hinterstube, mit der Leonore thut sie schon die längste Zeit Karten spielen."

„Das verfluchtlete Weibmensch!" kreischte der alte Lipp, und hieb seine magere Faust auf den Tisch. Des Weiteren blieb er sitzen und ließ sich ein frisches Seidel Wein geben, wobei ihm sehr gemütlich ums Herz zu werden schien.

„Trink', Bub!" rief er mir plötzlich zu, „du bist brav, du hast auch suchen geholfen. Du bist ja der Lehrjung, nau, die sind alleweil hungerig und durstig, trink' nur rechtschaffen! Und beiß' eine Semmel dazu.

Demnach merkte ich, daß der Lippel, den wir so gefoppt hatten, eigentlich sehr vernünftig war. — Wenn man

Frauenzimmern nachläuft, natürlich! darauf schmeckt einem Essen und Trinken erst recht gut.

Der Lacken-Lipp war überhaupt so ein wenig sonderbar. Seit er in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre geheirathet hatte, dachte und fühlte er nichts mehr, als sein Weibel. Es war ja vieles nachzutragen, und sein kleines Vermögen gestattete ihm, fortwährend verliebt zu sein. Freilich nur das Silbergeld gestattete es! und da kamen manchmal Tage, an welchen der Lipp arg verzagt war.

Die Trauderl war eine arme Magd gewesen und hatte ihn — das sage ich aber nur hinter seinem Rücken — genommen, weil sie sich vor den jüngeren Mannsleuten so schwer zu erwehren gewußt, und weil es von diesen jeder nur auf eine lose Liebschaft abgesehen hatte, sie aber doch ihr Lebtag gern einmal heirathen wollte. „Die Alten sind leicht behalten," nach diesem Sprichworte nahm sie den Lipp und war soweit zufrieden.

Der Alte hatte noch mehr Grund es zu sein, war's aber nur zeitweise. Sein Weibel gab sich nämlich nicht immer genau so, wie er sich's gedacht hatte, sie war manchmal ein bißchen launisch und trotzig und flatterhaft. Der Lipp würde in solchen Zeitläuften vor Wut mit den Zähnen geknirscht haben, wenn er noch welche gehabt hätte; in Ermangelung dieses Rachemittels that er etwas anderes, er enterbte sein Weib. Er schrieb sein Testament: „Im Namen Gottes! Mein Vermögen gehört der Junggesellenbruderschaft, der ich so lange angehört habe, und mein Weib, die soll nichts haben! Philipp Lackensimpler."

Ein andermal war das Weibel wieder überaus besorgt um ihn, war herzig und zuthunlich und knüllte ihm das Ohrläppchen — ein Knüllen, welches der Lipp so

ziemlich für das Köstlichste hielt, was einem in diesem Leben passieren kann. War es denn kein Wunder, daß er sein voriges Testament in Fetzen zerriß und ein neues schrieb: „Im Namen Gottes! Sonst kein Mensch hat von mir was zu hoffen. Mein ganzes Geld kriegt die Herzliebste, die Trauderl allein. Philipp Lackensimpler."

Und es trug sich zu, daß er seinen letzten Willen sehr oft änderte, im Monate mehrmals, je nachdem das Weibel ein „Strick" war oder ein „Trutscherl".

Das eine Mal war die Trauderl erbärmlich enterbt, das andere Mal war sie Universalerbin. — Weil nun der Lipp aber ein kluger Mann war, und das Wetter je länger je öfter umschlug, so fürchtete er, es möchte im Falle einer heftigen Krankheit oder eines jähen Todes nicht mehr Gelegenheit sein, das maßgebende Testament aufzustellen. Er schrieb daher in einer neutralen Stunde zwei Testamente; in dem einen war das schlimme Weib enterbt, in dem anderen war die liebe Trauderl Herrin des ganzen Nachlasses. Jetzt kam es, je nach den Zuständen, nur darauf an, in der letzten Stunde das ungiltige Testament beiseite zu schaffen, was doch auch ein Sterbender zuwege bringen werde.

Er wurde in der That vor seinem siebzigsten Jahre krank, humpelte ein Jahr lang siechend umher, lag ein zweites Jahr lang im Bette, dann starb er. In seinem Wollenhemd eingenäht fand man zwei Testamente; in dem einen war Universalerbe die Junggesellenbruderschaft, in dem andern das liebe Eheweib Gertraud. Und die beiden Urkunden waren an einem und demselben Tage verfaßt, so daß nicht zu sehen, welche die neueste, also giltige ist. — Jetzt standen sie da. Auch der Notar stand da.

Die Junggesellenbruderschaft nahm natürlich sogleich einen Advokaten; die Traudel nahm keinen, sondern zog sich zurück und meinte, um Totengeld wolle sie nicht prozessieren.

Und zu dieser Zeit, als der Tischler Andreas hörte, daß die Trauderl wieder gar arm und verlassen war ging er hin zu ihr und trat mit dem Spaße ein, er sei da, um sie zu heiraten. Es war aber kein Spaß, denn bald setzte er sehr ernsthaft bei, sie habe ihm schon vor Jahren gefallen. Seither habe sich sein Geschäft gehoben, und jetzt hole er, wenn sie nichts dagegen einzuwenden habe, sein Weib.

Also hat es sich zugetragen, daß gerade wieder bei einem Lichtbratel-Abend Handwerker und anderes Volk im Wirtshause versammelt war. Ich hatte bereits die Gesellenwürde, ergötzte mich am fetten Schweinsbraten und bedauerte nur, daß der Meister keinen Lehrjungen mehr hielt für die Knochen.

Der Tischler Andreas feierte auch Lichtbratel, denn er saß neben seiner vergnügten Braut. Es war eben der Gerichtsdiener gekommen und hatte den Leutchen einen großen Bogen Papier gebracht. Das ist sonst fast allemal zum Erschrecken, wenn eine solche Person und ein solches Papier kommt, Gott weiß es und der Leser vielleicht auch. Diesmal stand's anders; es war ein ganz köstliches Lichtbratelpapier. Denn in demselben stand — von der löblichen Gerichtssprache ins Deutsche übersetzt — folgendes: Wenn der Philipp Lackensimperl zu gleicher Zeit zwei Testamente gemacht hat, eins auf Ja und eins auf Nein, so heben sie einander auf und es ist, als ob gar nichts da wäre. Und der Gerichtsdiener erklärte weiter: „Wenn

aber beim männlichen Tode gar nichts da ist, so gehört das, was da ist, dem Eheweibe, in diesem Falle" — er verneigte sich vor der Traudel „der Jungfrau Braut! Mir gebührt eine Zustellungstaxe von achtzig Kreuzern."

Als wir alle hingingen, um mit dem Brautpaare anzustoßen, war auch der Karten-Thom da.

„Siehst du's, siehst du's, Kamerad!" munkelte er zum Tischler. „Was hab' ich denn gesagt! Die wird noch die deinige!"

„So hast es aber nicht gemeint, Spitzbub!" entgegnete ihm der Bräutigam und wandte sich seinem lieben Trauderl zu.

Als Hochzeitsgabe bekam das Paar von mir einen wunderschönen Vers, vom Wirt eine Flasche Wein ohne Schwefel und vom Herrn Pfarrer zwei Schöpfe Schnittlauch mitsamt der Wurzel.



Vom Hacherl, der auf dem Tische saß.

Wenn ich mein bißchen Schneiderzeit nicht leicht genommen hätte, so wäre sie wahrscheinlich recht schwer gewesen. Das Beste daran war, daß ich solches Handwerk freiwillig wie es aufgenommen worden, wieder wegwerfen konnte. Kein Lehrbrief bannte mich, kein Handschlag. Form rechtens war ich nie aufgenommen worden von meinem Meister. Die Zunft wußte gar nichts von mir. Ich könnte heute meine Schneiderzeit anders nicht beweisen, als daß ich mich hinsetzte und der Jury Eins vornähte. — „Wenn du willst, so komm," hatte mein Meister Ignaz gesagt und das war die Aufnahme. „Wenn ich will, so gehe ich wieder," sagte ich mir selbst, wenn es oft recht ungut schien, und das war mein Trost. Weil ich solchergestalt auch als Lehrling frei war, so blieb ich, fügte mich in alles. Ich hatte nichts zu hoffen, wenn ich blieb, nichts zu fürchten, wenn ich ging und auch umgekehrt. Meine Schneiderzeit war nichts als ein Warten auf die gebratenen Vögel, die in den Mund fliegen. Und bei diesem Warten zerstreute ich mich mit Joppen und Hosen und den possierlichen Schneidergesellen.

Der Meister war engelsgut, die Gesellen aber waren oft des Teufels gewesen. Der lange Christian mit der

göttlichen Phantasie, der philosophische Toni, Hacherl der Spiritist, der Mährer, der immer im Heiraten umging, der Schweizer, der sich selbst versteigerte, das waren, nach diesen Eigenschaften geschätzt, gar drollige Genossen, in der Werkstatt gefielen sie mir weniger. Der Hacherl war ein Ehrenmann. „Auf Wort und Handschlag!“ sagte er. Wenn man sein Wort einmal überhörte, so war auch schon der Handschlag da. Er hatte bei vielen Meistern herumgearbeitet und war mit seinen ausnehmend plumpen Gliedern der Schreck der Lehrlinge. Für sein etwas spärlich bepflanztes Herrscherhaupt hätte er sich die üppigste Perücke machen lassen können aus den jungen Haaren, die er den Lehrlingen gerodet hatte. Lehrlinge waren diesem Manne zu dumm, er pflegte geistreicheren Umgang mit Slivovitz, Rosoglio, Kirschgeist, Weichselgeist und anderen Geistern, weshalb er sich mit Recht einen Spiritisten nennen konnte. Der Hacherl war aller Welt zu Ehren stets artig und liebenswürdig, denn er wollte manchmal heiraten. Er hielt sich eingestandenermaßen nur noch an den Geist, weil er bisher keinen Leib gefunden hatte. Die Rulla Eishartsteinerin im Brettelhof war eine, die alle bösen Geister aus ihm hätte vertreiben können. Ihrem Namen nach hätte man nicht geahnt, wie warm und weich die sein konnte, die Rulla Eishartsteinerin; so behauptete der Hacherl — ich weiß nichts.

Der Meister hatte uns nur ungern allein gelassen, damals beim Jägerwirt am Alpsteig, um dort den Rest der Ster aufzuarbeiten. Er hatte es zwar gern, wenn sehr genau und sorgfältig gearbeitet wurde, aber auf einer Wirtshausster pflegte es der Geselle Hacherl etwas gar zu gewissenhaft zu nehmen mit den Knopflöchern,

Steppen und Passepoilieren, so daß kein Ende ward und immer noch ein Krügel Jausenwein aufgetragen werden mußte, bevor die Ster zu Rande geschneidert war. Wir saßen also in der Wirtsstube beim Jäger am Alpsteig; ganz vorne am „Herrentisch“ hatten wir die Werkstatt aufgeschlagen, weil es dort das beste Licht gab. Die Hausleute waren im Heuen, auch die Kellnerin, denn an solchem Werktage kommt kein Gast ins Wirtshaus in jener braven, sparsamen Leutgegend. Der Hacherl warf seinen Loden weg, stand auf und visitierte den Gläserkasten. Nichts! Alle Flaschen, Stutzen, Krüge und Kelchlein umgestülpt. Und während er so auf der Geisterbirsche war und mir die Abachseite zuwendete, erinnerte mich mein Gewissen daran, daß es doch Christenpflicht sei, dem Gesellen einmal Bericht zu erstatten, wie es bei ihm auf der anderen Hemisphäre aussehe! Schon seit Wochen war das mausgraue Tuch seines Sitzteiles arg zerschlissen, nun aber begann die „Weisheit“ herauszugucken an Stellen, wo sie entschieden nicht drinnen sein konnte. Das habe ich ihm brüderlich mitgeteilt. Beinahe gab es wieder Wort und Handschlag, doch besann er sich, daß es eigentlich und strenggenommen nicht schuld des Lehrlings sein könne, wenn dem Gesellen das Beinkleid schleißt und zerreißt, ferner daß in dem Hause gute Reste und Flicken übrig geblieben und daß dieser traulich einsame Nachmittag die schönste Gelegenheit wäre, leibeigene Hosen zu flicken. Rasch zog er die Grautuchene über das Schuhwerk herab, setzte sich mit flatterndem Hemde an seinen Wandplatz hinter den Tisch und begann, die Unaussprechlichen zu reformieren.

Hatte aber mit seinen Reformbestrebungen kein besonderes Glück Fürs erste schnitt er den Flicken zu klein,

so daß er stückeln mußte. Dann kollerte ihm der Fingerhut unter den Tisch, und als er sich danach bückte, stieß er den Kopf an die Kante. Als sich endlich gar noch der Zwirn zu schlingeln begann, was bei einer Bräutigamhose das allerschlimmste Zeichen gewesen wäre, schmetterte er mir zu: „Deine verdammten Glotzer! Die machen mich ganz irr!“ und schleuderte mir das Zeug an den Kopf. Ich legte es ihm ruhig wieder zurück, hatte ohnehin meine Arbeit, das Beknopfen einer Weste, und sein Beinkleid ging mich nichts an.

Jetzt ging die Stubenthür auf, Gäste traten herein. Der Tippelberger und der Hesch vom Zaun mit seinem Weib, und der Kumpfrüppel und der Wagner Sepp und die Hanselhöferin und ihre Schwester, die rote Minna, und der Eishartsteiner mit seinem Weibe und ihrer Tochter Rulla. Sie hatten Bündel und bekränzte Stöcke bei sich, kamen von Mariazell und wollten jetzt ein halbes Stündlein vor ihren Behausungen noch ein wenig einkehren. Der Hacherl ließ hastig seine Flickarbeit unter den Tisch fallen, hob sie aber wieder auf, weil keine andere Beschäftigung vorhanden war. Aufstehen hätte er sollen und jene Eintretenden begrüßen, an die er ja demnächst mit der Brautwerbung herantreten wollte; man kann sich's wohl denken, weshalb er die schicksame Artigkeit unterließ. Er war außer sich, weil er außer der Hosen war und er mußte mit außerordentlicher Geschicklichkeit seine Arbeit handhaben, um sich keine Blößen zu geben. Nicht einmal das Haupt hob er, mit gewaltiger Emsigkeit nähte er, weil jetzt Werktag wäre und nicht Zeit, mit Wallfahrern umzuthun.

„Ho so!“ sagte der Eishartsteiner, „da sind die Schneider daheim. Da müssen wir uns doch ein Brösel zum Schneider-

tisch setzen." Sie kamen schon heran mit langsamen, unaufhaltsamen Schritten. Da rief mir der Hacherl zu: „Biegeln geh'! Erzschlingel, fauler!"

Ich verstand ihn. Sprang auf, riß das Bügeleisen vom Nagel, warf die Weste auf den Tisch und bügelte mit dem eiskalten Eisen drauf los, daß alles krachte. Dabei nahm ich natürlich den ganzen Tisch in Anspruch, deckte und schützte gleichzeitig den Gesellen, der an der Wand saß, und die Gäste mußten sich an einem anderen Tisch niederlassen, wo ihnen die mittlerweile angekommene Kellnerin Obstmost und Semmeln vorsetzte.

Der Hacherl kroch, als ob ihm etwas hinabgefallen wäre, unter den Tisch, kam aber unverrichteter Dinge wieder zurück, denn der Raum im Dunkeln war zu enge, als daß er in der Hut desselben seine Beine in die Hosen zu bringen wußte. Er saß, das Beinkleid auf dem Schoß wieder zusammengebückt da und nadelte stürmisch.

Die Wallfahrer mochten von der weiten Reise müde sein, lange blieben sie sitzen. Das Beinkleid war längst fertig geflickt, der Hacherl aber nadelte und nadelte daran, als ob die ewige Freud' und Seligkeit anzunadeln gewesen wäre. Denn wie hätte es anders sein können, daß er als angewachsen dasaß und nicht hinging, der guten Rulla die Hand zu drücken! Die Rulla war des ein wenig verstoßen. Sie hatte ihm wohl ein hübsches Zellermünzlein mitgebracht mit rotem Bändchen zum um den Hals hängen, und er schneidert da in den Tag hinein, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre. Ich bügele und bügele, und als mein Finger mir zufällig ans Eisen stupft, thu' ich ein: „Auweh!" als ob es weiß Gott wie heiß wäre.

Nun kam noch ein Gast. Der Fleischhauer Franzel aus Krieglach. Der hatte die weiße Schürze um den Bauch geschlungen und hinter sich den großen Zottelhund, mit dem er die Kälber zu treiben pflegte. Als dieses Ungeheuer, der Zottel, langsam die Stube heraufkam, merkte ich, wie mein armer Hacherl unter leisem Angstgestöhn die Beine an sich zog, so nahe als es möglich war, ohne sie auf den Tisch zu bringen! Der Franzel erzählte den Bauern sofort eine Neuigkeit: „Die Düpplerschanzen sind gefallen!"

„Ist ja schon lang vorbei, der Schleswig-Holsteinerkrieg!" entgegnete der Eishartsteiner.

„Eben derwegen werden die Kälber wohlfeiler," sagte der Fleischhauer. „Denn warum? Weil wir jetzt die Kälber von Dänemark herkriegen."

Der Bauer bestritt das, sie kamen ins Politisieren, kamen auf den General Gablenz, auf Napoleon den Dritten, auf Otto Bismarck, den preußischen Ministerpräsidenten, auf das tapfere steirische Regiment König der Belgier, auf die Staatsschulden und endlich wieder auf die Kälber. Der Eishartsteiner hatte ein paar und der Franzel feilschte drum. Noch nicht ganz waren sie handelseins, als mein Hacherl plötzlich einen durchdringenden Schrei ausstieß und auf den Tisch sprang. Am Wallfahrertisch ein Kreischen und ein schallendes Gelächter. Der Hacherl aber renommierte weinend: „Die Hundsbestie hat mich in die Waden gebissen!"

„Hinaus! Hinaus den Hund!" schrie er zornmütig, während auch ich mich auf die Bank geschwungen hatte. „Der Zottel hat ihm das Beinkleid herabgerissen! Ganz herab! Vors Gericht mußt, Fleischhacker, mit deinem

Hund!" Dabei zermarterte sich mein Gehirn, womit man nur den armen Gesellen, der mit den Oberkleidern notdürftigst die unteren Ausläufer seiner Person bedeckte und der wie ein Häuflein Unglück auf dem Tische kauerte, womit man ihn nur bedecken könnte! Es war nichts da, nicht einmal der bewußte Mantel der christlichen Liebe war vorhanden, mit dem man menschliche Blößen sonst zu verhüllen pflegt.

„Das ist abgekartet, du Bösewicht!" schnob der Hacherl nach mir, und wand sich wie eine frierende Schnecke die das Häusel verloren hat.

Mittlerweile kam die Kellnerin und warf eine wuchtige Bettdecke über den Armen. Die Wallfahrer hatten schon ihre Krüge genommen und waren, den Zottel vor sich hertreibend, hinausgegangen, damit der Schneider ruhig wieder in Ordnung kommen könne. Ich aber flüsterte dem verschleierten Bilde zu: „Abgekartet ist es nicht. Herentgegen eine Straf' Gottes ist es, weil du die Lehrbuben so hudelst, und die Leute sitzen alle noch beim Tisch dort und schauen her auf dich und warten, bis das Küchel hervorkriecht aus dem Ei!" Daraus mögest du ersehen, mein Leser, wie verdorben ich schon damals gewesen bin, als Mensch von zwanzig Jahren!

Dann aber bin ich hinausgegangen, damit auch von meiner Seite seiner Wiedergeburt nichts entgegenstünde. Die Nulla war auch bösartig, denn sie kicherte noch lange. Dann verzogen sich die Wallfahrer, auch der Fleischhauer Franzel machte sich auf und die Kellnerin ging wieder ins Heu und ich bin allein übrig geblieben vor der Thüre des Jägerwirtes. Und nun? Nun soll ich doch wieder hinein zum Hacherl! Wie wird das werden? Wenn nur

r Zottel noch da wäre! Der müßte ein guter Fürsprecher in bei dem Schwerbeleidigten! — Aber der Zottel war it seinem Herrn gegangen.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich dagestanden sein, e der erforderliche Mut gesammelt war. Endlich ein-etend ließ ich für alle Fälle die Thür hinter mir weit fen. In der Stube war es totenstille — auf dem Tische g noch der Wulst. Wie angewachsen stehe ich da und rre hin. Tot? Erstickt? Vom Schlage getroffen?

Des Schreckens voll eilte ich hinaus auf die Wiese den Heuenden: „Kommt's Leut, der Hacherl ist gestorben!“

„Plausch' nit, Lehrbub'!“ sagte der Jägerwirt, warf er doch den Rechen weg und ging eilends dem Hause . „Wo denn?“

„Da drinnen, da unter der Decke!“ lispelte ich.

„Da, auf dem Tisch? Unter dieser Decken?“ Er faßte behutsam an einem Zopf und hob sie auf, — es war chts darunter. — Jetzt erst sahen wir, daß auch die uchkappe und die Werkzeugtasche weg war. Der Schneider davon!

Ist davon gegangen, nie wieder in die Gegend ge-mmen und hat sich wahrscheinlich vollends den Geheim-ssen des Spiritismus ergeben. Die Nulla Eishartsteinerin t ihr Zellermünzlein mit dem roten Bande einem An-ren um den Hals hängen müssen.

Diese Begebenheit ist nicht erzählt zur Ergötzung, viel-ehr zum abschreckenden Beispiel für Lehrjungen quälende chneidergesellen. Ja, ja, ihr Helden, seid nur recht arg f die armen Schlucker! Nachher kommt der Zottel und ißt euch in die Waden!



Als wir den Tod haben besiegt.

Bin doch begierig, ob man mir die Geschichte glauben wird. Man braucht sie aber gar nicht zu glauben, sondern bloß zu wissen. Und manche meiner Heimatsgenossen wissen thatsächlich von der Geschichte. Ich war damals ein Mensch in dem Alter, in welchem man von artigen Leuten „Jüngling" und von wahrheitsliebenden „dummer Junge" genannt wird. So kam der „heilige Faschingdienstag"; diesen Festtag haben wir immer strenge gehalten, und also rüsteten wir uns auch diesmal zum Freiballe, der beim „Goldenen Löwen" in Krieglach abgehalten wurde.

Ich besaß ein nagelneues Steirergewand und im Hosensacke eine gegerbte Schweinsblase mit fünfzehn Groschen Geld. Reicht das aus für zwei Portionen Braten, zwei Maß Guldenwein, eine halbe Maß Glühwein, zwei Schalen Kaffee, für Spielleut'geld auf ein paar Steierische, einen Gestrampften und noch etliche Cigarren? — Das reicht schlechterdings nicht dazu aus. Also verkaufte ich an den Hochbrunner-Knecht eine Lodenjoppe, da der Sommer vor der Thür war, übrigens ohnehin nicht gedacht wurde an das Morgen, sondern nur an das Heute, welches Fasching-

dienstag hieß. Und als ich nun so viel Mammon beisammen hatte, um für mich und eine erst zu gewinnende Tänzerin die oben genannten Güter erwerben zu können, heißt es auf einmal, der Graben-Kathel wäre ihr Kind gestorben, selbes werde am Faschingdienstag begraben und ich sei dazu auserlesen, das Trühlein auf den Kirchhof zu tragen.

Die Graben-Kathel war ein armes kränkliches Weib, das sonst im Tagwerk arbeitete, um das sich aber in seiner Krankheit niemand eigentlich kümmerte, nicht einmal der eigene Mann, der Graben-Hesch, welcher in einer anderen Gegend als Holzknecht arbeitete und oft wochenlang gar nicht nach Hause kam. Doch das nun verstorbene Kindlein mußte die Gemeinde begraben und sie that es eigentlich recht gerne, weil sie nur froh sein konnte, für die Zukunft einen armen Eingeborenen weniger in Sorge zu haben. Wie aber gerade ich zur Ehre kam, an einem solchen Tage drei Stunden lang (denn so weit war der Weg bis zum Kirchhof) eine Leiche im Arm zu halten, das leuchtete mir nicht ein. Daher begehrte ich auf und rief: „Wie komm' ich dazu?"

„Du kommst dazu, weil du ein langer Bengel bist," antwortete der Gemeinderichter. Das empfand ich nun wie eine wirkliche Auszeichnung. Andere Bursche, die auch zum Begräbnisse geschickt worden waren, weil jedes Haus gepflogenheitlich eine leidtragende Person beizustellen hatte, sahen einander jetzt so an.

Der Hochbrunner-Knecht, der Franzel, trat vor und sprach: „Mir scheint, der Waldbauern-Peter will nicht recht. Könnt's auch leicht wegwerfen das Trühel, wenn ihm schwach wird. Ich geh' ohnehin zum Freiball nach Krieglach und will's schon tragen."

„Ist auch recht," sagte der Richter, „so pack's halt in Gottes Namen!"

Ich habe im selbigen Augenblick den Schimpf so tief empfunden, daß ich das heilige Fürnehmen machte: dem Franzel schlag' ich heut' beim Löwen, bis wir lustig geworden sind, all' zwei Füße ab. Nachher soll er sehen, wer schwach wird.

Im nämlichen Augenblick aber sank die arme Graben-Kathel nieder auf das bereits geschlossene Särglein und schrie: „Forttragen wollen sie dich mir, du mein einziges Glück auf der Welt! Bist gleichwohl im Himmel bei unserer lieben Frau, so sei mein' Fürbitt, daß sie auch mich bald zu sich nimmt. Bin so ganz und gar verlassen auf dieser Erden!" Und begann so schmerzhaft zu weinen, daß ich all meine Rachegedanken vergaß und nur noch denken konnte: die Leute sollten doch gut aufeinander sein in einem solchen Jammerthal. —

Der Franzel schlang nun um das fichtenholzweiße Trühlein einen Riemen, hing sich dasselbe über die Achsel, dergestalt, daß er es im Arm über der Brust tragen konnte. Ein schwarzbraunes Dirndel, eine Verwandte der Graben-Kathel, kam jetzt mit einem Blumenstrauß herbei, an welchem ein weißes und ein rotes Band war, und diese Herrlichkeit steckte sie dem Franzel auf den Hut. Es ist ein alter Brauch in jener Gegend, daß Leichenträger solche „Totenbuschen" tragen; bei erwachsenen Personen müssen die Blumen weiß, die Bänder schwarz sein, bei Kindesleichen wollen die roten Blumen und Bänder andeuten, daß keine Trauer sein soll, wenn ein unschuldiges Kind früh aus dieser Welt geht. Und in Wahrheit, als der Franzel nun mit dem Särglein und den flatternden Bändern gleich einem Hoch-

zeiter so vorausging durch den großen Kreßbachwald hin und unser etliche laut betend hintendrein, da war von einer Trauer nicht viel wahrzunehmen. Zwischen den Vaterunsern trieben wir Schelme miteinander ein bißchen Schabernack. Neben mir ging der junge Bumshöfer, der fragte das schwarzbraune Dirndel, ob er es heiraten dürfe?

„Ja, auf wie lang?" gab es ihm fragend Antwort. „Die 'Mannerleut' sind so viel falsch. Das sieht man wieder bei meiner Muhme, bei der Graben-Kathel. Was hat er ihr vorgeschwatzt, der Hesch, vom Liebhaben und Treusein und Brav-Zusammenhalten in Freud und Leid! Weil sie kränklich ist worden und keine rechte Unterhaltlichkeit mehr daheim, hat er sich nach dem Holztagwerk lieber ins Wirtshaus gesetzt, als ins traurige Grabenhäusel. Ledigerweis' ist ihm der Weg bei der Nacht nicht zu weit gewesen bis zu ihrem Fenster; verheirateterweis' vergißt er auf Weib und Kind, zur Not, daß er bisweilen ein paar Groschen Geld schickt, er selber kommt gar nicht mehr. Nicht einmal jetzt, wo das Kind gestorben ist, laßt er sich sehen, der Nichtsnutzige, laßt sein Weib im Elend allein."

„Weiß er es wohl, was geschehen ist daheim?" fragte ich.

„Das ist keine Ausred'!" fuhr die Schwarzbraune drein, „er soll sich umschauen nach seinen Leuten, wenn er ein ordentlicher Ehemann sein will. Himmlischer Vater, behüt' und bewahr' mich vor einem solchen Mann!"

„Du," flüsterte ich dem Bumshöfer zu, „ich glaub', das ist nicht die richtige Zeit zum Brautwerben. Wart's ab. Ehevor sie ledig bleibt, kriegst sie gewiß."

„Kannst recht haben,“ antwortete er und stimmte rasch in das laufende Vaterunser ein. Nach drei Stunden waren wir im Thale der Mürz und unser kleiner Zug trabte betend durch das große Dorf. Vom „Goldenen Löwen“ heran klang uns lustiges Pfeifen- und Geigenspiel entgegen und zu den mit Tannenzweigen bekränzten Fenstern heraus erscholl manch kecker Juchschrei. Zum Hausthor gingen in Hemdärmeln, die Pfeifen im Munde, Mannsbilder singend und lärmend aus und ein, einer davon blieb stehen, als er den nahenden Zug sah, und rief: „Nu, was ist denn das für eine Maschkerad'! Am Faschingtag Leut' eingraben, das ist keine Mode!“

„Ja, ja!“ schrie ihm unsere Schwarzbraune zu. „Geh' nur her! Gehörst eh' zu uns! Leicht willst es wissen, wen wir im Trühel haben!“

Der Mann stutzte ein wenig, nahm mit ungefüger Hand die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Die schwarzbraun' Sefferl ist dabei?“

„Ja, die ist auch dabei,“ antwortete sie, „wenn du selber nicht gehst zu deinem Kind, so müssen wir dir's halt nachtragen.“

Jetzt fiel ihm die Pfeife aus der Hand. Der Franzel war mit seiner kleinen Last stehen geblieben. Der andere starrte darauf hin und murmelte: „Schier Angst kunnt sie einem machen, die dumme Dirn'. — Wem — wem gehört's denn zu — das da drin?“

Antwortete der Franzel: „Hesch, es ist dein Kind.“

Der Hesch stand da wie ein Baumstrunk und rührte sich nicht. Nur der buschige Schnurrbart zuckte, sonst schien sein Gesicht schier versteinert zu sein.

„Schon vorgestern ist es gestorben,“ berichtete ihm

nun die Schwarzbraune. „Im Hals hat's was bekommen, erstickt in ein paar Stunden. Haben wohl gleich nach dir ausgeschickt, haben dich nicht gefunden. So, daß du es weißt. Und trösten magst dich selber, wenn du willst." Der Hesch wendete sich schwerfällig um und wankte in den Wirtshof hinein, gegen die Scheuer hin. Der Leichenzug ging dem Friedhofsthore zu und ich schlich dem Hesch nach. — Der hat's jetzt tief! so war mein Gedanke. Mag ja sein, daß er ein Nichtsnutz ist, aber jetzt hat er's doch. So eine Stund wie die, wird ihm nimmer kommen. Sein Weib daheim hat nur den Schmerz, der hat auch die Reue. Reue und Verzweiflung! größer kann ein Unglück nimmer sein. Man soll ihn nicht allein lassen in solcher Stund'.

In der Scheuer kauerte er an der finstersten Ecke und ich hörte die Stöße seines Atems. So heftig schluchzte er, daß ich glaubte, es müsse ihm die Brust zersprengen. Ich blieb einige Schritte vor ihm stehen und dachte: Er soll sich nur ausweinen, ist ja ein Glück, daß er noch weinen kann. Auf einmal — ich erschrak fast — sprang er zu mir heran, rang die Hände und rief:

„Ein Kind, wie Gott kein lieberes vom Himmel hat gegeben! — Aber in mir ist der leidige Teufel! Es ist nicht anders, es ist nicht anders! — Die ganze Woche im Holzschlag nichts denken, als: am Sonntag siehst es wieder. Und hab' ja auch mein' Kathel gern. Aber wie ich heimkomm' in die dunkle Hütten und find' alleweil nur Sorg und Elend, hat's mich bald nicht lang gefreut. Der Mensch will nach harter Arbeit am Sonntag ja doch ein bissel Aufheiterung. Und geh' ins Wirtshaus. Die erste Zeit bleib ich nur ein Ständel, laß mir auch allemal eine

Flasche füllen fürs Weib daheim. Nach und nach bleib' ich länger. Gute Kameraden giebt's auch. Spielkarten giebt's auch. Allerhand Unterhaltlichkeit im Wirtshaus. Mein Holzschlag ist ja näher dem Dorf als dem Kreßbachwald. Denk' ich mir: Wozu den weiten Weg heimwärts und wieder den weiten Weg auswärts! Bleib' Sonntags über im Dorf und schick' ihr das Geld, was du an Schuhen ersparst — ist just so gut, ist besser. — Schandkerl, der ich bin!" Die Faust schlug er sich an die Stirn. Vom Tanzboden her klang die Musik, das Jauchzen der Lustigen.

„Das sind Faschingtage!" rief der Hesch aus, während er mit heftigen Schritten durch die Scheuer schritt. „Bin seit Sonntag so herum — von einem Dorf zum anderen, von einem Wirtshaus zum anderen. Der Arbeitsmensch muß seine Aufheiterung haben, natürlich! Alleweil dieselbe Ausred'! — Morgen ist Aschermittwoch, da wollte ich denn einmal sehen gehen, wie es daheim ausschaut. Just ein rechter Tag. Und was das Bübel macht. — Und jetzt kommt mir das Bübel schon entgegen. Das will den Aschermittwoch auf dem Kirchhof zubringen — ha, ha! — Schweigen sollt ihr, verdammte Kratzen da drinnen!" schrie er wütend gegen das Haus, von dem die Geigenklänge herübertönten. „Peter, Peter!" sagte er und packte mich an meiner Hand. „Gut muß es mir gehen, daß ich schon die Musikanten verachte!"

Ob er nicht mit auf den Kirchhof kommen wolle? war meine Frage, denn zwischen den Musikklängen durch hörte man das Kirchenglöcklein, zum Zeichen, daß ein Menschenwesen ins tiefe Grab gesenkt wird. „Jetzt auf den Kirchhof?" begehrte er auf. „Du meinst mir's gut. Daß mich

der Leut' Augen totstechen thäten! — Nein. Ich schleich' mich da hinten über die Felder und nachher, wenn sie sich verlaufen haben . . ."

Der Holzknecht-Hesch ist aber an demselbigen Tage nicht mehr gesehen worden auf dem Kirchhof. Einen anderen Weg hat er gefunden, der war noch besser — der Weg durch den Kreßbachwald ins Hochgebirgsthal zu seinem verlassenen Weibe. —

Der kleine Leichenzug hatte sich auf dem Friedhofe nicht gerade lange aufgehalten. Sie kamen — eins nach dem anderen — ins Löwenwirtshaus und der Hochbrunner Franzel schlenkerte immer noch seine Arme aus, die ihm vom langen Tragen etwas steif geworden waren. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch in der Gaststube, während über unseren Köpfen unter den Füßen der oben Tanzenden die Dielen schwankten. Der kugelrunde Wirt kam herbeigewackelt und kreischte: „Brav, meine lieben Leut', daß ihr die Traurigkeit ein bissel wollt hinabschwemmen. Was schafft's für einen, ordinari oder bessern?"

„Bessern!" bestellte ich.

„Bist ein Schaf!" raunte mir der Hochbrunnerische zu, „er hat ja nur eine Gattung, sagst: ordinari, so ist er billiger, sagst: bessern: so ist er teuerer."

Wir Männer in Hemdärmeln, aber die Hüte auf dem Kopf und Cigarren im Mund, machten uns heimisch im Wirtshaus zum Löwen. Bald nachher fingen wir an zu schnabulieren und zu süffeln. Ja, ja, süffeln ist schon das rechte Wort, denn für ein Trinken war es zu anhaltend und für ein Saufen zu zahm. Wir stießen auch mit den Gläsern zusammen, anfangs ließen wir das Tote leben,

das wir auf den Friedhof getragen hatten, später sogar auch die Lebendigen, uns einander! Als der Bumshöfer und die Schwarzbraune zusammenstießen, da sprangen einige Tropfen Wein auf den Tisch und natürlich kam darauf der alte Spaß von der Taufe. Die Schwarzbraune machte ein trotziges Gesicht und meinte, sie stoße mit Männern nur an, um ihnen die Gläser in Scherben zu rennen. Ob sie die Gläser mit ihren Lippen ersetzen wolle? gab ich ihr zu bedenken, da antwortete sie, das wären keine Reden für einen solchen Tag! stand auf, bezahlte an der Thür ihren Teil der Zeche und ging davon. Der junge Bumshöfer saß und lehnte noch eine Weile so herum im Wirtshause. Das sei der langweiligste Faschingstag, den er je erlebt! klagte er und endlich war der Bursche nicht mehr zu sehen. — Anders hatte sich's beim Hochbrunner-Franzel geschmiedet. Die junge schneidige Wirtin aus unserem Walde, die am Kreßbach ihr wohlangesehenes Haus besaß, war erschienen. Auf einem Steirerwäglein war sie angefahren gekommen, hatte den Braunen selbst geleitet, und dabei mit der Peitsche geknallt. Jetzt trat sie mit ihrem frischen Rundgesichte ins Haus, ließ die funkelnden Äuglein von einem Burschen zum anderen fliegen.

„Welcher hat denn die größte Schneid?“ rief sie heiter in die Stube, „mit dem will ich tanzen!“ Alles drängte sich an sie.

Die Kreßbachwirtin schaute aber auf den Hochbrunner-Franzel her und sagte: „Der dort gefällt mir am besten. Der hat sogar einen Buschen auf dem Hut.“

„Ja, einen Totenbuschen,“ spotteten Andere drein; nichts will ich wetten, ob ich nicht auch selber unter diesen „Anderen“ gewesen bin. „Ein Totenbuschen!“

Darauf sie: „das macht nichts, wenn nur der Bursch' recht lebendig ist! Na, komm' her, probieren wir's." Winkte den Franzel zu sich. Der ging nicht ungern, sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn keck auf den Tanzboden und rief den Musikanten zu, sie sollten auf ihre Unkosten einen Steirischen aufspielen!

Als dieses Paar unter den gemütlichen Klängen des „altweltischen Landlers" sachte dahinreigte, da schauten wir anderen einmal so süßsäuerlich zu und schüttelten unsere Köpfe. Daß die junge Kreßbachwirtin herlebig war und mit ihrer heiteren Mutwilligkeit die Welt nur so frisch vor sich hintrieb, war längst bekannt; daß die unterschiedlichen Freier, die es bei ihr versucht, auf die lustigste Weise abgefertigt zu werden pflegten, so daß sich niemand mehr an sie wagen wollte, war auch bekannt, aber daß sie selbst zu Einem hinging und ihn hernahm vor allen Leut', und es „mit ihm probierte", das war etwas Neues.

Als das Stückel aus war, stellte sich die Kreßbachwirtin stramm vor den Franzel hin und sagte: „Lebendig bist mir genug. Magst, so heiraten wir zusammen."

Der sonst hübsch kecke Franzel war im Gesicht glutrot geworden vor lauter Schamhaftigkeit, und er schämte sich fast dessen, daß ihm so „gschamig" zu Mute war. Er trat etwas zurück und antwortete auf ihre Frage bescheidentlich:

„Ja, das wär' schon recht, heiraten, wenn ich nicht ein armer Bauernknecht wär' und sie nicht die Kreßbachwirtin."

„Oh Lapperl du!" lachte sie und zwickte ihn am Kinn, „wenn wir zusammenheiraten, bist du ja nicht mehr der Bauernknecht, nachher bist ja der Kreßbachwirt! Der Kreß-

bachwirt und die Kreßbachwirtin werden doch zusammenpassen, nicht?"

„Die foppt mich ordentlich!" brummte der Franzel und verlor sich im Gedränge.

Mein Sinn ging nun ebenfalls nach einer Tänzerin, aber die jungen und hübschen waren stets alle „in der Hand". Daß meine menschliche Gestalt nicht die leuchtendste war, wußte ich wohl und in diesem Bewußtsein fehlte es mir auch stets an Courage; allein auf mein neues Steirergewand hatte ich gebaut und auf das Klimpern mit den Groschen in der Hosentasche. Es hatte nicht die erwartete Wirkung. Da wurde ich im Gewoge zufällig an ein ältliches Weibsbildchen gedrängt.

„Oho!" zirpte dieses, „druck mich nicht zu tot! Was doch diese Mannsleut' zudringlich sind!"

„Ist nicht gern' geschehen," also entschuldige ich mich und trachtete hinweg.

„Nu, meinetwegen," flüsterte sie, „komm, tanzen wir eins miteinand'!"

Ziemlich willenlos folgte ich ihr, der Raum war aber derart überfüllt, daß wir nicht drankommen konnten, daß wir aus dem Kreise immer wieder herausgedrängt wurden. Meine Kleine — sie hatte in ihrem spitzen Gesichte eine Menge zarter Runzeln — trippelte ungeduldig mit beiden Füßen, endlich, da es nicht vorwärts ging, sagte sie: „Komm'!" und zerrte mich durch mehrere Gänge in eine große Kammer, da war es still und öde, allein mein Weibsbildchen zog aus dem Kittelsack eine Mundharmonika, nahm sie zwischen die Lippen, mich kühnlich in die Arme und bei selbstgeblasener Polka strampften wir etlichemale in der Runde herum.

„Das ginge ja prächtig!“ meinte sie, „wozu die kostspieligen Musikanten, wenn man selber sein Zeug bei sich hat! Die feine Mundwetzen und einen so netten Tänzer dazu!“

Nach mehreren mißlungenen Fluchtversuchen entkam ich ihr endlich durch ein Nebenpförtchen, sprang durch ein Fenster hinab in den Hof und flüchtete ins Gastzimmer. Dort war es tabakrauchdunstig und leer, denn alles hatte sich auf dem Tanzboden versammelt. Nur der Hochbrunner-Franzel saß da und war sehr verdrießlich.

„Der, wenn ich kunnt, der möcht' ich was anthun!“ knirschte er, auf die Kreßbachwirtin anspielend, „mich so zum Narren zu halten vor allen Leuten!“

„Wenn nur du dich selber nicht zum Narren hältst, Franzel!“ war mein Bedenken. „Wenn du gescheit bist, können wir Waldbauern aufs nächste Jahr unsern Faschingwein bei dir trinken.“

„Sei halt du so gescheit!“ trumpfte er mich ab.

„So gescheit wär' ich schon, aber so schön bin ich nicht.“

Wir hatten noch kaum ausgeredet, kam sie selber zur Thür herein und gerade auf den Franzel zu.

„Von den Feineren bist du keiner,“ sagte sie zu ihm und setzte sich daneben hin. „Daß ein richtiger Bursch seiner Tänzerin ein Glas Glühwein zahlen soll — ich glaube, davon weißt du nicht!“

„Um ein Glas Glühwein ist mir die Kreßbachwirtin just auch nicht feil!“ war seine Antwort.

„Franzel,“ sprach sie nun, und ihre Stimme war eine leisere und eine andere, „warum sagst denn nicht du zu mir, wie ich zu dir? — Im Spaß und im Ernst, Franz, sag's aufrichtig, magst du mich oder nicht?“

Für mein Leben gern hätte ich den zwei Leutchen noch

weiter zugehört, aber der Franzel winkte mir mit den Augen, und ich dachte, einen besseren Gefallen kann man ihm nicht erweisen, als daß man sie jetzt allein läßt. Leise nahm ich meine Jacke von der Wand, schlich zur Thür hinaus, und weil ich beim „goldenen Löwen" die erhoffte Unterhaltlichkeit doch nicht mehr fand, so machte ich mich auf den Heimweg.

Über der Schneelandschaft lag Nebel, und Nebel spann in den Ästen der Bäume, die nun stundenlang zu beiden Seiten des Weges standen. — Ich dachte so für mich hin, wie manch ein Mensch eigentlich schrecklich verlassen sein kann auf der Welt. Just an Tagen der Lustbarkeit fühlt man's am meisten. Ich habe auch gar keinen Schick zum richtigen Lustigsein sowie andere; wenn's gerade recht laut und toll ist um mich und alles einladet zum Mitjauchzen und Springen, thut mir leise — ganz leise das Herz weh, und ich weiß nicht warum. Jung und gesund — ich weiß wirklich nicht warum. Und wenn mir so um's Herz ist, da bin ich doch lieber im stillen Wald, als in der lärmenden Gesellschaft. Sie sollen machen, was sie wollen, und wenn gleichwohl einer sagt, mir könnt' schwach werden — deshalb will ich ihm keinen Fuß abschlagen. Als es schon dunkelte, hörte ich hinter mir Schlittengeschelle. Stand zur Seite und sah nun ein braunes Rößlein vorbeitraben. Auf dem Schlitten, in härener Decke wohl verwahrt, saß die junge Kreßbachwirtin und der Hochbrunner-Franzel. Sie sahen mich nicht stehen, lachten einander ins Gesicht und da waren sie auch schon vorüber. Den Buschen hatte er nicht mehr auf dem Hut, ich wußte es aber doch — mit dem Leichlein aus, — mit dem Lieblein heim!

Als ich am Grabenhäusel vorüberkam und zum nie-

drigen Fenster einen Blick hineinthat, sah ich, wie an der Wand die Ampel brannte, am Herd die Kathel kauerte, und am Tisch der Hesch tief gesenkten Hauptes saß. Daneben stand die Wiege, halb gefüllt mit Stroh — sonst nichts drin. Ein trauriges Bild — ich ging vorüber.

Der Hesch — ein sonst baumstarker Mensch — ist vom selbigen Tage an schwer krank gewesen viele Wochen lang. Ein Nervenfieber, kein Mensch hat ihm Wiedergenesung verhofft. Aber seine Kathel — wohl auch selbst abgehärmt und krank, doch ihres eigenen Leidens vergessend — hat ihn gewartet und gepflegt voll Geduld und Herzensmut, bis er endlich in den Tagen der Maien wieder gesessen ist vor der Hütte, in einer fast süßen Kraftlosigkeit die laue Luft des Waldes hat getrunken und in seinem Herzen unermeßlich selig ist gewesen. Da hat er einmal seinen Arm um den Nacken des Weibes gelegt und gesagt:

„Katharina! Das Unglück hat mich zu mir selber gebracht und zu dir, jetzt erst bist du mein geworden. So oft ich an's Wirtshaus und an die Spielkarten denke, geht's mir eiskalt über den Rücken. Das ist vorbei. Alle Sonntage nur bei dir. Heut' wär' ich unter der Erden, nur deine treue Liebe hat mich festgehalten auf der Welt. Meine Mutter hab' ich gern gehabt, das weißt. Bei der Seel' meiner Mutter versprech' ich dir's: Von jetzt an nur bei dir daheim!"

Sie drückt den vor Aufregung Bebenden sanft auf seinen Sitz zurück und sagt:

„Thu' dich nicht so aufregen, Hesch, ich glaub' dir's, du bist ja mein lieber Mann."

Das war im Mai. Im Juni, als man das große Fest der Apostel Petrus und Paulus beging, waren in

der Gegend zwei Hochzeiten. Der Bumshöfer und die Schwarzbraune, der Franzel und die Kreßbachwirtin.

Denn die Schwarzbraune, wie sie die Bekehrung des Hesch gesehen, war zur Ansicht gekommen: Gar so schreckbar schlecht, wie es manchmal ausschaut, sind die Mannsleute eigentlich doch nicht! — Und der Franzel hat gemeint, besser als im Bauerndienst ist es doch, der Kreßbachwirt sein, ein frisches Weib haben und in Arbeitsamkeit und Redlichkeit wirtschaften.

Ein Jahr später ging eines Tages wieder ein Zug vom Walgebirge gen die Pfarrkirche zu Krieglach hinab. Aber kein weißes Trühlein wurde getragen; drei kleine, winzig kleine, aber durch und durch lebendige Kinder brachten sie daher zur heiligen Taufe. Das eine war vom Bumshöfer-Hofe, das andere vom Kreßbachwirtshause, das dritte vom Grabenhäusel . . .

Ich habe dabei nichts zu thun gehabt, als mich insgeheim zu freuen über die Wahrheit des Ausspruches, daß die Liebe stärker ist als der Tod.



Von den geheimnisvollen drei Paar Schuhen.

Das war an einem Sommernachmittag. In unserem Waldbauernhause sprach ein fremder verdächtiger Mensch zu. Er war erklecklich zerlumpt und sah aus wie ein Landstreicher. Einen knorpeligen Stock und ein kleines Handbündel hatte er bei sich, und am Arme hängend ein fast neues Paar Mannsschuhe. Er berichtete mit fast weinerlicher Stimme, daß er schon seit drei Tagen nichts Warmes in den Leib bekommen habe und bat um einen Löffel Suppe. Meine Mutter wärmte ihm Reste vom Mittagsmahle auf, und während er in der Küche auf dem Kopfe des Waschtroges saß und gierig Knödel und Kraut verschlang, machte sich die Mutter im Vorhause zu thun und redete laut mit der Kellerthür. Sie fürchtete sich nämlich vor dem Gesellen und wollte ihm glauben machen, daß im Keller unten Leute wären. Sie war aber mutterseelenallein zu Hause. Das Stroh sei im Keller zu lassen, damit im Winter die Rüben und Erdäpfel zugedeckt werden könnten, sie wüßten ja ohnehin, wie es allemal in den Keller hineinfriere! So sprach sie scharf befehlend mit denen, die nicht da waren. Der Fremde war fertig, sagte schönen Dank, rülpste und ging schleichend davon. Rasch verriegelte

die Mutter hinter ihm das Hausthor und hielt Umschau, ob nichts fehle. Nun war es aber erstaunlich, anstatt etwas mitzunehmen, hatte der Mensch etwas da gelassen. Das fast neue Paar Schuhe, welches er über dem Arm hängen gehabt, hatte er vergessen, es stand auf der Bank im Winkel, nahe dort wo er gesessen.

Am Abende kamen die Leute vom Felde heim. Die Knechte, einer um den anderen, nahmen das lederne Paar in die Hand, drehten es eine Weile so herum und beguckten es von allen Seiten. Dabei sprachen sie ihre Mutmaßungen aus, wieso und warum. Da rief die Mutter vom Herde her: „Daß mir keiner die Schuhe anlegt! — Ja, ja, ihr Tröpfe, ihr vorwitzigen! Wisset ihr's denn nicht! Habt ihr nie was gehört davon, daß einer, der Diebesschuhe an den Füßen hat, selber muß stehlen gehen?!" Als die Knechte darob lachten, fuhr sie fort: „Und daß die Schuhe gestohlen sind, drauf kunnt ich gleich meine Hand in's Feuer legen. Vergessen! Das kann sein und kann nicht sein; ich glaub's aber nicht. Wären die Schuhe sein eigen, so hätte er's schon der Mühe wert gehalten, drum zurückzukommen. Den Standarn fürchtet er, und deswegen hat er sie dagelassen, und nicht anders ist's, und ihr lasset mir die Schuhe stehen!"

Jetzt war aber unter den Knechten ein besonders vorwitziger — der Nantel. Der hatte graues Haar und sogar eine Glatze bekommen, ohne sein Lebtag irgendwo auch nur einen Fingernagel gestohlen zu haben, und der meinte, man sollt's doch darauf ankommen lassen, zu beweisen, daß der Bäuerin Wort ein rechter Aberglaube wäre. — Unsereiner stehlen gehen! Das wäre so was!

„Ich rate dir's nicht, Nantel!" sagte die Mutter noch,

aber der Knecht hatte seine alten mausfarbigen Tramper schon von den Füßen und steckte diese mit Behagen in das Diebspaar. Fest und sorgfältig riemte er sie zu, dann reckte er sich aufrecht und strampfte in den Boden, gleichsam zur Proklamation der Herrschaft seiner Füße im neuen Gehäuse.

„Willst sie dir behalten, so bist schon einer!“ lachte ihm der Baldhauser, der Knecht vom Ochsenstall, zu.

„Geh, Narr,“ antwortete der Nantel, „ich kann mir meine Schuh' gottlob noch selber kaufen, daß ich keine zu stehlen brauch', aber der Bäuerin wegen, just der Bäuerin wegen. Weil sie meint, ich wollt' gleich jetzt von der Stell' weg zum Nachbar Thommel gehen und ihm ein Schaf aus dem Stall stibitzen. Bis zum Schlafengehen behalt' ich sie an, zu Fleiß. Thut's nur den Galgen herrichten, Leut'!“

„Du Nantel, versündige dich nicht!“ mahnte die Mutter, während sie in das Herdfeuer blies, um die Abendsuppe fertig zu kochen. „Wenn du nur Holz zutragst! bauen wird den Galgen der Teuxel schon selber.“

Als wir uns zum Nachmahl setzten, hatte der Nantel immer noch nichts gestohlen. Deshalb hub er an groß zu thun und sagte: „Ja Lappen! wenn jeder gleich stehlen gehen müßt, der gestohlenes Leder an hat, wie wäre es da Denjenigen ergangen, die beim heiligen Crispinus haben arbeiten lassen!“

„Man weiß es auch nicht, wie es ihnen ergangen ist,“ meinte der vom Ochsenstall.

„Und umgekehrt, wenn Keiner stiehlt, der ehrliche Stiefel an den Füßen hat,“ fuhr der Nantel fort, seine Gedanken auszukramen, „so hätt' der klein' Micherl nicht

Korn gestohlen beim Hofbauern auf der Tenn'; der Micherl hat ja die geschenkten Schuh' vom Dorfrichter angehabt. Das wird doch ein grundredliches Leder gewesen sein! Oder nicht? Man kann's zwar nicht wissen. Nichts kann man wissen. Muß wohl seinen Grund haben, der Richter, daß er sogar Stiefel herschenkt."

„Ei, was du sagst, Nantel!" sprach der Waldhauser.

„Ich will nichts gesagt haben," fuhr der andere fort, „so ein hohes Tier wird gleich unangenehm." Denn der Richter hatte unsern Knecht einmal auf eine Woche in die Keichen stecken lassen, weil der Nantel jemanden „was geheißen" hatte.

„Man kunnt," redete er jetzt weiter, „vielleicht Den da unten, den mit dem großen Kopfe, noch viel was anderes heißen, als . . . na, ich will nichts gesagt haben Umsonst thut er nicht so bigotterisch, umsonst nicht. Armenvater kunnten wir nicht bald einen besseren kriegen als den. Der sperrt die Armengelder so fest ein, daß schon gewiß kein anderer Dieb dazu kann . . . ."

Jetzt war aber die Mutter da. „Du alter Nantel!" sagte sie. „Schau dich jetzt einmal an. Schau dich nur an und hör' dir zu. Fällt dir nichts auf? Du stiehlst ja schon! Ob du den Leuten Schafe stiehlst oder ihren ehrlichen Namen — gestohlen ist gestohlen. Was meinst denn, Nantel, willst die Schuhe nicht bald ausziehen?"

„. . . Uh Teuxel!" knurrte der Knecht in seinen grauen Bart. „Wie aber so eine Bäuerin alles ausdeuten kann! Auf die Art schaut's schier so aus, als ob ich einer wär! Du verschwameltes Zeug, du!"

Da trat zur Thür der Zimmermann Josel herein mit einem großen Stecken. Ob kein Landstreicher da gewesen

äre? Ihm habe so ein Galgenstrick ein neues Paar chuh gestohlen. Das brachte der Zimmermann vor und ir deuteten alle miteinander schreiend und lachend auf n Nantel. Dieser riß gleich an der Tischecke die Schuhe n den Füßen und schleuderte sie über den Fußboden n, daß sie dem Eigentümer nur gerade munter entgegenipften.

Ob der Landstreicher erwischt worden ist, das weiß an leider nicht. Weil ich es aber als moralischer Erhler nicht gestatten kann, daß der Missetäter straflos ısgeht und am Ende auch dem geehrten Leser ein Paar tiefel stiehlt, so kann ich noch heute in einem Gehölze i Kapfenberg den Platz zeigen, wo der Galgen gestann ist, an welchen alle Diebe der Gegend gehangen worn sind. — Nicht ohne Beklommenheit erkundigt Ihr uch nach dem Befinden des alten Knechtes Nantel. Dank r Nachfrage, für Entwendung des ehrlichen Namens ıt's zum Glück nie Galgen gegeben. Es muß das viele olz nicht aufzutreiben gewesen sein.

Daß gewisse Schuhe auch sonst gefährlich sein können, ıvon will ich sofort berichten. Denn es geht der alte laube um: Wenn ein lediges Dirndl die Schuhe anzieht, e einmal von einer Braut getragen worden sind, so bemmt es keinen Mann. Ich weiß wohl, daß jetzt manche nge Leserin rasch ihr Schühlein vom kleinen Füßchen eifen wird, denn man kann doch nie sicher sein, ob nicht . Gemach, Lieblichste, so kleine Füßchen, die in deinen chuhen drin gewesen sein könnten, giebt es ja anderärts gar nicht. Die Barbara Dreiwangel, Töpfermeisterin

zu Schramberg, hat größere gehabt. Und als sie am Abende nach ihrer Hochzeit die Brautschuhe ausgezogen und vor die Thüre gestellt hatte, kam Mathias, der Werksgeselle, und stahl sie. Wie nach einem Asyle lechzend, so ungestüm zwängte er seine Füße in die Brautschuhe, weil er gehört hatte, daß sie so verläßlich vor der heiligen Ehe schützen sollen. Denn er war in Gefahr, von jemandem geheiratet zu werden und wollte nicht.

Nun war aber ein verhängnisvoller Irrtum geschehen. Denn so wie fremde Brautschuhe ein Mädel um den Mann bringen, so haben sie beim Burschen gerade die gegenteilige Wirkung. Der Mathias hatte die Brautschuhe kaum erst kurze Zeit an, so kamen sie nach der Reihe. Die Rosenmardirn kam zuerst, sie schäkerte ein Weilchen so herum und dann fragte sie ihn, wann er denn eigentlich Ernst zu machen gedenke? — Dann kam die Erdbeer-Mirzl, die erinnerte ihn an sein Versprechen. Nach dieser kam die Juliana Krausingerin mit dem scharfen Bedeuten, sie warte nicht mehr länger und könne nicht mehr länger warten. Noch redete diese, als die Enten-Trini sich anschauen ließ und nur so viel berichtete: der Pfarrer wisse schon davon, am Samstag könne das Versprechen sein. Zur Not gelang es dem Mathias, unter kurzer Vertröstung eine nach der anderen abzufertigen, ohne daß sie untereinander in Händel gerieten. Nun erschienen aber am Abende ein paar Väter oben genannter Dirnlein, erinnerten ihn eindringlich an seine Ehrenpflicht und sie wollten ihm zu seinem Glücke weiter nichts in den Weg legen. Das Unglück fügte es, daß die Männer zu gleicher Zeit kamen und redeten, so daß einer den anderen sah und hörte. Nur dem Werksgesellen verging Hören und Sehen. Wäh-

rend die Konkurrentenväter sich schneidig zu balgen begannen, entkam er, eilte in seine Kammer und zog fluchend die Brautschuhe aus. Trotzdem war er in wenigen Wochen verheiratet, aber nicht mit jeder der genannten, — denn so viel Erdenglück auf einmal duldet das Gesetz nicht — sondern mit der einen, die nicht mehr länger warten konnte.

Diese zwei Paar Schuhe haben uns kein geringes Entsetzen eingejagt, und das dritte macht's nicht besser. Beim dritten giebt's nichts zu lachen, es sind die Reiseschuhe in die Ewigkeit.

Denn es geht noch ein alter Glaube um: Wenn ein hinsiechender Mensch beim Schuster sich plötzlich ein neues Paar Schuh bestellt, so ist das ein Zeichen, daß es mit ihm nicht mehr lange dauert. Wenn ein Schwerkranker verlangt, daß man ihm sein Gewand, seine Schuhe ans Bett bringe, weil er aufstehen und sich anziehen wolle, so fangen die Angehörigen schon an zu schluchzen, und es kann unbedenklich der Sarg bestellt werden. Bei der Aufbahrung wird in manchen Gegenden strenge darauf geachtet, daß dem Toten Stiefel angezogen werden „zur Wander auf der langen Straßen".

Das Herz möcht's mir im Leibe umdrehen, noch heute wenn ich an jenes frische Dirndel denke — die kleine Rosa vom Fichtelbauernhof. Wir waren zusammen in die Schule gegangen, sie war übermütig und herlebig wie ein Knabe. Später wurde sie sinnig, wir schrieben einander Brieflein. Ich nannte sie Rosabella, dieser Name gefiel ihr, und sie unterzeichnete ihre Briefe stets auch mit „Rosabella". Sie

verstand den Sinn des Wortes nicht, und sie wußte auch nicht, wie schön sie war. Unsere Briefe atmeten eitel Lebensfreude, aber von Liebe war keine Rede. Obwohl uns dieses Ding vom Hörensagen bekannt war, so dachten wir doch, das sei nur etwas für Märchenprinzen und Prinzessinnen. Plötzlich kam die Typhusseuche und warf meine Rosabella hin. Anfangs war sie ganz zufrieden, lag mit glühendrotem Gesichte da und schlummerte viel. Als jedoch der Fichtelbauer ihr zu verstehen gab: Ostern sei zwar noch nicht, aber die österliche Beichte könne sie schon jetzt ablegen, weil sie just Zeit dazu habe, und er lasse ihr deswegen den Geistlichen holen — da ist sie aufgefahren.

„Sterben!“ rief sie hell, „sterben soll ich? Was ist das? Bin ich denn so krank? Der kalte Totenmann! Und ich soll mit ihm? Nein, nein, nein, ich bin noch so jung, so jung — und soll schon sterben? Geht mir weg, ich stehe auf. Ich will nicht sterben, ich will nicht! Ich will das schöne Leben genießen, das süße Leben. Mein Gewand bringt's her, ich stehe auf. Giebt so viel alte mühselige Leut', die nichts mehr haben auf der Welt, zu diesen schickt ihn, zu diesen! Ich bin so jung, so gesund, ich bitte euch um Jesu Christi willen, laßt mich leben! Bringt mir doch meine Schuhe her! Meine Schuhe! Ich will ausgehen. Krank, sagt ihr? Und bin mein Lebtag nie gesünder gewesen als jetzt, und will in den Garten hinaus. Den Rosenmarinstamm will ich ansetzen, den brauch' ich um Peter und Pauli zu meiner Hochzeit. Und tanzen will ich, und einen Mann haben und Kinder haben. Und Enkel. Hinaus in die Luft!“

Sie ließ sich nicht halten, sprang aus dem Bette, zog ihre Schuhe an und fiel zu Boden. Man legte sie wieder

hin, wie ohnmächtig lag sie da. Nach einer Weile öffnete sie die Augen, lächelte und murmelte in aller Zärtlichkeit, aber mit ganz fremder Stimme: „Jetzt bist schon da um mich. Dank dir's Gott, daß du da bist. Mußt aber niemandem was sagen, sonst lassen sie uns nicht miteinander gehen. Feine Tanzschuhe, die hab' ich schon, und den Rosenmarin im Haar, Herzliebster, den mußt du mir nicht verderben. Gute Nacht, ich muß eilends fort, es läuten schon die Hochzeitsglocken . . ."

Ich bin hinter dem Bett gestanden und habe das alles mitangehört, und habe gesehen, wie sachte der Friede kam, wie sie einschlief zu einem festen Schlaf und vergessen hatte, die Augen zuzumachen. —

Das also ist das dritte der drei Paar Schuhe gewesen, von denen ich erzählen wollte.

Wenn man nun untersuchen müßte, welches von diesen drei Paar Schuhen eigentlich das beste sei! Ich glaube, es thäte uns keine Wahl weh, denn sicherlich steckt Der im besten Schuh, welcher nicht mehr weiß, wo er ihn drückt.



O du schöne, süße Samstagsnacht!

Als ich jung noch war! Vom „armen Jungen“ spricht man. Was leuchtet und klingt denn ununterbrochen herüber in diese wahnwitzige, steinkohlenrauchrußige Welt, als lauter Pfingstmorgen und Hochsommer-Mondnächte aus dem Waldland! Hochsommer-Mondnächte klingen? Und wie sie klingen! Heute hätte ich die Worte, kann sie aber nicht singen, damals konnte ich singen und hatte keine Worte.

Am Abend vor dem Sonntag, wenn wir uns schon alle ins Bett gelegt hatten, senkte ich mein Haupt nicht ins Strohkissen, sondern hielt es ein wenig in die Höhe, horchend, ob sie schon schnarchten. Und als ringsum alle Raspeln in vollem Gange waren, stand ich wieder auf — ganz behendig — kleidete mich an, rasch aber leise — und huschte hinaus durch die Dachluke. Zur Thür hinaus wäre ein bequemerer Weg gewesen, aber diese Thür winselte in ihren Angeln, gleichsam, als wollte sie Vater und Mutter wecken: Waldbauernleute! seid wachsam, euer Knab' schleicht um! — Der gute Vater hatte ja alles schon vergessen und meinte, auch die Zwanzigjährigen müßten in den Hochsommer-Mondnächten gerade so gut schlafen

und raspeln wie die Fünfzigjährigen. Wann war denn das? Wo ist denn das?

Auf der Schachenwiese, wo die Ahorne stehen und wo zwischen den Ahornen im engen randbemoosten Gräblein ein Wasser rieselt: dort kamen wir zusammen: der Heiden-Maxl und der Granegger-Hansjörgl und der Zettelbacher-Zenzl und andere, wie sie eben aus ihren Dachluken und Kammerfenstern und Wandspalten auch so hervorgehuscht waren. Kein einziger hatte die Erlaubnis zum „Gasseln", keiner war auch nur annähernd um eine solche Erlaubnis eingekommen — und doch waren sie da. Und nun huben die Waldbauernburschen an, verworfen zu sein. Sie legten einander die Arme um den Nacken und gingen hinaus über die flachen Felder. „Das Landleben hat Gott geben, so heiter und froh!" Zu zwei Stimmen sangen sie es und zu drei, und als der jungen Herzen Lust zu groß ward, da sangen sie keine Worte mehr, sie sangen nur Gesang und das Jodeln und Jauchzen klang in den Wäldern nach und hallte in den Wänden der Höfe, die dort und da herumstanden im freien Hage. Und wenn nun die Alten wach wurden, so brummten sie wohl gutmütig über die „Teuxelsbuben, die halt schon gar kein' Fried' geben mögen bei der Nacht!" und freuten sich an der Bravheit des eigenen Sohnes, der gescheit ist und ruhig in seinem Bette schläft. Und derselbe brave Sohn stößt gerade den allerhellsten Juchschrei aus, der draußen klingt. . . .

Unten im Engthale ist der Hauch eines Nebelstreifens, am hohen Himmel steht der Mond in seiner klaren mildleuchtenden Scheibe. „Er ist nicht weit, er ist nicht nah, er ist da!" sangen sie. Auf dem kurzen Gras der Matten lag sein silbernes Licht, und schwarze Schatten der Burschen

strichen darüber hin. Ein feuchtkühler Heuduft machte fast rauschig. Sternlein sprühten im Grase, bläuliche Funken zuckten in den Büschen, die Bäume standen mit ihren finsteren Zackenarmen und Wipfeln in einer fast drolligen Schauerlichkeit da. Gott, wenn man nicht einmal geschauert hätte vor den Geheimnissen der Nacht, wo wäre ihr Reiz? — Ganz leise huben sie wieder an:

„Wann ich geh,
Geh ich schnell,
Wann ich sing,
Sing ich hell,
Wann ich jauchz'
Giebt's ein' Hall'
Zu mein' Dirnderl im Thal!"

Laut ausschallten die letzten Worte, und das war das erste Anklingen an den eigentlichen, den Burschen selbst fast unbewußten Zweck dieser nächtigen Flüggezeit. Doch sie waren nicht allein wach. Unter dem Halmwerk rieselte wie ein ewiges Wässerlein das Zirpen der Grillen und vom jenseitigen Berge herüber klang zart und rein dreistimmiges Jodeln anderer Burschen, denn alle gesunden Knaben im weiten Waldlande sind heute eines Sinnes.

Der Zettelbacher-Zenz legte den Finger an den Mund: „Hört's, Buben, hört's, da ist der schwarz' Peterl dabei. Ich kenn' seine Stimm'!"

Unter den drei fernen Stimmen war eine so weich und schwingsam, vom blaudämmernden Mollton bis hinein ins hellste weiße Licht . . anders kann ich diese Klänge nicht beschreiben. Jetzt das innige Ineinanderschmiegen der drei Stimmen, jetzt das Emporklingen einer Schallrakete, daß allen Zuhörern ganz anders ward hinterm Brustfleck. Freilich, das war der Gesang des schwarzen

Peterl und dem eilten wir jetzt zu. Thalab, über die Wiesen und Wässer, bergauf im schwarzen Walde, und bald standen wir wieder auf mondheller Hochmatte, wo die Nachbarssänger waren.

„Was wollt's denn ihr da?" ließ uns ein ruppiger Bursch, der Pomperer Franz, an, dieweilen er seine Beine stramm auseinanderspreizte und die Hände in die Hosensäcke bohrte.

„Wir haben auch euch nit gefragt, was ihr wollt's!" gab von unserer Seite der Heiden-Marxl scharf zur Antwort.

„Freilich streiten werden wir! Oder gar raufen, versteht sich. Ich denk', wir wollen all' dasselbe. Singen wollen wir. — O du schöne, süße Samstagsnacht!"

Der so sprach, das war der schwarze Peterl. Er war freilich schwarz in der Nacht, aber nicht schwärzer, als die andern. Er war ein schmaler, schlanker Stab, der da kerzengerade auf der Erde stand, den rechten Arm in die Seite gestemmt, den linken —. Der schlanke junge Knab' mit der einzig schönen Stimme hatte keinen linken Arm. Nicht einmal einen linken Ärmel zeigte seine Jacke, schnurgerade war die Linie herab von der Achsel bis zum Fuß. Und weil er auch keinen Hut auf hatte, sondern eine Zipfelmütze, so schien ihm der Mond jetzt so hell ins Gesicht, daß aus diesem fast wieder ein Mond ward, der auf uns andere das Licht gab. So weiß war sein Gesicht, aber für einen Vollmond zu schmal. Die runden Augen, und das Stumpfnäschen und der dreieckige Mund — sollten das Adam und Eva sein, wie im wirklichen Mond? — So närrische Sachen waren mir eingefallen, als ich mich nun nahe zu ihm stellte. Der Bursche war mir lieb, nicht allein, weil er ein so freundliches Gesicht und hatte

so schön singen konnte, als noch vielmehr, weil das ein ganz merkwürdiger Mensch gewesen ist.

Vor so und so viel Jahren war eines Tages um die Weihnachtszeit beim Zeilbergbauern ein fremder Mann eingetreten, der hatte einen langen schwarzen Bart und ein kleines blasses Büblein bei sich. An der Stubenthür stehen bleibend, sagte er mit langsamer und etwas singender Stimme das Christtagsevangelium auf und als er damit zu Ende war, piepste das Büblein: „Amen! Gloria in excelsis Deo!“ Hierauf bekamen die beiden etwas zu essen. Als der Schwarzbärtige hernach Lodenmantel und Rückkorb wieder aufgepackt hatte, wendete er sich zur Zeilbergbäuerin und sprach: „Du schönes und gutes Muttergottesweib! Da habe ich ein Christkindel bei mir. Was giebst dafür?“ Und schob ihr das Knäblein zu.

„So, ein Kinderschacherer seid Ihr!“

„Wenn du's nit willst kaufen, du Fromme, Unbefleckte du, so schenk ich's dir!“

Aber sie nahm es auch nicht geschenkt. Sie hatte zwar selber keines, sie wußte auch nicht, was das ist, ein Kind. Ihr Leben war das Kochen und das Scheuern und das Waschen und das Fegen; das trieb sie jeden Tag vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Und als ihr Mann schon im Bette lag, scheuerte sie noch den Fußboden blank, auf welchem sein erdkrustiger Schuh etwa eine Spur hinterlassen. Nun, am heiligen Abende wusch und kochte sie erst recht, und als der Festkuchen in der Pfanne bräunlichfett erglänzte, war der Mann mit dem langen Barte fort; an der Thür stand aber noch der Knabe, sog an seinem Finger und schaute mit großen runden Augen auf das prasselnde Herd-

feuer hin, auf die geschäftige Bäuerin und auf den bräunlich-fetten Kuchen.

Es ist nicht aufgekommen, woher der Evangelisinger gekommen und wohin er gegangen war. Es ist nicht aufgekommen, wem das Kind gehörte. Dieses Kind wußte nur zu erzählen, daß es immer und ewig „mit dem Vater evangeligesungen" und Gloria in excelsis Deo gesagt, und daß es darauf immer etwas zu essen bekommen hätte. — Als alle Nachforschungen sich als vergeblich erwiesen hatten, führte der Zeilbergbauer den Knaben zum Dorfrichter und wollte es bei dem so machen, wie der Langbärtige es bei ihm gemacht hatte. Der Dorfrichter sagte: „Oho, dableiben!" und hielt ihn am Arme fest. „Dir ist er eingelegt, du wirst ihn behalten und erziehen."

„Da werd' ich ihn halt ins Wasser schmeißen," antwortete der Bauer.

„So dumm reden sollst nit, Zeilbergbauer," beschwichtigte hierauf der Richter. „In paar Jährlein hast an ihm einen waren Halterbuben, wieder in paar Jährlein einen starken Knecht."

„Den waren Halterbuben und den starken Knecht kannst du haben, Richter!"

„Wenn's schon nit anders ist, so soll halt dieweilen das Dörfel zusammenschießen für den fremden Vogel, bis er zum Gemeindeboten oder zum Nachtwachter, oder zum Totengraber oder zu so was gut ist."

So ist es hernach ausgemacht worden. Aber trotz des „Zusammenschießens" wollte den Knaben keiner nehmen und verpflegen; man wisse nicht, was aus so einem Kukuk werden kann, man wolle keine Verantwortung leisten für so was. „Wer steht mir denn gut," rief ein Ortsgesessener,

„ob er mir nit eines Nachts mit der Brieftaschen davonlauft oder gar das Haus über dem Kopf anzündet!" So redeten sie eine Weile hin und her, bis dem lustigen Geber-Sepp der Einfall kam: „Aber Jesses, Leutel, wann ihn schon keiner willig nehmen mag: ausspielen!" — Das Kartenbüschel her, um den Ratstisch gesessen. „Schwarz-Peterl! Wem er in der Hand bleibt, der muß den Buben ein Jahr behalten. Nachher, wenn's Jahr aus ist, spielen wir wieder."

So ist es geschehen, das arme Knäblein ist auf dem Eichelbuben, als dem „Schwarz-Peterl" gestanden und dieses Blatt ist dem halbblinden Schuster-Zanggel in der Hand verblieben. — Das war just nicht schlecht geraten. Der Schuster-Zanggel war ein armer Mann, und solche Leute sind nicht die Unbarmherzigsten. Er brachte den Knaben seiner alten Schwester heim, wie man einen Taschenfeitel oder einen Feigenkranz heimbringt, den man im Spiel gewonnen hat. Die alte Schwester schlug zuerst ihre Hände zusammen über die Frevelhaftigkeit, ein Menschenkind auszuspielen wie einen Sack Nüsse. Dann nahm sie den Kleinen unter Seife und Kamm in die Arbeit, und dabei knurrte sie: „Hat's bei uns derweil für zwei g'längt, wird's für drei auch g'längen. Und ihner Zusammenschießen brauch' ich gar nit."

Die zwei alten Leute huben nun an, ihr Knäblein sauber herauszuputzen, ja sogar es in die Schule zu schicken. Und als der Lehrer davon sprach, daß der Kleine sich brav aufführe, gar nicht dumm sei und besonders Neigung für Musik zeige, da bildeten sie sich einen großen Fleck ein.

Als das erste Jahr zu Ende ging, schwieg der Schuster Zanggel fein still, und die Gemeinde machte auch keine

Anstalt, den Knaben auf's neue auszuspielen. Der Name „Schwarz-Peterl" aber ist ihm geblieben, obschon er auf den heiligen Adalbert getauft gewesen sein soll. In den Frühherbsttagen, wenn die Schulvakanzen waren, huben bei den Bauern die Nachfragen an, ob der Schwarz-Peterl nicht zu haben wäre zum Viehhüten. Da wurde er zu den Höfen ausgeliehen, zuerst gegen ein Vergeltsgott, später gegen einen Sack Kartoffeln oder ein Scheffel Korn, an die Schustersleute zu entrichten. Der Knabe war anstellig, gutmütig und immer heiter und jetzt fiel dem Zeilbergbauern wieder das Ausspielen ein. „Was soll denn immer nur einer den Nutzen haben vom Bengel?"

Einem merkwürdigen Fehler war der Schwarz-Peterl anfangs verfallen gewesen, von dem die Schustersleute erst viel später sprachen, als er schon lange abgewöhnt war. Wenn niemand sonst zugegen, ging er in das Vorratskämmerchen, nahm sich Weißbrot, strich Butter drauf, aß es und trank Rahm dazu. Der weiße Schnurrbart an der Lippe ward eines Tages zum Verräter, allein der Junge sagte rasch: „Amen, Gloria in exelsis Deo!" und glaubte, die Sache damit beigelegt zu haben. Der Zanggel mußte es ihm dreimal sagen und das dritte Mal aufschreiben — mit dem Buchenstäbchen auf den Rücken, daß alles Unerlaubte verboten ist. Nie hat er sich dann aber auch einen Buchstaben besser eingeprägt als diesen.

Eine ganz ungeahnte Verwendung für den Schwarz-Peterl hatte der Schulmeister gefunden. Er unterrichtete ihn im Gesang, und nun konnte der Knabe sein „Gloria in excelsis Deo!" des Sonntags auf dem Kirchenchore singen. Die Tochter des Schulmeisters that noch ein Übriges und lehrte ihn das Zitherspielen. Und das war seine

Freude. Und jetzt war das arme Schusterhäusel auf einmal voll Musik geworden.

Mittlerweile war der Junge soweit erwachsen, daß er sich nach Erwerb umsehen mußte, um sich und seine Zieheltern zu ernähren. Ein Bauernknecht zu werden wäre ihm schon recht gewesen, doch von einem Bauernknechte konnten zwei alte Schustersleute nicht leben; er müßte nur — wie ihm der Heiden-Michel riet — Tabakraucher werden, denn Tabakraucher hätten immer Geld, nur daß er es nachher anstatt zu verrauchen, dem blinden Zanggel geben könnte.

Draußen im Thal die Eisenbahn braucht Leute und sie pfeift das Geld, welches sie von Wien mitbringt, nur gleich so zur Lokomotive heraus. Der Bursche bewarb sich um einen Bahndienst an der Station Mitterdorf und erhielt ihn leider. Schon in der zweiten Woche seiner Eisenbahnzeit hat sich das Unglück zugetragen. Bei Glatteis hatte er zwischen mehreren Zügen hindurch über die Bahn zu gehen, um drüben einen Waggon auszukoppeln, er strauchelte, fiel hin und eine rasch vorüberfahrende Maschine schnitt ihm den linken Arm weg. Als man ihn aufhob, sagte er, es wäre weiter nichts geschehen, nur die Hand schmerze. Die Hand lag aber sieben Klafter weit draußen an der Böschung. Er blutete nicht stark, denn der kurze Stumpf an der Achsel war fast keilförmig gequetscht. Dann schlief er ein, der Schwarz-Peterl, und als er erwachte, lag er in einem großen Zimmer, von Leuten umgeben, die sich mit ihm beschäftigten. Daneben auf der Bank in einem großen Waschbecken lag eine Menschenhand. Der Peterl that einen Blick darauf hin, einen unsteten, tieftraurigen Blick, denn jetzt wußte er wohl, was es gegeben hatte. Als ihm dann noch ein

großer, abgesprungener Knochen aus der Gelenkshöhle genommen worden war, konnte die Heilung beginnen, die in einigen Wochen sich vollzog. Und nun sollte der Bursche wieder aufstehen, umhergehen und zusehen, wie er sich fortbringt. Die Eisenbahn gab eine kleine Abfertigung, aber die Schustersleute wehrten mit den Händen ab: Gott verhüte es, daß sie ein Blutgeld nähmen! — So nahm's der Bursche und ließ sich davon ein graues Steirergewand machen, mit grünen Aufschlägen; er erspart ja schon dabei. Er erspart den linken Ärmel.

Nach dieser Wendung hub der Schwarz-Peterl an, in der Gegend zu hausieren, aber nicht wie einst mit seinem Gloria in execlsis Deo! sondern mit der Bitte um Arbeit. Man beschäftigte den guten Burschen, wo und wie es möglich war, denn sie hatten Mitleid mit ihm und sie hatten ihn lieb, weil er immer noch so gemütlich war. Außer Kost und Gewandung bekam er von den Erkenntlichsten auch noch Tabaksgeld, welches der alte Zanggel fleißig vernebelte. Dieses bischen Rauch und dieses bischen Peterl, sonst war ihm ja nichts übrig geblieben von der lieben Welt. Die Stimme des Burschen hatte nicht gelitten, nur daß sie noch milder und lieblicher geworden war; und wenn sie im Kirchenchore so recht innig klang, da dachten die Leute: „Mein Gott, der Einhandel! — Aber das Zitherspielen! Er durfte nicht dran denken, daß jemand war, in irgend einem Hause dieser Berge, der sein Zitherspielen schon gar besonders gerne gehört hätte. . . . . Ihm zuckten ordentlich die Finger, und ihm war, als könne er die Finger noch auf die Tasten setzen alle fünf, aber wenn er hinschaute, war keine Hand da. Arbeiten hingegen gab es mancherlei, die er verrichten

konnte, Garbentragen, Holzklauben, das Vieh hüten, bei Kohlenbrennereien mitthun, kleine Kinder wiegen. Zu letzterem war er besonders geeignet, weil sein Singen die Kleinen so leicht in den Schlummer brachte und weil sein schmales blasses Gesicht so gutmütig und schalkhaft dreinschaute, wenn sie wieder aufwachten, daß sie ihre junge helle Freude an ihm hatten.

Zu Allerseelen ging er auf den Kirchhof und besuchte das Grab. Nicht Vater und nicht Mutter lagen dort, und auch sonst kein Mensch, der ihm nahe gegangen. Und dennoch stand er still am Friedhofzaun unter der Birke und betete ein Vaterunser. Dort unter dem Rasen lag sein linker Arm. . . . . Und wenn er nach dem Vaterunser nicht gleich davonging, sondern ins Denken kam, da war dem Burschen, als stünde er vor seinem eigenen Grabe, und er dachte der Hand nach, was sie ihm gewesen war und gethan hatte, wie kundig sie auf der Zither gespielt, wie er ihr einmal mit der Sichel in den Mittelfinger hieb, daß sie blutete und wie nachher das schreckliche Rad — die arme Hand! — Ganz so, wie man einem lieben Menschen nachdenkt. —

Also das ist die Geschichte vom Schwarz-Peterl, der nun in der Mondnacht auf der silberhellen Hochmatte dastand wie ein schwarzer Stab und im Vereine mit dem Hansjörgel das Lied sang: „O du schöne, süße, sternhelle Samstagsnacht!“ welches schließlich in den Jodler ausging: „O du schöne, o du süße, o du schöne süße dulieh, dulioh, dulieh!“

Nach diesem Gesange machte sich der Bursche ein wenig abseits gegen den Holzzaun hin, und als er über denselben steigen wollte, lief ihm der Pomperer-Franz nach,

faßte ihn am Joppenflügel und sagte: „Oho, Peterl, wohin denn?“

„'s' ist Zeit zum Schlafengehen. Laß mich aus.“

„Bist nit jetzt im Grundelhof?“ so der Pomperer.

„Freilich im Grundelhof,“ so der Peterl.

„Du hörst, der Weg über den Zaun führt nicht zum Grundelhof, der führt zum Moosebner.“

„Wenn er zum Moosebner führt, so werd' ich halt zum Moosebner gehen,“ entgegnete der Einarmige.

„Schwarz-Peterl,“ knirschte der Pomperer und hielt ihn fest, „zum Moosebner gehst du mir nit, daß du's weißt! Die Moosebner Luiserl gehört mein!“

„Seit wann denn?“ fragte der Peterl.

„Noch ein Wort, und du liegst auf dem Steinhaufen, daß deine Trümmer gewiß kein Mensch mehr zusammensucht, gewiß keiner!“

Die Moosebner Luiserl war ein armes gelbhaariges Dirndl, eines böhmischen Deichgräbers Tochter, die im Moosebnerhof diente. Der Deichgräber war gestorben, sie hatte keinen Verwandten und Schutzhaber auf der weiten Welt. Nur den Peterl hatte sie heimlich gern, und er sie, und wir andern wußten das. Und als der Peterl und der Pomperer nun um dieses Dirndl stritten, waren wir Anderen auch da, und der Marxl sagte keck: „Ich denk' Pomperer, so spielen wir nit! Du hast eh deine Heubach-Jula, die du heiraten willst! Was brauchst denn auch noch dem Peterl seine Luiserl?“

„Das geht dich nichts an!“ fuhr der Andere auf.

„Das wird uns wohl was angehen, mein Lieber!“ sagte der Hansjörgel, und ich sagte es auch. „Wenn sich zwei gern haben und ein Dritter mischt sich drein! Mir

wäre das zu dumm. Und zu schlecht. Und wenn du glaubst, daß sich der Peterl nit wehren kann, weil er nur einen Arm hat, so bist stark auf dem Holzweg. Der Peterl hat mehr Arme, als wie du, wenn's auf Ernst ankommt. Auslaß' ihn!"

Als der Pomperer sah, daß sich alle Arme gegen ihn erhoben, mit Ausnahme seiner zwei eigenen, ließ er den Peterl los und stahl sich bald darauf davon, hinaus durch die Büsche. Der Schwarz-Peterl ging hinab gegen den Moosebnerhof. Wir anderen auch unserer Wege, teils singend, teils schweigend und nachdenklich. Nicht lange hernach und jeder war auf seinem besonderen Steige. Als ich an ein schönes stilles Gehöfte kam, war's auch nicht das meines Vaters. O du schöne, süße, sternhelle Samstagsnacht! — Wenn ich tagsüber an diesem Hofe vorübergegangen, hatte der Kettenhund allemal einen Bissen Brot in den Mund bekommen, so waren wir gute Bekannte und er sagte nichts. Vor dem Hause rieselte der Brunnen sein glitzerndes Silberkettlein in den Trog. Das mondschimmernde Fenster war leicht zu finden. — O du süße, o du schöne, süße dulieh, dulioh, dulieh!

Bald nachher trug es sich zu, daß der Schwarz-Peterl einige Zeit in unserem Waldbauernhause war. Wir hatten den Weber auf der Ster, und der brauchte Einen zum Garn haspeln. Dazu war der Einhandel ganz recht. Mit den Haspeln und Spulen ist nicht immer gut auszukommen. Wer da weiß, was schon ein einziger Faden für Tücken hat! Und erst hundert Fäden! Durcheinander, ineinander, gegeneinander, ein unlösbares Gewirre, und doch soll keines sein. Die Weber leiden alle an Gelbsucht, der Schwarz-Peterl aber blieb weiß und rot im Ge-

sicht und sein Auge blieb veilchenblau und sein Schnurrbärtlein nußbraun. Er verrichtete seine Arbeit mit so großem Fleiß und Geschicke, daß der Weber selbst ihm versprach: „Peterl, du kannst dich drauf verlassen, ich nehme dich bei guter Löhnung zum Gesellen, sobald dir dein linker Arm wieder nachgewachsen ist.“ Der Bursche schaute auf derlei Späße gutmütig drein; solcher Spott ist freilich traurig, aber nur für den, der ihn macht.

Einmal des Abends, als ich mit meinem Ochsengespann vom Felde heimkam und den Tieren das Joch von den Hörnern löste, kam der Peterl auf mich zu, betastete mich an der Hand und sagte: Dir vergess' ich's auch nit.“ Mir war's unklar, was er da meinte, der Hansjörgel klärte mich am nächsten Sonntage auf. Der Peterl habe ihm mitgeteilt, sein Lebtag und in die Ewigkeit hinein und durch dieselbe auf der anderen Seite wieder hinaus könne er keine besseren Kameraden haben, als den Hansjörgel und den Marxl und den Zenzl und mich. Wegen damals — mit dem Pomperer. — Ich wußte natürlich schon seine märchenhafte Geschichte und da er ein so lieber Kerl war, so schwante mir, es müsse mit ihm noch einmal eine wunderbare Wendung nehmen. Jener Evangeliumsänger, der Mann mit dem langen schwarzen Barte, müsse eines Tages erscheinen und den Burschen wieder zu sich nehmen und etwas unerhört Großes aus ihm machen.

Und dann war's im Herbste, am Tage des heiligen Gallus. Sah ich den Peterl unten am Bache kauern zwischen Weiden, deren spitze Blätter schon gelb geworden waren. Ich dachte, er halte dort die Angelschnur ins Wasser und warte auf Forellen. Ich ging zu ihm hinab,

weil es ein Vergnügen ist, zu sehen, wie die weißbauchigen Fische gleich lebendigen Fragezeichen an der Schnur schlängelnd herausgeschleudert werden. Aber er angelte nicht. Er lag, den Arm um einen Stein geschlungen, das Gesicht in's Moos gepreßt — und schluchzte. Als er mich sah, wollte er auf und davon, ich vertrat ihm den Weg. „Gut, so geh' ich da!" rief er schrill und wollte ins Wasser springen.

„Was ist dir geschehen, Kamerad?" so mein Anrufen.

„Mir?" rief er, „mir geschehen?" lachte er wild. „Laß mich allein. Mir hilft niemand." Und dann — weil ich ihn doch nicht davonließ — brach er los: „Meinen liebsten Menschen hab' ich unglücklich gemacht. Hätt' ich ihm's lieber gelassen, dem Pomperer-Buben, der hätt' sie heiraten können. — O du verfluchte Samstagsnacht!"

Mehr hatte er nicht zu sagen gebraucht. Merkte gleichwohl auch, daß es da keinen Trost gab. Der Fisch im Wasser konnte nicht stummer sein, als ich auf das Bekenntnis. Ein armes Blut, ein Krüppel und solche Pflichten!

„Peter," sagte ich endlich fast grollend. „Geh' hinauf. Da beim Bach hast nichts zu thun. Geh' hinauf, der Weber hat gerufen."

Da ist er langsam hinaufgegangen gegen das Haus.

Als wir Anderen in einer nächsten Samstagsnacht wieder zusammen kamen auf den Hochmatten, sangen wir nicht, sondern besprachen uns, was da mit dem Peterl und der Seinigen zu machen wäre.

Der Pomperer-Franz schupfte die Achseln: „Was wird denn da zu machen sein? Nichts. Er ist ja nicht angenagelt in Alpel, wenn's ihn scheniert."

„Wir reden ja nit von ihm, wir reden von ihr!" sagte der Hansjörgel.

Der Pomperer that einen Lacher. „Von ihr! hi hi!"

In der Gegend wurde es bald laut. „Jetzt kunnten wir ihn ja wieder einmal ausspielen," meinten die Bauern, „jetzt stehen auf dem Eichelbuben zwei oder gar drei!" Die alten Schustersleute sannen hin und sannen her, wie sie es denn einrichten sollten in ihrer Hütte, daß die Menge Leute Platz hätte. Der Zanggel war bereit, oben unter dem Dache zu schlafen auf Brettern, seine Schwester wollte sich mit Stroh im Keller ein leidliches Nest bauen neben den Kartoffeln. Wenn der Kartoffelhaufen nur nicht gar so klein wäre!

Zur Magd Luiserl hatte der Moosebner gesagt: „Na, Dirn! Zu Neujahr kannst dir einen anderen Platz suchen, Weißt eh, warum?" Sie sagte nichts darauf als: „Ja, Bauer, ich werde schon gehen." — Einmal, als sie am Sonntag in die Kirche kam und in ihrem gewohnten Stuhle niedersitzen wollte, lag dort auf der Bank ein zausiges Strohkränzlein. Sie setzte sich nicht hin und ging auch nicht fort. Starr wie in einem Zauberbanne stand sie da durch den ganzen Gottesdienst neben ihrer Schande und litt im Angesichte des Himmlischen höllische Peinen. Sie war die letzte, die aus der Kirche trat, am Thor erwartete sie der einarmige Bursch und sagte: „Luiserl, das machen wir anders."

Als es gegen Weihnachten ging, und der Peterl eines Tages ins Heidenhaus kommen sollte, wo es Arbeit für ihn gab, kam er nicht. Vom Zanggelhäusel war er fortgegangen. Zur selbigen Zeit kam eines Morgens im Moosebnerhause auch die Luiserl nicht zur Frühsuppe. Die

Bäuerin ging in die Kammer um nachzusehen, ob der Dirn was fehle. Sie war nicht da und das Bett stand aufgeschichtet wie am Vorabende. — Fort waren sie — beide fort.

Anfangs war keine große Nachfrag' nach den zwei Leutchen, allmählich hub man doch an zu reden und ein wenig nachzuforschen. Man fand keine Spur. Nur jemand wollte gehört haben, daß um die Weihnachtszeit im Dorfe Fischbach zwei Betteleute herumgesungen haben sollen vor den Häusern. Er, ein junger blasser Mensch mit nur einem Arm, habe das Evangelium gesungen, sie, ein noch fast kindisch junges Weibsbild, mit vielen Tüchern eingewickelt bis auf die Nasenspitze, habe allemal darauf „Amen, Gloria in excelsis Deo!" gerufen.

Und das war die letzte Nachricht. Es kam das Frühjahr und der Sommer, es vergingen Jahre. Vom schwarzen Peterl und seinem Luiserl hat kein Mensch etwas mehr gehört. Ich denke, sie sind in ihrer Einfalt und Liebherzigkeit ganz harmlos ins allertiefste Elend hineingegangen und in der Verlassenheit ödesten Wüste haben sie sich selbst noch das Sterbelied gesungen:

„Gloria in excelsis Deo!"



Von einem Alten, dem die Jugend nachging.

Vor dreißig Jahren, als ich die Gegend verließ, hat der Mann noch gelebt. Ein hagerer, siebeneckiger Geselle mit stets schwarzen, engen Hosen, in welchen die Knie scharf herausgedrückt, abgewetzt und mausfarbig waren von dem vielen Knieen in den Betstühlen. Auch die Ellbogen trugen solche Spuren von Frömmigkeit; an den übrigen Körperteilen merkte man nicht viel davon. Sein schwarzes Haar war immer sorgfältig eingeölt, daß es wie Schusterpech glänzte. Unter den beringten Ohren trug er ein paar zierliche Bartfetzlein und unter der schmalen langen Nase ein rabenschwarzes Schnurrbärtlein, welches aber mit der Zeit so störrisch geworden war, daß die zu Hörnchen gedrehten Haare sich immer wieder auseinanderspießten, was der ganzen sonst so sorgfältigen Bartanlage ein borstiges Aussehen gab. Das eingefallene Gesicht war fein rasiert, der Mann bestrebte sich der glatten Haut eines Jünglings, erreichte aber nur das Aussehen eines wohl kultivierten Kirchendieners. Die vorspringenden Backen, und hinter den lappigen Lippen das starke Gebiß deuteten einen thatkräftigen Mann an. Überaus bestechend wären gewiß seine Augen gewesen, wenn man sie gesehen hätte,

leider zog er immer die Liderkappen zu weit herab, blinzelte und zwinkerte nur so, besonders mit dem linken Auge. Von den äußeren Augenwinkeln hin ging aber das Kerbholz an! Da waren die unzähligen feinen Fältchen — jedes bedeutete ein Lebensjahr, oder eine große Sorge, oder eine kleine Sünde.

Der Sim-Sampel! Er besaß einen großen Bauernhof und alles was dazugehört und sonst noch mancherlei Haupt- und Nebensächliches. Unter letzterem war auch sein Weib, eine kleine, dicke Person, die sich mit ihrer Hühnerzucht abgab und um Weiteres sich nicht kümmerte. Sie mästete, fütterte und pappelte alle Thierlein selber und hatte es sogar mit einer Brutmaschine probiert. Diese warf sie wieder weg, Hahn und Henne, meinte sie, machen es in herkömmlicher Weise besser. An fünfhundert „Henndln" verkaufte sie manches Jahr und zehnmal so viel Eier. Besonders im Monat März ging ihre Körbelträgerin ununterbrochen zwischen dem Sim-Sampelhof und dem Mürzthale hin und her. Was die Mürzthaler für Eiermarder sind — man glaubt's nicht. Der Sim-Sampel selber war aber auch einer. Zum Frühkaffee und „Schunken" zwei lehngekochte Eier, vormittags zum Milchbrot zwei Eier, nachmittags drei Eier in Schmalz, abends nach dem Nachtmahl auch noch ein paar. Eier kann der Mensch nie genug essen, war seine Meinung, Eier hat die Kirche sogar an den Fasttagen erlaubt, daraus die Unentbehrlichkeit dieser Nahrung genugsam erhellt.

Kinder hatte der Sim-Sampel keine. Das geschieht, wie es Gottes Willen ist. Die Sim-Sampelin hätte auch nie Zeit gehabt für Kinder — bei den vielen Hühnern! Betagte Bäuerinnen versichern, der Sim wäre in seiner

Jugend ein hübscher Mann gewesen. Mein Gott, in seiner Jugend! Welcher wäre da kein hübscher Mann! Sie erzählten aber auch, daß der Sim ein lustiger Bursche gewesen sei. „Auf dem Tanzboden hat nur alles 'zuckt an ihm! Und walzen hat der Mensch können! Und die Stimm', die er gehabt hat beim Singen! So hoch wie der hat gar keiner hinauf mögen beim Jodeln! Aber 's Foppen hat er auch können! Immer eine hat sich eingebildet, sie wird Sim-Samplin!" — So erzählten sie noch in späten Jahren, da sein Haar schon grau gewesen wäre, wenn er es nicht mit Kienrußpomade gefärbt hätte.

Nachdem der Sim-Sampel etwa so an seine hunderttausend Eier verzehrt hatte, wurde er krank. Zuerst der nächstbeste Arzt, aber der machte es mit seinem Pulver nur noch schlechter. Eilends der Wagen um den Doctor nach Bruck; der erschien nur, so ward es schon besser, denn er kam gerade zu rechter Zeit. Dann aber blieb es wochen- und monatelang übel, der Sim war nicht krank und nicht gesund. In seinen Körper kam so eine gewisse Schwammigkeit und der Arzt fürchtete eine Herzverfettung. Doch that dieser Brucker Doctor alleweil nichts, als Lebensweise verordnen, bis der erboste Bauer endlich die flache Hand auf den Tisch schlug und sagte: „Ja, mein lieber Herr, was ist's denn mit uns zweien? Zum guten Rat geben kann ich alte Weiber haben, so viel als der Will. Ein Doctor, der keine Medicin hat, ist bei mir kein Doctor! Jetzt serb' (kränkle) ich schon seit Michaeli, wir haben Weihnachten und ich hab' noch keine ordentliche Medizinflaschen gesehen. Für was verdoctert einer denn sein gutes Geld, wenn er nichts zum Einnehmen kriegt?" — Weiter sprechen wollte er, war aber schon heiser. Der Doctor war noch

ein junger, unerfahrener Mann, er sagte also: „Einnehmen wollen Sie? Aber Sie nehmen ohnehin zu viel ein, lieber Sim-Sampel! Nicht so viel Schmalzkoch und Eierschmarn essen und nicht so viel pippeln! Des Abends früh schlafen gehen, des Morgens früh aufstehen. Fleißig Zimmer lüften. Den Körper hübsch reinlich halten, mit kaltem Wasser waschen, Bewegung machen —"

„Jesses Maron!" unterbrach ihn der Bauer, „wenn ich das alles thun will, nachher brauch' keinen Doctor!"

„Brauchen auch keinen", sagte der Arzt ruhig.

„Aber Mensch, ich will eine Medizin haben, die mich gesund macht. Das ist der Medizin ihre Schuldigkeit, und da wird man doch nicht erst neue Bräuch' einführen müssen. Und der Herr Doctor thut mir einen Gefallen, wenn er gleich sagt, was ich schuldig bin für sein Hergehen, was freilich für die Katz ist gewesen." Weil es ihm den Atem verschlug, so gurgelte er nur noch für sich hin: „Ist mir auch noch mein Lebtag nit vorgekommen, drei Monat' krank sein, einen Doctor haben und keine Medizin kriegen. Nit einen Fingerhut voll Medizin. Wie soll der Mensch da gesund werden!"

Am nächsten Tage stand der Tisch neben seinem Bette voller Flaschen. Große Flaschen mit bräunlichem Inhalt zum Einnehmen, alle Stund' einen Eßlöffel voll; in kleinen Fläschchen Tropfen auf Zucker zu nehmen; in anderen Fläschlein Tropfen zum Einreiben; in Tiegeln Salben zum Schmieren; in Rollen Pflaster zum Auflegen. Auch ein Topf mit Igeln war da, diese Thiere sollten die Krankheit herauszuzeln. — Das war aber nicht vom Brucker Doctor, das war von der Krautgruben-Liesel in Allischbach. Und das war was anderes! Schon am ersten

Tage lebte der Sim auf. Später kamen freilich wieder die alten Übel und manchmal schlimmer als vorher, aber das war die schlechte Jahreszeit. Er aß nun nicht mehr so viel Schmalznudeln und Schweinfleisch, denn die Medizinen hatten seinen Magen so gründlich kuriert, daß er gar keine Eßlust mehr verspürte.

Im Mai, als er viel im Freien sitzen und sogar im Hofe langsam umherschleichen konnte, huben die Medizinen, Tropfen und Salben erst an, ausgiebig zu wirken. — Doch der Sim-Sampel war ein anderer geworden, magerer und eckiger, noch blässer, Bart und Haare waren grau, denn während der schweren Krankheit hatte er sich vorgenommen, mit Kienrußpomade wolle er sich den Himmel nicht verscherzen. Auch sonst wolle er auf gleich kommen mit Gott und der Welt für alle Fälle. Mag auch sein, daß ihm ein Beichtvater scharf ins Gewissen geredet hatte. Kurz, der Sim-Sampel war nicht mehr der alte, denn er war alt geworden.

Vor dem Hofe, dort, wo der Gemeindeweg vorbeiführt, stand eine große Linde, unter der Linde ein Kreuz mit der Kniebank. Auf dieser Kniebank saß nun der Sim-Sampel oft und schaute die Leute an, die vorbeigingen. Besonders jüngere Dirndeln und Burschen schaute er an, oft mit durchbohrendem Blick, oft mit zärtlicher Geberde; Gespräche suchte er mit ihnen anzuknüpfen, aber die jungen Leute haben mit den alten nicht viel zu reden, sie gingen bald vorüber, und er blickte ihnen nach. Manchem Mädel und manchem Jungen ging er auch nach, fragte nach seiner Familie, nach seinem Alter. Nach Blutsverwandtschaften spähte er aus, der alternde Sim-Sampel. War er darauf gekommen, daß es öde ist in einem Hause,

wo Jugend und Nachwuchs fehlt? Und je öder, desto größer und reicher das Haus? Hatte er sich auf einmal gefragt, wer anfangen soll, wenn er aufhört? Menschenpflanzen waren verschwendet in der Welt, und wenn eine Mahnung kam, hatte er einst die Ohren zu- und den Beutel aufgemacht. Kleine Helläuglein hatten zu ihm aufgeblickt, er gab ihnen einen Apfel und ein Sparcassebuch — und fort war er wieder, der gute Vetter Sim. — Jetzt suchte er ihrer und fand nichts. Und sie waren doch da und mußten da sein. Mehrere machten sich sogar recht auffallend zu schaffen mit dem guten Vetter Sim, aber als es sich um die Beweise handelte, stimmte doch wieder nichts und er blieb einsam.

Zur selben Zeit war es, daß der Schneidermeister Natz mit seinem Gesellen und seinem Lehrling zur Ster einkehrte im Sim-Sampelhof. Der Bauer saß oft stundenlang neben ihnen beim Tische und sagte nichts. Das Rauchen mundete ihm nicht, das Trinken auch nicht, von den Eiern, wie man sie den Schneidern zu Jausenzeiten vorsetzte, hatte er genug, bevor noch eines aufgeschlagen wurde. Er war noch nicht gesund. Nach und nach fiel es dem Lehrling, und das war ich, auf, daß ihn der Bauer immer so heimlich von der Seite anguckte. Seinen Taschenspiegel zog er unauffällig hervor und guckte hinein, gleichsam als wollte er sehen, ob nicht schon wieder bald Rasierenszeit käme. Mehrmals richtete er ein Wort an mich, ob die Nadel nicht manchmal in den Finger steche statt in den Loden, ob ich wohl auch genügend Sitzfleisch hätte für einen Schneider, ob die Lehrzeit schon bald zu Ende ginge und dergleichen. Da ein Lehrjunge zu schweigen hat, so beantwortete derlei Fragen der Meister: Wenn er

ungeschickt ist, wird ihn die Nadel in den Finger stechen, und da hat sie recht. Um's Sitzfleisch handelt es sich beim Schneider nicht, aber im Kopf muß er was haben, und die Lehrzeit geht aus, sobald er was kann.

Was mir an Sitzfleisch abging, das hatte ich zwar nicht im Kopf, wohl aber in den Füßen. Wenn die Lichtfeier kam, die Dämmerstunde, da sprang ich auf und lief auf den Weg hinaus und ihm entlang und über die Felder hin und wieder zurück, und den Berg hinan und wieder herab. Dann stellte ich mich auf den Kopf und ging mit den Händen umher, die Füße in der Luft zusammenschlagend vor Lust über die schöne Welt; und kletterte auf den Baum, um Eichhörnchen zu fangen, und schlüpfte unter den Boden der Tenne hinein, nach Katzen und Mäusen fahndend, und zog den Karren hin und her und stellte mich mit dem einen Fuß auf den Brunnenständer und tauchte den Kopf ins Wasser und lief mit triefnassen Haaren den kreischenden Mägden nach und wußte nicht, was anfangen, um in dieser einen Stunde die Jungkraft aufzubrauchen, die sich tagsüber beim Sitzen gesammelt hatte.

Saß am Brunnenkopf einmal der Sim und rief mir zu: „Aber gar so übermütig sein, Bübel!“ Ich hatte mich gerade auszuschnaufen, hielt also still, bis er Folgendes sagte: „Wie alt bist du denn, Schneiderl?“

„Neunzehn.“

„Einen Groschen schenk' ich dir, wenn du fünf Minuten stillhaltest. Willst mir's nit sagen, wer dein Vater ist?“

„Der Waldbauer.“

„Der Waldbauer. Weißt du das gewiß?“

„Freilich.“

„Kunnt nit auch ein Anderer?“

„Brauch' nur einen.“

„Und wer ist deine Mutter?“

Der Groschen schien mir zu gering, ich kollerte davon.

Am nächsten Tage hatte mir der Geselle — es war der Wenzelaus mit der göttlichen Phantasie — eine Mitteilung zu machen. Der Meister war schon zu einem Nachbarhause gegangen, um dort neue Ster zuzuschneiden.

„Lehrbub, allen Respekt!“ sagte der Wenzelaus plötzlich, aber seine Stimme war diesmal nicht bösartig, „mir scheint, du bleibst nimmer lang Schneider. Ist auch viel gescheiter, du übernimmst deinen Hof und heiratest dein Mädel.“

Weil ich weder einen Hof, noch ein Mädel hatte, so konnte ich hell auflachen über seine Rede. Der Wenzelaus aber vertraute mir an, daß der Sim-Sampel seinen Sohn form Rechtens adoptieren wolle.

Wenn ich nicht Lehrling gewesen wäre, so hätte ich dem Wenzelaus zugeschrien: „Bist verruckt worden, Tappel?“ Weil ich aber Lehrling war, so mußte rasch ein bescheidenes Lächeln und Kopfschütteln zustande gebracht werden über den guten Witz, den der Geselle eben gemacht.

„Auch gut, Herr Bub,“ versetzte der Wenzelaus. „Bist du's nit, so bin ich's.“ Und als das nächstemal der Bauer Sim wieder an unserem Tische saß und von seinem Soldatenleben erzählte, und wie er noch im Vierzigerjahr, bevor ihn sein Vater ausgekauft, in Wien vor dem Metternich seinem Palast Wache gestanden sei, da sagte der Wenzelaus: „Grad um's Jahr, als ich in der kaiserlichen Residenzstadt geboren bin. Meine Mutter war eine vom Brettel, nachher in einem Kaffeehaus, allerhand ist sie gewesen.“

„Und der Vater?" fragte der Bauer, das eine Auge halb, das andere ganz zudrückend und mit den Fingern trommelnd.

„Lieber nit fragen, Bauer", antwortete der Wenzelaus. „Einer vom Regiment, vom weißen Rock einer. Daheim hab' ich noch einen Ring, den er meiner Mutter geschenkt hat, sind die zwei Buchstaben S. S. eingrabelt."

„Den Ring hast?" fragte der Bauer mit heiserer Stimme, stand auf und zitterte an beiden Händen. „Möchtest nit so gut sein, Schneider, und mir den Ring zeigen? 's wird sich auszahlen, Schneider. . . ."

Am nächsten Tage brachte der Wenzelaus einen Messingring, in welchem mit einer Nadel- oder Scherspitze die Buchstaben S. S. eingeritzt waren. Das Unglück aber stand im Wanderbuche. Dort war der Wenzelaus im Jahre 1838 zu Leitomischl geboren.

„Das ist ja nit meine Schuld!" begehrte er auf, „was kann ich dafür, wann und wo ich geboren bin? Ich fühle vor dem Sim-Sampel-Vater kindliche Gefühle! Ich frage, seit wann ist ein dummes, gefälschtes Wanderbüchel mehr wert, als kindliche Gefühle? Meine Herren, das muß ich schon sagen: wenn nit einmal die kindlichen Gefühle was gelten auf der Welt, dann ist der jüngste Tag nimmer weit. Muß wahr sein!"

Jetzt sprach der Meister, der wieder da war, um „Rest machen zu helfen," zum Gesellen: „Jetzt kannst schon still sein. Du wirst fürs Nähen gezahlt und nit fürs Schwatzen!"

„Schwatzen!" kreischte der Wenzelaus und sprang auf. „Das muß ich mir aber ausbitten! Meine Mutter ist ums Dreißigerjahr mit böhmischen Musikanten in Steier-

mark gereist, und so herum, und jetzt soll der Mensch nit einmal kindliche Gefühle mehr haben durfen!"

„Wenzel, dort ist die Thür!" sagte der Meister, und dann erst sind des Gesellen kindliche Gefühle ruhig geworden.

Die Bäuerin hatte eines Tages Unglück mit ihren Hühnern gehabt. Marder, Fuchs oder Iltis! Eines Morgens war alles erwürgt, nur ein Hahn und etliche Küchlein flatterten mit gesträubten und zerzausten Federn herum auf thaunassem Grase. Die Bäuerin wurde vor Herzleid krank. In dem Hause, wo das Unglück geschehen, wollte sie nicht mehr bleiben, sie ging hinaus ins Freistritzthal zu einem Verwandten, und dort legte sie sich hin.

Und wie der Sim-Sampel nun allein war auf seinem großen schönen Hofe, und wie er in den langen Tagen mürrisch war und die langen Nächte verseufzte, da machten sich die Dienstboten an ihn heran und nannten ihn Vater. Es kamen auch Weiber aus der Gegend von Fischbach, vom Mürzthal, vom Trabach, wollten ihn aufheitern und erinnerten ihn an vergnügte Jugendtage. Auch manches „junge Leutel" brachten sie mit, und solche verehrten ihm allerlei schöne Sachen, als einen wohlgenähten Brustfleck, oder einen mit Goldfäden gestickten Hosenträger, oder einen mit Seidenrand eingefaßten Tabaksbeutel — eigens für den „Simpel-Vater" gemacht. Der Alte ging auf alles ein, wenn aber bei der Behörde die Dinge richtig gestellt werden sollten, da klappte es nicht. Es hätte zwar wohl manchmal geklappt; allein das Amt ließ nichts gelten, weil noch eine mitbestimmende Ehefrau vorhanden war.

Im Freßnitzgraben lebte eine Holzknechtfamilie, die ein gar schönes und gescheites Töchterlein hatte. Der

Sim-Sampel sah es bei einer Christenlehre, wo es, vom Pfarrer aus dem Katechismus befragt, zum Staunen der Gemeinde die bündigsten Antworten gab. So ein einschichtiges Waldkind und so gelehrt! Der Sim betrachtete das Mädel und es fiel ihm eine große Ähnlichkeit auf zwischen dieser Waldprinzessin und seiner längst verstorbenen Schwester, die ihm sehr gleichgesehen hatte. Just so funkelnde Augen, ein just so schwarzes Haar und die breite viereckige Stirn! Dieses Holzknechtmädel gleichfalls. Seltsam das! Auch er hat als Knabe so gut gelernt! Auch er hat so bündig geantwortet! — Es ist! Es ist nit anders! — Kurze Zeit hernach ließ er den Holzknechtleuten sagen, ums Mädel brauchten sie sich nicht mehr zu kümmern, er wisse, was seine Schuldigkeit und wolle es auch form Rechtens anerkennen. Na, das hatte unvorhergesehene Folgen. Kam der Holzknecht, ein baumfester Waldteufel, in den Sim-Sampelhof, fragte zuerst den Bauer ganz höflich, wieso er sich in seine Familiensachen mischen und sein Weib beschimpfen könne, und hub dann an in der Stube alles zu zertrümmern. Als die Kästen und die Stühle und die Uhr und der Ofen in Scherben geschlagen waren, als auch die zwei Knechte, welche ihn bändigen wollten, ächzend im Winkel lagen, verließ er gelassen das Haus, und von diesem Tage an fand der Sim keine besondere Ähnlichkeit mehr zwischen sich und der Holzknechttochter. Aber hart war ihm ums Herz, hart zum Verzagen, dem schwachsinnigen Alten.

Mit dem Beten wollte er schlichten, aber sein Herz blieb voller Lasten! In schlaflosen Nächten kamen sie ihm vor, die unseligen Seelen, die in leichtsinniger Begier gerufen wurden, um eltern- und heimlos zu leiden,

verachtet, vergessen, vielleicht zugrunde gehen müssen und alles wegen seiner! Er hörte sie klagen vor Hunger, wimmern vor Kälte, sah sie blutend unter den Fußtritten roher Menschen. Einige unter ihnen waren so weit, um sich zu fragen: Warum das alles? — Und alles wegen seiner!

Da lebte im Raidelbachthal ein Schullehrer, ein Schalk, der aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte und bestrebt war, seine kümmerliche Gemeindeschule ein wenig empor zu bringen. Da fehlten Lehrmittel, es fehlten die Schuhe der Kinder zum Schulbesuch, es fehlte die Mittagssuppe für Schüler aus entfernteren Häusern, es fehlte ein ordentliches Gehalt für den Lehrer, es fehlten die Erhaltungsmittel für das Schulhaus und es fehlte das Schulhaus selbst. Es fehlte alles, nur nicht die Schulkinder und der Schullehrer. Dieser war ein ausgedienter Soldat, der, anstatt einer Pension, die Erlaubnis zum Betteln erhalten und sich also um einen kleinen Schuldienst im Gebirge umgesehen hatte. Unter alten Schirmtannen, wie man sie fürs liebe Vieh stehen läßt, oder in verfallenden Köhlerhütten hatte er die Kinder des Waldes und der Weiden versammelt, um ihnen ein wenig buchstabieren, kopfrechnen und nach der Vorschrift Katechismus beizubringen. Nach dem Unterrichte ging er mit den Kindern in ihre Häuser und Hütten, sagte dort vor den Thüren einen frommen oder possierlichen Spruch auf und bekam milde Gaben.

Dieser Schullehrer hörte von dem reichen kranken Manne auf dem Sim-Sampelhof, der Kinder sucht und der bei seiner zunehmenden Schwachsinnigkeit immer mehr in Gefahr geräth, ausgebeutet zu werden. Eines schönen

Sommersonntags sprach er im Hof vor, lobte das Wetter, freute sich über das gute Aussehen des Bauers, obschon er ihn bleicher, eingefallener und hinfälliger nie gesehen hatte. Sie kannten sich schon von der Soldatenzeit her, begannen also alte Erinnerungen aufzufrischen, wobei der Sim immer nur ausrief: „Und das weißt du noch? Na freilich, ein Schulmeister merkt sich's leicht. Ich vergiß halt schon alles! — Und da bist auch dabei gewesen? Laß dir's eh gelten."

„Aber ein Tausendsassa warst, Sim, meiner Seel!" lachte der Lehrer.

„Gelt!" sagte der Bauer schmunzelnd.

„Und im Raidelbachthal drüben!"

„Im Raidelbachthal — wird eh sein. Hab' mich dort oft eine Weil aufgehalten bei meinem seligen Bruder. Ist wohl auch schon kein Knocherl mehr von ihm vorhanden."

„So geht's uns allen," sagte der Lehrer, „glücklich jeder, der alles hübsch in Ordnung machen kann, bevor er fort muß. Und daß niemandem kein Unrecht ist."

„Eh wahr."

„Du, was ich sagen wollte, alter Kamerad," setzte der Lehrer ein. „Im Raidelbachthal gibt's die Menge Kinder. Von allen Modeln und Größen. Aber gleichsehen thun sie dir alle, Sim-Sampel."

„Wär' nit aus!" rief der Alte überrascht. „Na, sein kann's eh."

„Ernster Weis', Bauer. Nicht bloß, daß sie die Nasen mitten im Gesicht haben wie du. Die Bübeln kriegen deine starke Poschaun, die Dirndeln haben dein gutes Herz. Wahr auch, Bauer! Wirst es nit leugnen können!"

„Will's auch nit.“

„Junges frisches Blut. Kinder und Enkel. Aber arm. Wie's halt ist in so einem einschichtigen Graben. Wenn sie nur eine Schule hätten, sag' ich alleweil. Weißt es eh, wie hart es ist für einen Soldaten, wenn er nit lesen und schreiben kann. Und die Dirndeln sollten sich ja beim Eiergeld auskennen und sonst auch. Weißt eh. Den Kindern a bissel was lernen lassen, ist allemal das beste Kapital, das man ihnen geben kann. — Oh, ich weiß schon, was du sagen willst, Sim, ich kenn' dein gutes Herz. Tausend vergelt's Gott, daß du ihnen im Raidelbachthal eine Schule gründen willst und was dazu gehört. Schöner kann der Mensch seine Jugendfreuden schon gar nimmer bezahlen, ich sag's! Vergelt's Gott, du ehrenhafter Mensch, du lieber Mensch. Ein Bussel möcht' ich dir geben vor lauter Dankbarkeit, aber sie sollen es selber thun, deine Lieben, Herzigen im Raidelbachthal, sie sollen es selber thun.“

Der Sim fand sich zwar etwas betroffen, als er hörte, wie herzensgut er war, und daß er den Kindern im Raidelbachthal ein neues Schulhaus baute. Der Lehrer machte es ihm aber recht leicht. Er zog ein Blatt Papier aus der großen Tasche, das war der Plan und die Baubeschreibung. Und für einen Kostenüberschlag von dreitausend Gulden — das mußte der Bauer selbst anerkennen — ist eine flotte Vergangenheit nicht übermäßig hoch geschätzt. Der Lehrer zog ein zweites Blatt aus der Tasche, flüchtiger Vorschlag eines Textes zu einer Ehrentafel für den Erbauer, die am Eingang des neuen Schulhauses errichtet werden soll.

„Das nit,“ wehrte der bescheidene Sim-Sampel ab,

„die Leute brauchen es nit zu wissen, für was und auf welche Meinung.“

„Schaden thäte ihnen ein solches Beispiel zwar nicht,“ meinte der Lehrer, „jedoch aber Respekt vor deinem Willen!“

Ein Jahr nachher stand im Raidelbachthal, dort, wo drei Bäche zusammenrinnen und mehrere Wege sich kreuzen, neben dem alten Bauernwirtshause ein neuer gemauerter Bau mit acht großen Fenstern und einer breiten Doppelthür. „Das hat uns der Sim-Sampel-Vater geschenkt!“ erzählten die Kinder, die darin zusammenkamen.

Ob von dieser Zeit an das Gewissen des Sim beruhigt war, das kann ich nicht genau berichten. Daß er bald darauf starb und der schöne Sim-Sampelhof zwischen seinen entfernten Verwandten einen langwierigen und häßlichen Prozeß entfachte, das können die Leute jener Gegend heute noch versichern.



Er hat ein schön's Röckerl an, und ein schön's Knöpferl dran.

Eine Unterhaltung mit dem schönen stolzen Bauernknecht.

So du schöner, stolzer Bauernknecht! Was bildest du dir ein auf deinen neuen Lodenrock, in dem du am Allerheiligentage das erstemal zur Kirche stapfest! Ein feiner, dunkelgrauer Lodenrock mit grünausgebrämten Schößeln und Ärmlingen, grünes Tuch am Kragen, hinter dem das weißgewaschene Hemd — sag', wer wäscht dir denn jetzt so schön? — gar neckisch hervorlugt; ferner mit den Hirschhornknöpfen, daß man glauben möchte, du sei'st ein Jäger — bist auch einer! — ferner mit grünem Tuch an dem Taschendachel, hinter welchem du ein rosenrotes Sacktuch hast — von wem denn? — und ein Stückchen Bartwichswachs — seit wann denn? — und ein beinernes Zündholzbüchschen — wozu denn? — und einen zierlichen Meerschaumspitz — wieso denn? Wir rauchen ja sonst Pfeifen. Sonst freilich, aber am Allerheiligentag nicht; wenn wir den neuen Rock tragen — da giebt's Cigarren.

Rechtschaffen viel hältst du von deinem Lodenrocke, und ich will dir sagen, es ist doch nur ein Ableger. Ich kenne einen, der hat ihn im vorigen Jahr getragen Feier-

tags und Werktags, hat in Staub und Schlamm, manchmal vielleicht in noch Ärgerem damit herumgeriffelt. Als ihm der Rock endlich zu struppig und lumpig geworden, hat er ihn abgelegt, und nun trägt ihn ein anderer am Allerheiligentag. O du schöner, stolzer Bauernknecht!

Der schwarze Widder ist sonst nicht sehr zuthunlich, er weiß stramm Ordnung zu halten unter seinen Frauen und ist nichts weniger als Weiberknecht. Doch von der Magd Kathl ließ er sich fangen — verstehst du das? Sie nahm ihn kräftiglich an ihre Knie und sprach: „Also Widdl, jetzt probieren wir's miteinand. Du mußt mir deinen Pelz geben.“ Und fing mit der vorhin tückisch versteckten Schere auch schon an zu nagen in seiner üppigen Wolle. Der Widdl wußte, es ist der kalte Winter vor der Thüre, er hätte sich wehren können mit seinen Hörnern, glücklich jeder, der Hörner hat — ich meine nicht solche, von denen deine Hirschhornknöpfe stammen. Allein die Kathl hatte ihn ganz in ihrer Gewalt — ist das nicht unbegreiflich? Ja, ja, die Weiber haben schon manchem den letzten Rock ausgezogen! Sie warf ihn zu Boden, er wehrte sich nicht, sie legte ihn auf den Rücken, es war ihm auch recht, und nach einer halben Stunde stand der Schelm da, kümmerlich und kahl, und man konnte seine Rippen zählen und, er war das Gespötte seiner Weiber, bis es auch diesen erging wie ihm.

Am Abend sitzt die Kathl in der Wolle. Mitten in Haufen von Wolle. Muß das nicht hübsch gewesen sein, du mein schöner Bauernknecht?

Am nächsten Tage wird der abgezogene Pelz gewaschen, aber nicht wie gewöhnlich, sondern auch naß gemacht. In einem großen Holzbottich haben schon zur Morgenfrühe

die Steine gedonnert und getost. Die Steine waren im brennenden Ofen erhitzt, dann mit der Ofengabel rotglühend in das kalte Wasser des Bottichs geworfen worden. Also wird dort, wo man keine Kessel hat, das Wasser kochend gemacht. Hernach die Wolle hinein, tüchtig umgerührt, bis sich aller Schmutz, alles Fett und sonstige Sündhaftigkeit herausgesotten hat. Dann gelockert, in der Sonne getrocknet und nun ist nichts Widerliches und nichts Widderliches mehr in der Wolle. Ebensowenig, als heute, am Allerheiligentag, nicht wahr, du schöner Bauernknecht!

Wir bleiben einstweilen aber noch beim vorigen Jahre. Es kommt der Winter. Die Schafe stehen im dunklen Stalle und stellen — wenn sie nicht zu große Schafe sind — Betrachtungen an über die schlechte Einrichtung auf dieser Welt. Im Sommer Pelz schleppen und im Winter nackt sein. Aus Kummer darüber beginnen dem Kappen — du weißt ja, was das ist, ein Kapp! — graue Haare zu wachsen, und auch den anderen, falls sie nicht weiß oder schwarz sind; ein optimistisches Mutterschaf erkennt an dem Gedeihen solchen jungen Pelzwerkes die waltende Fürsehung.

In der warmgeheizten Stube sitzen alte Weiber und auch junge — du wirst sie leicht unterscheiden — thun plaudern und tratschen und Wolle zupfen. Denn jedes Knäulchen muß gelockert, jedes Strähnchen auseinandergelöst werden, das geht heiklich zu — die Wolle gehört ja für den Rock eines schönen Bauernburschen!

Jetzt kommt der alte bucklige Ähndel. Er ist schon über achtzig, will aber auch noch etwas bedeuten auf der Welt. Seine Beine sind lahm, seine Hände sind tadernd

(zitternd), seine Ohren sind schwach, seine Augen sind blöde, seine Zähne — die paar letzten — sind locker und stumpf — er ist, wie er selber sagt, halt schon aufgebraucht. Heute bringt der Alte aber doch etwas mit sich, das mehr und schärfere Zähne hat als alle anderen in der Stube zusammen. Das sind zwei auf Holztafeln gespannte Lederplatten, diese Lederplatten sind voll scharfer Eisendrahthäkchen, alle nach einer Richtung gebogen, so daß sie anzusehen sind, als hätten sie hübschgekämmtes eisernes Haar. Das sind die „Wollkrampeln". Auf eine dieser Platten, die vorher auf der Bank befestigt, wird Wolle gelegt, mit der anderen Platte, welche eine Handhabe hat, wird hierauf so lange über dic Wolle gefahren, bis diese unter dem zweifachen Zahnwerke geschlacht gekraut ist, so daß sie in dünnen flaumigen Tafeln herabgenommen und aufgehoben werden kann. Dieses „Wollkrampeln" besorgt der alte Ähndel, und er krampelt Tag für Tag, bis endlich der ganze Wollenvorrat in schönen flockigen Tafeln geschichtet ist. Auf den Krampler kommt es auch an, mein feiner Bauernbursche, ob dein Rock schwarz sein soll, oder braun oder grau, oder gar weiß — die Farbe der Unschuld, was meinst du dazu? An grüne Aufschläge denkst du, und zu Grün, der steirischen Farbe stünde — sagst du — das Grau am besten. Das freut mich am allermeisten von dir, daß du auf das Steirische so viel Geschätz legst! Gut, so wird der Ähndl weiße und schwarze Wolle derweise auf der Kraue durcheinander mischen, daß es Grau giebt. Gefärbte Wolle haben wir nicht und wollen wir nicht in unserem Gewand, gelt? Die Natur macht's, wir mischen es bloß, wie es uns recht ist — und punktum.

Nun sind wir mit der Wolle so weit, daß das Spinnrad herbei muß. Draußen weht ein schneidiger Wind, von den Bäumen und Dächern fliegt wirbelnd der Schneestaub hin und deckt immer wieder die Pfade zu, die ihr auf eueren Gang in das Holz mühsam ausgetreten habt. In der Stube schnurren die Räder. Hinter jedem Rocken sitzt ein Weibsbild und wenn es Abend wird und ihr Burschen ins Haus kommt, hebt der Tag erst recht an. Nur die letzte Woche vor Weihnachten darf des Abends nicht gesponnen werden, weil an diesen Abenden die Mutter Gottes früh zu Bette geht und Ruhe haben will. Auch nach den Weihnachten wird an den Donnerstagabenden nicht gesponnen; warum, das wisset ihr selber nicht recht, es ist halt so ein alter Brauch. Der alte Brauch rührt von unseren Voreltern her, den alten Deutschen, Gott habe sie selig! und es handelt sich der Berchta wegen.

Du, natürlich kümmerst dich weniger um die Berchta, als um die Kathl. Die hat am Rockenstab ein Kacherl (winziges Töpfchen) hängen, mit Wasser gefüllt, da taucht sie ihre Fingerspitzen ein, damit diese befeuchtet umso besser den Faden können drehen. Mit dem Füßlein — Strohpatschen hat sie an! — tritt sie wacker den Trittling und spinnt und spinnt. Willst du dir nicht einmal so ein Spinnrad genau ansehen, du stolzer Bauernknecht? Den Trittling und den Hebel und das Treibrad und die Laufschnur und den Abachschragen und die Spindel und die Spule und das Abachel mit dem Fadenöhr und dem Steckhäklein — kannst du so was auch machen, stolzer Bauernknecht? — Schau, jetzt fällt es dir dein Lebtag das erste Mal ein: das Spinnradel ist merkwürdig. Es müssen

hon recht gescheite Leute auf der Welt gewesen sein, be-
or wir gekommen sind, wir, die Allergescheitesten! Wir
alten das alles für selbstverständlich, was schon da ist,
nd schauen es nicht weiter an und denken nicht nach
arüber, wie viel dazu gehört hat, bis so etwas hat aus-
edacht und gemacht werden können. Ja, das Spinnradel
t merkwürdig; aber die Kathl noch merkwürdiger. —
leinst du? — Zu so einem Spinnradel muß halt ein
spinnradelmacher sein, meinst du, aber eine Kathl zu er-
haffen, da gehört der Gottvater dazu. — Richtig! O du
escheiter Bauernknecht!

Am Getrudistag, das ist am siebzehnten März, muß
as Spinnen zu Ende sein, „denn an diesem Tage beißt
ie Maus den Faden ab.“ — Wenn du bedenkst, daß den
anzen Winter über die Kathl für dich gearbeitet hat, und
aß in deinem neuen Rocke nicht ein Faden ist, den ihre
ingerlein nicht haben gedreht, so kannst du kaum dank-
ar genug sein. Wie wäre es denn auch möglich, daß ein
odenrock so warm macht, wenn ihn nicht die Kathl hätte
esponnen!

Denn der Weber, welcher jetzt kommt, der brächte es
icht zustande mit seinem ungefügen Webstuhl, welcher die
albe Stube ausfüllt, und mit seiner zuwideren Bärbeißig-
it, welche die Hausmutter nachgerade zur Verzweiflung
ringt. Der Ofen ist ihm nicht geheizt genug, die Wolle
t ihm nicht glatt genug gesponnen, die Kost ist ihm nicht
tt genug; und ist sie fett, so kann er sie nicht „verkochen“.
scheint die Sonne zum Fenster herein, so muß die Haus-
utter ein Tuch darüber hängen, und hängt das Tuch
ber dem Fenster, so ist es dem Weber zu finster. Wer
ber den Weber deswegen der Bösartigkeit beschuldigt,

der thut groß Unrecht. Jeder ordentliche Bauernweber hat ein gelbgrünes Gesicht. Seine sitzende vorgebeugte Haltung, der natürliche Ärger, den ihm das kropfig-gesponnene Garn oder die fludriggedrehte Wolle, oder das versprengte Schiffchen verursacht, jagt ihm eben die Galle in sein armes Blut. Nach wochenlangem Brummen und Knüpfen und Webern — man hört das Getöse in alle Nachbarschaft — ist das Lodengewebe endlich fertig, eine große Rolle, zwanzig Ellen oder mehr, und der Weber macht das erstemal ein lächelndes Gesicht, es ist fast rosig angehaucht, als ob jeglicher Tropfen Galle eilends zurückgelaufen wäre, wohin er gehört. Der Weber bekommt seinen Weberlohn und darum die Genesung.

Ich habe oben gesagt, das „Lodengewebe", nicht der Loden. Um Loden zu werden, das heißt, ein tuchartiger Stoff, dazu muß das Weberzeug nun erst in die Walche. Da wird es in großen Trögen gekocht und eingemacht mit mancherlei Zuthat, die ich selber nicht weiß, weil einem die Gewerbsleute nicht alles sagen wollen, aus Furcht, die Dichter könnten eine Lodenwalcherei eröffnen und ihnen das Geschäft verderben. Das Zeug kommt hernach in eine Walze, in eine Filze, in eine Spanne — eine wahre Folterkammer für den armen Weberstoff. Wie aber geht er daraus hervor! Als vollendetes, glattes, gefilztes Tuch, in welchem man keinen Faden und kein Geflechte mehr sieht. Ist der Walcher ein besonders geschickter Mann, so kraut er den Loden an einer Seite noch leicht auf, giebt ihm einen „Strich", einen Glanz, und jetzt — wo ist der Schneider?

Der Schneider kommt auf die Wochen! Merk' dir's, kluger Bauernknecht, der Schneider kommt allemal „auf

die Wochen". Es sei denn, daß du dich recht tapfer vor ihn hinstellst und sagst: „Meister, wenn du auf morgen nicht zu haben bist, so nehm' ich einen anderen Schneider!" In diesem Falle kommt er nicht auf die Wochen, sondern „morgen". Dieses „Morgen" steht aber im Schneiderkalender erst in drei oder vier Tagen, es gehört zu den „beweglichen Festen".

Der Schneider sagt in seiner großsprecherischen Art: „Ich mache dir den Rock!" Das ist unrichtig. Wir haben gesehen, wie viele Schaffende beigetragen, um dir den Rock zu machen; am meisten leistete dazu der Widder, der die Wolle gab. Der Schneider thut das wenigste, er schneidet auseinander und näht zusammen. Schnitte er ihn nicht auseinander, so könntest du den Loden als ein Tuch um deinen Leib hängen, wie die Apostel, in malerische Falten geworfen, und du hättest einen Rock und einen viel schöneren, als ein Schneider je zusammenschneidert. Wenn der Widder, um sein Erstlingsrecht an dem Rocke des schönen Bauernknechtes zu wahren, mit seinem Widderhorn den Schneider ins Bockshorn jagt, so ist ihm das nicht einmal so arg zu verdenken.

Froh bist du aber doch, wenn endlich das „Schneidermorgen" gekommen ist und der Geometer mit dem Faden deinen Adam ausmißt nach allen Richtungen hin. Zuerst mit dem Faden um den Brustkorb — ein stattlicher Korb, allen Respekt! — und ein Knoten gemacht. Dann den Faden um Hals und Kröpflein — ein stattliches Kröpflein! — und ein Knoten. Hernach den Faden vom Nacken über den Rücken — ein stattlicher Rücken! — bis hinab über die prächtig gewölbte Rundung — allen Respekt! — und ein Knoten. O du schöner, stolzer Bauernknecht!

Jetzt kommst du mit dem grünen Tuch und mit den Hirschhornenen. Den Lodenrock giebt dir kraft alten Brauches der Hausvater, das feine Zugehör aber, wenn du eines haben willst, mußt du dir selber kaufen. Auswendig an der linken Brustseite willst du eine Cigarrentasche haben — ei sapperment! „Und inwendig einen Brustsack für die Brieftasche?" fragte der Schneider.

„Brauch' ich nicht," sagst du. — O verdammt!

Endlich sind wir's. Knapp vor dem Allerheiligentage sind wir's geworden. Der Schneider — solche Leute sind immer artig — hat noch gesagt: „So, fertig ist er. Nu schau halt, Michel, daß du ihn gesund zerreißest!"

Und jetzt in die Kirche. Wo die meisten Leute gehen, denselben Weg schlagen wir ein. Aber die Leute sind so sonderbar, vom Wetter sprechen sie, und ob sie noch anhalten wird, die schöne Zeit! Vom Viehhandel, vom Kornbau und welcher Wirt jetzt den trinkbarsten Wein habe. Nicht dem besten, bloß dem trinkbarsten fragen sie nach, zu so großer Bescheidenheit hat sie der Dorfwirt erzogen. Und was es Neues gebe? — Ja, aber der Michel! Der schöne, stolze Bauernknecht! seht ihr ihn nicht? Im neuen Rock! Soll denn just ein neuer Rock nichts Neues sein? — Unmutig biegen wir seitab einen Fußsteig durch Birkenbestand. Dort geht die Kathl mit dem krausen Haar und milden, runden, frischen Wangelein und mit dem knospenden Rotgöscherl. Sie hat just kein neues Gewand an, und doch zieht sie den Michel sachte an sich — die Kathl ist nämlich ganz merkwürdig.

„Du bist aber frei nit zum derwischen, Kathl!" redet er sie an, als er sie eingeholt hat. „Bleib' doch ein bissel

ehen, die Kirchen lauft uns nit davon. Kathl, schau' ich einmal an!"

„Du bist mir gar nix seltsam, ich seh' dich eh alle Tag," antwortet das Dirndl — oh diese Bauernmädeln! Bie sie das Abtrumpfen gut verstehen, eine wie die andere. ch weiß es.

Der Michel dreht sich vor ihren Augen ein paarmal m sich: „Wie steht er mir, der neue Rock?"

„Hau!" lacht sie. „Jetzt weiß der nit einmal, wie ım der Rock paßt!"

„Wie er mir paßt, weiß ich gleichwohl, das g'spürt an; aber wie er steht, weiß ich nicht, weil man sich von uswendig her nit anschauen kann."

„Mußt dir halt wen aufnehmen und verzahlen, der ich anschaut. Wie viel giebst denn für die Stund?"

„Schau doch ich dich auch gern umsonst an," sagt er nd murrt über die Weibsleute, die gar nichts mehr umonst thun wollen.

„Also angeschaut willst sein," sagt das Dirndl, „na) will ich dich einmal anschauen." Stellt sich schnurstracks or ihn hin, glotzt seine Gestalt an und singt: „Er hat n schön's Röckerl an — und ein schön's Knöpferl dran!" nd macht ein dummes Gesicht. Wenn aber die Kathl echt dumm dreinschauen will, da schaut sie am allerpfiffigsten, nd du mein stolzer Bauernknecht, merkest etwas spät, daß u heute wieder einmal der Gefoppte bist. — Hörst, Michel, wie du ein Bursche bist, das kannst du dir nicht efallen lassen von der Kathl! Von der Kathl gerade am llerwenigsten. An dieser Person mußt du dich rächen.

Aber wie?

Komm her, Michel, ich will dir etwas ins Ohr sagen. — Die Kathl mußt du heiraten! — Hast du gehört?

Ganz rot wird er im Gesichte, der Schelm. Und diese Verwirrung! Habe ich vielleicht deine Gedanken erraten? — „'s ist wahr," flüstert er mir endlich zurück, „wenn wir uns heiraten thäten, nachher kunnten wir uns foppen wie wir wollten."

Oho! Dieser Meinung bin ich nicht. Überleg' dir's erst noch, Michel. Schlaf' einmal drüber! Ich möchte keine Schuld haben. So etwas muß man nach allen Seiten überlegen. Nun, du wirst es ja sehen. Beschlaf's halt einmal.

Er beschläft es, und zwar im Kirchenstuhl während des Hochamtes.

Auf dem Heimwege frisch ausgeschlafen läuft er voraus, und im Waldschachen, wo vor etlichen Jahren der alte Bach-Simmerl einen toten Krainer gefunden hat, paßt er ihr auf wie ein Straßenräuber. Der arme Krainer damals blieb tot, und zwar so lange, bis sein mordskanonen Fetzen, den er vom Wirte mitgebracht, verdampft war. Dann ging er mit dem redlichen Finder. Und hier ist es, wo der Michel auf sie wartet. Allerhand Leute gehen vorüber, junge und alte, arme und reiche, er thut keinem was. Aber als nun die arme Kathl ganz allein dahertrabt, ahnungslos und munter, da — im düsteren Walde — steht er plötzlich vor ihr.

„Was willst denn?" fragt sie, ohne viel zu erschrecken.

„Dein Leben!" antwortet er.

„Mein Leben willst du haben?" fragt sie keck, „wenn du's brauchen kannst, warum denn nicht!"

Gesteh's nur zu, Michel, genau so ist's gewesen. Und du warst selber ganz erschrocken darüber, daß das Ding so leicht gegangen.

Meinst du am Ende, des neuen Lodenrockes mit den Hirschhornknöpfen wegen?

O du schöner, gescheiter Bauernknecht!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Viele, viele Jahre später gucke ich in eine Dachkammer des Armenhauses. Eine halb verfallene Bauernhütte, sonst zu nichts mehr nutz als zur Wohlthätigkeitsanstalt christlicher Liebe. Die christliche Liebe, welche unter diesem vermodernden Strohdache wohnt, wollen wir nicht näher untersuchen. Hingegen betrachten wir den kahlköpfigen Greis, welcher in der halbdunklen frostigen Kammer am Fensterchen sitzt und an einer alten Jacke herumthut Vor lauter unterschiedlichen Flicken ist dieses Gewandstück schon bauschig und wulstig geworden, daß es sowohl als Leibjoppe, denn auch als Bettdecke gar nicht übel warm hält. An den zerfransten Säumen und am Kragen sind noch spärliche Spuren eines grünen Tuches, welches freilich längst schon gelb und faserig geworden. Knopf ist keiner mehr vorhanden, ein paar zausige Bändlein müssen die Stelle vertreten. An den Ärmlingen der Joppe sind stellenweise dunkelglänzende Flächen, wie von einer Harzmasse. Einen besseren Handspiegel hat er nicht, der höckerige Alte, welcher nun seit längerer Zeit schon angelegentlich beschäftigt ist, die Nadel einzufädeln. Es wäre ja weiter keine Kunst, aber das Loch ist nicht zu treffen. Seine Arbeit geht heute überhaupt nicht am besten von statten. Anfangs hat er damit auf seinem Strohsack hocken bleiben wollen, bei der Ampel, da kam das Eheweib um „aufzuräumen". Hernach hatte

er sich zum Ofen gesetzt, der war zwar nicht geheizt, aber ein Ofen war es doch immerhin. Das Eheweib kam mit dem Besen, um auszukehren. Hierauf setzte er sich an die wurmstichige Gewandtruhe, das war der Tisch, um hier seiner Jacke gütlich zu thun. Das Eheweib kam mit einem alten Fetzen, um abzustauben. So setzt er sich endlich ans Fensterlein, wo man freilich nichts sieht, weil es papierene Glasscheiben hat. — Wie das Eheweib ausschaut, soll ich sagen? Ich bitte euch, es ist zu dunkel, man sieht nichts Rechtes. Man hört nur das Rauschen, wie von einem zahnlosen Munde, und man hört das Siffeln und Poltern eines mit Besen und Fetzen wüst umherfahrenden Wesens.

Endlich ist es geglückt, der Faden ist im Öhr. Während die Alte in seiner Nähe umhergeistert und Miene macht, ihn auch an diesem Platze zu bedrohen, hebt er mit seinen dürren Händen die Joppe empor, um zu untersuchen, an welcher Stelle sie noch am allerhilfebedürftigsten sei. Als er so ratlos und blöde auf sie hinstarrt und mit dem Kopfe wackelt, und endlich gegen das Eheweib hinschaut, murmelt er mit einem unterdrückten Seufzer: „Die ist auch einmal schön gewesen!"

„Was sagst?" sticht das Eheweib mit scharfer, spitzer Stimme her.

„He, he, mit meiner Jacken da hab' ich geredet," antwortet er kichernd: „Die ist auch einmal schön gewesen."

O du guter, armer, alter Bauernknecht!



Die Geschichte vom Hupferl.

In einem Waldthale, durch welches die Landstraße zieht, ist seitwärts, unweit von dieser Straße, eine felsige Engschlucht. Aus derselben kommt ein steiniges Wildbachbett, in welchem kein Wasser rinnt und kein Pflänzlein steht. Zur Frühjahrszeit geht es manchmal wild her in diesem Bette zwischen den wuchtigen Steinblöcken, da hört man weithin die Wasser tosen, da steigt ein Taunebel auf in die alten knorrigen Fichten, die am Hange stehen, und im Nebel flimmern manchmal die Farben des Regenbogens. Jetzt im Hochsommer ist alles tot und dürre. Zwar in einer Felsenrunse zeigen sich am Stein die Flechten feucht, und aus einer Baumrinde, die als Rinnlein in die Kluft gelegt ist, tröpfelt ein Wässerlein. Es tröpfelt nur und versickert wenige Schritte unterhalb im Sande.

An diesem Brunnen kauerte ein junges Weib. Es war nicht gar groß, aber hübsch rundlich, hatte ein breites Gesichtlein, ein kleines Stumpfnäschen und vergißmeinnichtblaue Augen darin. Es war im Sonntagsgewande der Bäuerinnen und hatte neben sich ein Bündel liegen. Mit dem einen Beine stemmte es sich an den Schutt, mit dem anderen kniete es auf einem Steinvorsprung, so daß

ein Weniges von den strammgespannten schneeweißen Strümpfchen zu sehen war. Mit der einen Hand klamte es sich an der rauhen Wand fest, mit der anderen hielt es ein kleines Thonkrüglein unter die tropfende Rinne.

Dieses Menschenwesen war auf seiner weiten Wanderung in der Sonnenglut sehr durstig geworden und hatte hier in der öden Schlucht eine Quelle gesucht. Nun schon ein Weilchen hielt es das Gefäß hin, und immer noch war nicht so viel Wasser darinnen, daß es klecken konnte für den trockenen Gaumen.

Und als diese Weibsperson so im Ruhen und Sinnen wartete auf die allmählich sich sammelnde Labnis, da kam von der Straße her ein Mann gestiegen und kletterte hinan zur Wasserschöpferin. Er war vierschrötig und schwerfällig, hatte ein freundliches, gebräuntes Gesicht, dunkles Haar, dichten, gekräuselten Vollbart und war im fahlen Gewande armer fahrender Leute; an seinem Beinkleide klaffte sogar, wenn auch gerade nicht sehr weit und auffallend, eine Naht auseinander und das Schuhwerk war wesentlich platt und schief getreten. Das beste an seinem Kleide war ein Filzhut mit grünem Bande und einer kecklich geschwungenen Auerhahnfeder. Der Mann hatte keinen Stock und kein Arbeitswerkzeug bei sich, es war leicht zu erkennen, daß auch er die Quelle suchte.

„Da ist auch eine Durstige!“ also grüßte er das junge Weib.

„Es will nicht rinnen,“ antwortete sie und schaute in das Thonkrüglein, welches kaum erst den vierten Teil gefüllt war.

„Wer bist denn du?“ fragte der Mann und lehnte sich an einen Felsblock nahe neben ihr.

Jetzt blickte sie ihn erst einmal ordentlich an, und weil bei gewöhnlichen Leuten kein langes Umstreichen üblich ist, ehe sie miteinander bekannt werden, so antwortete sie frischweg: „Wer ich bin? Wenn ich dirs sag', nachher weißt so viel wie früher."

„Nun, so sag's halt. Ein bissel wirst doch wer sein."

„Ja, ich bin das Gupferl!" Dabei lachte sie hell auf.

„Wieso?" fragte der Mann und schaute ihr munter in das gutmütige Gesicht. War es nicht doch ein wenig traurig, ein wenig abgehärmt, dieses nette Gesichtel?

„Freilich, das Gupferl bin ich!" fuhr sie fort. „Weißt nit, was das ist, ein Gupferl? So eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag', etwas Überflüssiges, das man just nimmt und just braucht, wenn man's hat, und das freilich niemandem abgeht, wenn's fort ist."

„Wenn man's so nimmt," entgegnete er, „nachher ist eigentlich jeder Mensch ein Gupferl, und ich selber bin schon ein großer Gupf, ein verdammt überflüssiger, wenn man's so nimmt. Aber überflüssig nit für mich selber, verstehst! Für mich bin ich die Hauptsach' und mir sind die Anderen Gupf, die Anderen. — Daß aber du ein Gupferl sollst sein, ein so sauberes Weibsbild, das versteh' ich nit."

Sie blickte in ihr Krüglein.

„Ist es schon voll?" fragte er.

„Noch lang nit. Alle Vaterunser lang ein Tröpfel."

„Mir scheint, Dirndl, du zählst die Zeit auch nach Vaterunsern. Eine gute Uhr, aber langweilig. Hast hübsch Zeit, daß du mir vom Gupferl was sagst. Wie bist denn du ein Gupferl worden?"

„Ja, mein Mensch, das wär' eine lange Geschicht'. Und eine alte Geschicht'. Laß es gut sein."

„Ich kann mir's schon denken," versetzte er mit Teilnahme. „Zuerst in die Welt herein, ohne daß wer nach dir gerufen hat; keine Ehr' bringst mit, aber viel Sorg' und Verdruß, da überflüssig, dort überflüssig, überall ungut aufgenommen — ist es so?"

„Wirst nit weit fehlen," sagte sie ruhig, „ist man nachher so viel, daß man arbeiten kann, kommt der harte Bauerndienst, aber nit als Feldmagd und nit als Stallmagd und nit als Küchenmagd, sondern jedem als Beihilf', dem Knecht zur Knechtin, der Magd zur Dienerin, ein zweifüßiges und zweihändiges Ding für alles, was Andere nit thun wollen — alleweil nur das Gupferl."

Etwas unsicher schmunzelte er: „Wie du fein geraten bist, wundert es mich aber doch ..."

„— Auf das geh' ich nit ein," sagte sie.

„Ist dein Krügel schon voll?" fragte er.

Da solches noch immer nicht der Fall war, redete sie weiter: „Die Arbeit ist einem ja nit zu hart. Wär' dumm, wenn einer Bauernmagd die Arbeit zu hart thät sein. In meinen halbgewachsenen Jahren hat mich eine Nähterin in die Lehre genommen. Die ist freilich wohl gut gewesen auf mich, aber frühzeitig gestorben. Hab' bald wieder müssen in den Bauerndienst. Und wieder Schuhhadern sein, wieder Patsch sein; gar nie ein gutes Wort, gar nie ein: «Recht ist's!» und: «Brav bist!» — Mein Gott, wenn man nur weiß, daß Andere mit einem zufrieden sind, nachher ist man's selber auch. Sonst verlangt man eh nichts auf der Welt. — Na, so hab' ich's wohl frei nit mögen aushalten im Bauerndienst, und wie einmal

im Sommer eine Stadtfrau bei uns im Bauernhaus gewesen ist und gesagt hat, wenn ich Lust hätt' in die Stadt, so kunnt ich mit ihr kommen, sie thät für ihr Haus ein Dienstmädel brauchen, da bin ich halt nachher mit in die Stadt Graz. Dort ist's ja so viel schön, wie es heißt, und schlechter kann ich mir's nit mehr machen, nur besser. Ja, hab' ich gemeint! — Mensch, du bist mir stockfremd, aber das muß ich dir vor Gott dem himmlischen Vater ins Gesicht sagen: Wer auf der Welt das Fegefeuer abbüßen will, der soll bei einer Stadtherrschaft Dienstbot' sein! Weiß zwar nit, was ich so viel Schlechtes hab' angestellt mein Lebtag, daß ich so hart hab' müssen Buß' thun, ein ganzes Jahr lang. — Ich sag' dir's, wenn sie einen Hund haben, oder ein anderes Tier, das wird in manchem Haus besser gehalten, wie der Dienstbot'. Kein Mensch glaubts, wie höllisch wüst so eine feine Stadtfrau kann sein! Da sind die Bauersleute dagegen noch Engel, die essen mit einem noch aus einer Schüssel, und geben immer einmal eine Raststund', lassen sich's angelegen sein, daß man bisweilen in eine Kirche kommt und an der armen Seel' nit Schaden leidet. Im Stadtdienst bist das reine Vieh, oder was noch Schlimmeres, weil sie vor dir Kisten und Kästen zusperren. Aber arbeiten, arbeiten, oft schier Tag und Nacht, Feiertags wie Werktags. Und der Hochmut bei der Herrschaft. Pfui Teufel! hätt' ich bald gesagt. Und dabei verlangen sie Anhänglichkeit — es ist rein zum Lachen."

Also sprach die Person und wurde dabei ganz erhitzt. Sie mochte wohl so schlechte Erfahrung gemacht haben. Es war, als ob sie seit langem gesammelte Lasten von ihrem Herzen loswälzen wollte, nun da einmal ein Mensch

vorhanden war, der ihr teilnehmend zuhörte. Wahrscheinlich war ihr in der Stadt jeder Verkehr mit Menschen untersagt gewesen, selbst mit der Mitdienerschaft, also daß sie wie eine Verbannte leben mußte mitten in der Menge.

„Herrendienst wär' auch mein Letztes," sagte jetzt der Mann. „Diese Leute sind so über die Maßen fein gebildet, daß es ein gewöhnlicher Mensch bei ihnen nit aushalten kann. — Erst vor etlichen Tagen hab' ich von meiner Straßen aus in ein fürnehmes Herrenhaus hingehorcht, wo die Frau Baronin just ihr Stubenmädel verjagt. Das Mädel ist eilends gegangen, hat sich aber im Reden tapfer gewehrt, und wenn ich sagen sollt', welche von den zwei Weibsbildern in Red' und Antwort die unverständigere war, so müßt' ich wohl der Frau Baronin die Ehr' geben. Das Mädel hat lauter Wahrheiten gesagt, aber immer höflich, die andere kotzengrob und so verleumderisch, daß man sie zehnmal bei Gericht hätt' verklagen können. Endlich macht das Mädel einen artigen Knix vor der Dame und sagt: «Euer Gnaden, ich bin halt ein ganz ungebildetes Geschöpf und kann nit so schimpfen und mag nit sagen, was ich mir denk' über Euer Gnaden. Aber denken thu ich mir ganz das Richtige!» — Ein feiner Trumpf! Hat mich gefreut. — Natürlich hast auch du bei deiner Stadtherrschaft das ganze Jahr kein einziges freundlich Wort gehört."

Hierauf entgegnete die Magd: „Eins hab' ich gehört. Ein einziges, aber nit von der Frau —"

„Vom Herrn?"

„Erraten hast es. Ein ganz unschuldiges Wort, wie du es vielleicht zu einem alten Pferde sagst, oder zu einem Esel. — «Bist ja doch ein armes Wesen!» hat er gesagt,

der Herr, — Mensch, und jetzt war's aus! Von dieser Stund' an hätt' mir die Frau Wasser und Luft vergiftet, wenn sie hätt' können. Und wie mir das Licht aufgeht wegen der Eifersucht, da hab' ich meine sieben Sachen zusammengepackt und bin fort."

„Und wohin willst?" fragte der Mann.

„Ja, Mensch, wenn ich das selber wüßt'!"

„Du, schau, jetzt ist das Krügel voll!" rief er.

„Wahrlich, es ist voll," sagte sie und hob das Gefäß. Er langte hin, nahm ihr das Krüglein aus der Hand und trank es aus auf einen Zug.

„Vergelt's Gott, Gupferl!" Mit diesem Worte gab er ihr den leeren Krug zurück. „Brav bist, daß du mich labst. Schon einen heidenmäßigen Durst hab' ich dir gehabt."

Sie schaute ihm nur ein wenig verblüfft ins Gesicht, sagte aber nichts. — Wenn er schon gar so viel Durst hat gehabt, so ist ihm der Trunk Wasser wohl vergunnt.

Als sie hierauf ihr Töpfchen nochmals unter das tropfende Rinnlein zu halten begann, meinte er, wozu noch eine Weile hinhalten, es sei doch nur eitel Wasser. Sie solle mit ihm kommen, beim nächsten Wirtshause würden sie etwas Besseres trinken.

Dieser Mensch ist wirklich gut, dachte sie, nahm ihr Bündel unter den Arm und ging mit ihm. Ach, wie lange hatte sie kein gütiges Wort mehr gehört! — Er führte sie sorgsam an der Hand über das Steingeröll hinab zur Straße.

Dort stand ein zweiräderiger Karren, der mit einer grauen Plache kobelartig überspannt war. Nach vorne gingen zwei Deichseln mit einer Querlatte, an welcher der

Karren gezogen werden konnte. Im Kobel gab es mancherlei Sachen: Frisch geschnitzte Holzwaren, als: Tennschaufeln, Rechen, Kochlöffel, Sprudler, Nudelwalker, einen Korb mit hölzernen Eßlöffeln und dergleichen. Daneben ein Bund Kleider, ein Holztrühlein mit Rasierzeug, auch ein Töpfchen Fett war da und ein Stück halbvertrockneten Kuchens darunter, dann Tabakrauchsachen, eine alte Zither ohne Saiten, und anderes. An der Ecke war noch eine Art von Bett, eine Strohschichte, auf welcher Kissen und Decken in unordentlichen Wulsten durcheinander lagen. — An der vorderen Seite war der Kobel durch ein paar Bretter abgeschlossen, an der hinteren Seite war eine Art Vorhang angebracht, denn hier war der Eingang. Diese Dinge hatte der Mann seiner neuen Bekannten mit gewissem Stolze gezeigt.

„Gehört alles mein!“ sagte er wiederholt. „Hab' mir alles selber erworben, redlich erworben. Von Haus aus, mußt du wissen, bin ich ganz arm gewesen. Ja, meine Liebe! Als Kindel ist es mir nit viel anders ergangen als vielleicht dir. Auf der Gassen bin ich gefunden worden von einem Zimmermannsgesellen; der ehrliche Finder hätt' mich gern zurückgegeben, aber der Verlustträger hat sich nit gemeldet. Hat mich der Zimmermann halt behalten müssen. Wenn ich den Leibfehler nit hätt', wär ich auch Soldat worden, bin's sogar schon gewesen, haben mich aber nit sattfüttern können, bin ihnen so hundsmager geworden vor lauter Hunger, daß sie mich wieder ausgelassen haben. Ich thu so viel gern essen, mußt wissen; soll ein Leibfehler sein, hat der Regimentsarzt gesagt. So schmeiß doch dein Bündel hinein! Was sollst denn tragen, wenn wir den Wagen haben! — Na, so bin ich nachher

Holzwaren-Fabrikant geworden, und was ich im Winter schnitz, das verkauf ich im Sommer. Anfangs ist mir das Schnitzen nit gut von der Hand gegangen, da hab' ich einen Lehrling aufgenommen und an dem hab' ich halt so lang' herumgemeistert, bis ich's selber losgekriegt hab', wie man's macht. Seither schnitzt mir der Lehrling die schönsten Schaufeln und Löffeln und meine Fabrikate haben schon ein Ansehen im Land. Und überall, wohin ich komm', haben mich die Leut' gern. Und schon gar wenn ich wollt zitherspielen!"

„Kannst zitherspielen?" fragte das Gupferl.

„Und ob ich kann! Das ganze Weibervolk wird dir rebellisch, wenn ich zitherspiel!"

„Ich hör's auch gern."

„Aber jetzt sind keine Saiten drauf. — Und so kannst dir denken, daß mir nichts fehlt. Sehr gut geht's mir, kunnt's nit besser wünschen. — Steig' jetzt in den Kobel, Gupferl, wir fahren!"

„Ich soll da hineinsteigen?" fragte die junge Magd, „ja wo hast denn das Roß?"

„Ist schon eingespannt!" rief der Mann lustig, sprang vorne in die Deichseln und hob sie zum anziehen.

„Ja wart', ich werd' mich von dir herumziehen lassen!" lachte die Magd. „Da spann ich mich lieber zu dir, wenn wir Platz haben miteinand' da in dieser Lucken drin."

„Platz haben wir schon," sagte er und machte ihr an seiner Seite Raum, also, daß sie nun zweispännig den Karren zogen entlang die Straße.

Anfangs besorgte er die ganze Kraftleistung selber so daß die Magd schier leer neben ihm hertrabelte. „Wär nit schlecht!" schnaufte er, „wenn ich mein Gschloß nit

allein weiter bringen kunnt! Was ich gestiftet hab', das kann ich auch regieren!"

Nach einer Weile war für sie Gelegenheit vorhanden, stramm anzuziehen, denn er hatte sich eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt, weil ein Lokomotiv auch dampfen müsse; es dampfte nun zwar, aber es zog nicht mehr gut. Dem „Gupferl" war's recht, daß es sich hier nützlich erweisen konnte.

Als es gegen Abend ging, waren die felsigen und waldigen Berge nicht mehr an ihrer Seite; in ein Hügelland kamen sie, reife Kornfelder überall, emsige Schnitter sichelten und Getreidefuhren ächzten schwer gegen die Dörfer hin.

„Sind Narren, daß sie sich so schinden!" murmelte der Eigentümer des Karrens, „wenn sich's der Mensch anschicken kann, bringt er's weiter." Und mit Behagen blickte er auf sein bewegliches Besitztum, mit welchem auch die volle Freizügigkeit verbunden war.

Als sie mit dem Karren eine Anhöhe hinauf mußten, sagte der Mann: „Zieh an, Mädel!"

„Thu's ohnehin wohl, Hansel!" antwortete sie.

Er schmunzelte, denn Hansel hieß er nicht, und ziehen that er auch nicht; sie wollte aber seinen Namen wissen. Hierauf, als sie rasteten, wagte das Gupferl die Frage: „Wie heißt du?"

„Schau nur einmal in den Kalender, mein Name steht eh drin," scherzte er.

„Und möcht auch gern wissen, wie alt du bist."

„Was glaubst? Rat' einmal."

Sie schaute ihm forschend ins Gesicht. — Zwischen dreißig und fünfzig. Bei den Mannsbildern kennt man

sich nicht aus. Vom Haar fehlt noch kein Grandl (Härchen), der Bart kohlschwarz, im Gesicht noch kein Rumpfen (keine Runzel), die paar feinen Faltlein unter den Augen stehen ihm gerade gut. Weil er sicherlich das Weiberleutgernhaben kann. Die Nase ist etwas breit geraten und hat in der Mitte eine Einsattelung, die nicht nötig wäre — aber das thut nichts. So liebe Augen hat er ... Das war ihr heimliches Denken.

„Bist doch mehr auf der jungen Seiten," sagte sie.

„Wirst es schon sehen!" war seine Antwort. „Wirst alles noch erfahren, nur Geduld! — Ein gescheiteres und ein stärkeres Dirndel giebt's nimmer, wie du bist."

Da zog sie wieder an.

Im nächsten Bauerndorfe machten sie Halt.

„Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg ist da!" riefen die Leute und kamen am Feierabend zusammen, um seinen Karren zu sehen, was für schöne und brauchbare Sachen er wieder mitgebracht hatte. Sie kauften Rechen, Schaufeln, Eßlöffeln, denn in jener Gegend sind zur Zeit noch Holzlöffel der Brauch, die zwar nicht ganz so glatt über die Lippen gleiten als die neumodischen aus Blech, hingegen aber bei weitem mehr fassen.

Als das Geschäft — und ein leidlich gutes! — gemacht war, barg der Greg — nun wußte sie seinen Namen — den Karren in einem Hof, ging ins Wirtshaus, bestellte Nachtmahl und Stube für sich und sein Weib Ein bis an den Rand gefülltes Weinglas schob er vor die Magd hin. Ihr aber war der Durst vergangen, und ohne Durst trinken, das war sie nicht gewohnt. Zwei Portionen Kalbsbraten wurden aufgetragen.

„Iß nur brav, Gupferl!" lud der Greg ein. „Jedes Rössel will seinen Hafer."

Er war mit seiner Portion in wenigen Augenblicken fertig. Da sie noch mehr als die Hälfte vor sich hatte, so meinte der Greg, er wolle doch einmal kosten, was ihr Braten etwa für einen Fehler habe, weil sie gar so langsam daran kaue — und verschlang ihn in zwei Bissen. Hierauf schien er selbst davon überrascht zu sein, daß die zwei Teller sich so schnell geleert hatten und meinte, das sei halt sein Leibfehler. Ob das Gupferl noch eine zweite Portion wünsche? Sie bedankte sich und bezahlte ihre erste.

Als dieses Abendmahl vorüber war, legte der Greg ihr seine Hand auf die Achsel und lispelte: „Jetzt werden wir halt nachher müssen rasten gehen. Ich kann mir's denken, du wirst müd' sein."

„Gar nit, gar nit!" antwortete die Magd hastig. „Heut' hab' ich ja Feiertag gehabt. Das Bissel marschieren macht mir nichts."

„Du bist halt eine Mordsgredl, du!" also lobte er sie und trachtete in die Schlafstube. Sie versprach bald desgleichen zu thun und ging hinaus in das Freie, denn es war eine wunderschöne Nacht.

Vor einem hölzernen Häuschen, unter dem zersplitterten Lindenbaum, stand eine Gruppe von Männern und Weibern, und immer noch kamen langsamen Schrittes Andere herbei, die sich auch hinstellten und endlich ins Haus traten. Aus den kleinen Fenstern drang Lichtschein.

Auf eine Frage, was da drinnen sei, erfuhr unsere Magd, daß in dem kleinen Hause ein Leichnam ruhe, zu welchem die Nachbarsleute zusammenkamen, um die Nacht über bei ihm zu beten und heilige Lieder zu singen. Das

kam dem armen Gupferl überaus gelegen, denn schon hatte sie sich den Kopf zerbrochen, wo sie die Nacht zubringen sollte. Zu lebendigen Mitmenschen hatte sie kein rechtes Vertrauen mehr, so ging sie zu den toten.

Etwas so Schönes hatte sie in ihrem Leben nicht gesehen, als diesen Toten. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren mit runden Wangen, leicht aufgeworfenen vollen Lippen, schattigen Augenwimpern, mit weichem blondem Haar, das quer hereingekämmt war in die schneeweiße Stirn. Da lag er schlank ausgestreckt auf der Bank, zu seinen Häupten ein Kruzifix und zwei Lichter. Nahe der Bahre knieten Leute und beteten still, oder standen herum und führten leise Gespräche. Der Lindenbaum stand noch draußen, wenn auch gespalten und zerrissen durch den Blitz. Der Knabe, welcher um den Baum herum einem Schmetterling nachgejagt, war leblos hingetaumelt auf den Rasen. Das war gestern gewesen. Im letzten Winkel der Stube saß die Mutter, die ihn verloren hatte, sie weinte nicht, sie betete nicht, sie redete nicht, ganz still und friedsam saß sie da auf ihrem Dreifuß, blickte vor sich hin und nickte manchmal ein wenig mit dem Haupte.

Die Magd, welche wir immer das Gupferl heißen müssen, weil sie überall überflüssig war, hatte sich in der Stube zu mehreren Weibern gesellen wollen, aber man hielt mit der Fremden nicht viel Gemeinschaft. So setzte sie sich hinter dem Ofen auf eine Bank, hörte von dort aus den Totenliedern zu, die gesungen wurden, beteiligte sich von dort aus an dem Gebete und betrachtete von dort aus das traurige Leben auf der Welt.

Die Nacht währte lange. Als die Fenster blaß wurden, legten sie den toten Knaben in einen schmalen Holz-

sarg, um ihn dem Grabe zuzutragen. Das Gupferl irrte draußen auf den Wiesen, sah die Nebelstreifen zergehen, sah das Morgenrot leuchten an den zarten Wölklein des hohen Himmels und an dem Kirchturme, sah in der aufgehenden Sonne ihren langen Schatten über die tauige Flur hin, hörte das unendliche Morgenlied der Vöglein all und betrachtete nun von da aus das traurige Leben auf dieser Welt.

Endlich als die Leute mit Sensen und Sicheln, mit Spaten und Wagen ihr Tagewerk begannen, ging sie nachsehen, ob es bei dem Karren ihres Weggenossen noch in Ordnung sei. An demselben stand er schon, der Löffel-Greg. Anfangs war er nicht in bester Laune, bald hatte er wieder sein freundliches Gesicht, und mit diesem fragte er sie: „Wann fahren wir denn weiter?"

„Meinetwegen kann es gleich sein," gab sie zur Antwort, und keine Rede sonst, ob sie miteinandergehen wollten, oder auf wie lange, oder wohin. — Er trank noch eine Schale Kaffee, sie ein Töpfchen Milch, dann stopfte er seine Pfeife, sie warf wieder ihr Bündel in den Karren und beide spannten sich dran.

Wo sie an Häusergruppen vorbeikamen, schrie der Mann: „Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg!" Das einemal gab's ein paar Kreuzer Erlös, das anderemal ein paar Zehner — manchmal auch gar nichts, denn — folgerte man — wer etwas zu essen hat, der hat auch einen Löffel, und wer nichts zu essen hat, der braucht keinen.

Als es heiß geworden war, schoben sie den Karren in den Schatten einer Ahorngruppe, die neben der Straße stand, und setzten sich hin. Der Greg that schläfrig, wollte sein Haupt auf ihren Schoß legen, daß sie ihm mit den

Fingern das Haar kraue. Sie hingegen wußte eine notwendigere Beschäftigung. Schon seit gestern war ihr an seinem Beinkleide die klaffende Naht ein Dorn im Auge. Während der Greg im Kobel sein Gewand wechselte, bereitete sie das Nähzeug und bald war der Schaden heil. Bei dieser Arbeit fand sie im Hosensack zusammengeballt ein Büschel Banknoten. Es waren zwar nur ordinäre zu einem Gulden, doch das Gupferl empörte sich ob solchen Leichtsinns.

„Für was hat man denn Säcke, wenn man das Geld nicht hineinthun soll?" verteidigte er sich. „Soll ich es auf die Straße werfen?"

„In der Brusttasche sollst es tragen, sonst verlierst es."

„In der Brusttasche sucht's jeder Straßenräuber, im Hosensack schaut kein Mensch nach," war seine schlaue Meinung.

„Hast eine Leibjacke an?" fragte sie.

„Hättest dich gekümmert drum!" antwortete er. „Freilich hab ich eine an."

„So werde ich dir in die Leibjacke das Geld einnähen."

„Meinetwegen, wenn du's so haben willst."

„Ich will es so haben," sagte das Gupferl, „und meines will ich auch gleich dazunähen."

„Hast du auch Geld?"

„Umsonst werde ich dem Drachen nicht gedient haben."

„Hast viel?"

„Drei Wochen lang kunnt ich gnädige Frau spielen, wenn ich wollt'!"

Der Greg that aus Überraschung einen Pfiff. „Ein Prachtkerl bist, Weib!" rief er, „mit dir hab ich's glücklich getroffen."

Als die Gewandsachen in Ordnung waren, ergab sich auch noch Zeit zum Haarkrauen, denn auf der Straße war's so heiß, und im Ahornschatten war's so lieblich. — Der gute Greg, fast schlief er ein auf ihrem Knie. Einmal neigte sie sich, um ihre Wange auf sein Haar zu drücken, that es aber nicht, er hätte es wahrnehmen können, wer weiß, ob's ihm recht gewesen wär! — Aber so froh war sie, so selig, daß sie endlich einen Menschen gefunden, dem sie Gutes thun konnte, und der deshalb nicht böse ward.

Am zweiten Abend kehrten sie in einem einsam stehenden großen Bauernhofe ein, wo man für die Herberge kein Geld nahm. Am Morgen, bevor sie weiterzogen, schenkte der Greg dem Bauer eine Tennschaufel, der Hausmutter einen Sprudler, den Kindern jedem einen Löffel und dem kleinsten Knaben noch einen hölzernen Vogel dazu, welcher schön wisperte, wenn man beim Schweif hineinblies.

Am nächsten Tage hatte der Greg ein Elend mit seiner Tabakspfeife, erstens wollte der Stein nicht Funken geben, dann wollte der Schwamm nicht glosen, dann hatte die Pfeife keinen Zug, dann wollte das Kraut nicht brennen und endlich lockerte sich fortwährend das Rohr, so daß der Mann immer zurückbleiben mußte, um das Zeug in Ordnung zu richten. Das Gupferl war mit dem Karren voraus; über die Ebene ging's gut, bergwärts ging's mühsam. — Das arme Weib! dachte der Greg, wie sie schwitzen muß! — Ging aber so langsam hinterher, daß er sie nicht einholte und rauchte argen Tabak.

So hatten sie angefangen und so thaten sie weiter. Drei Wochen lang spielte das Gupferl die gnädige

Frau — am Zugkarren. Dann war ihr Geld zu Ende, und auch das seine. Denn seit der Löffel-Greg wußte, daß wer anderer für ihn sorge, sorgte er selbst nicht mehr. Ja, er unterließ es sogar, seine Waren auszuschreien, er verschmähte es, in Bauernhäusern zu übernachten. Er hatte das „Gott sei Dank nicht mehr nötig!" Das Gupferl war eine große Freundin von Salat, verzehrte ihn oft von zwei Portionen; so mußte er den zweifachen Braten essen. Sie trank kein einziges Glas Wein, so konnte er deren zwei trinken. Sie war seit ihrer Nähterei her geschickt in der Kunst, für Weibsleute Hauben und Hüte aufzuputzen und Weibergewand mit zierlichen Bändern und Maschen zu schmücken. Damit gewann sie manches Stück Geld, also brauchte der Mann nicht immer ans Verdienen zu denken. Wenn sie auf der Reise waren, so ließ das Gupferl es sich nicht nehmen, den Karren zu ziehen, also konnte er im Kobel liegen und sich endlich einmal ausruhen von seiner Arbeit. Er hatte gearbeitet genug, er war Fabrikant und Kaufmann in einer Person gewesen, er hatte gekargt und gedarbt, er hatte es endlich zu einem eigenen Hause gebracht; wenn es auch auf Rädern steht und geht, es ruht sich doch gut darin. Und da ihm Gott nun ein so gutes fleißiges Weib geschickt, so ist erreicht, was je sein höchster Wunsch gewesen war; er kann auf dem Stroh liegen und Tabak rauchen.

Den Tabak besorgte ihm ja auch das Gupferl und wie er schon haushälterisch war, so benützte er denselben doppelt, fürs erste rauchte er ihn, fürs zweite sammelte er hernach aus der Pfeife den Rest und nahm ihn in den Mund.

Das Gupferl hatte dem Greg auch Zithersaiten ge-

kauft. Er zog sie mit großer Umständlichkeit auf, wobei eine um die andere entzweisprang, so daß er die Geduld verlor, und das Instrument in den Winkel warf.

Als sie eines Abends in einem Wirtshause eingekehrt, wo nach einem Jahrmarkt Bursche mit ihren Dirndeln beisammen waren, denen es ums Tanzen ging, wollte das Gupferl, daß der Greg sich ein paar Groschen mit Zitherspielen erwerbe. Der Greg zeigte sich dazu nicht aufgelegt. Nachdem er aber Wein getrunken hatte, und die Mädeln ihn fortwährend bestürmten um seine süße Kunst, nahm er die Zither hervor und hub an mit einem Fischbeinspänchen die Saiten zu kratzen und mit den Fingerspitzen auf dem Tastbrette herumzutappen. Da huben die Leute an zu lachen: „Das soll Zither gespielt sein? Der kann ja nicht einmal einen Ton greifen!“

Das Gupferl nahm ihm die Zither aus der Hand — ausspotten läßt sie ihn nicht. Wem sein Spielen nicht recht ist, der soll sich seinen Tanz selber pfeifen.

Zu Anfang August in einer schwülen Regenzeit war es, daß unsere Hausiererleute eines Tages auf der Straße umkehren mußten. Das Wildwasser hatte eine Brücke weggerissen, und im Straßengraben und weit auf den Feldern hin standen die braunen Wasser, und die Nebel hingen vom Himmel wie schmutzige Fetzen, als wollten sie das Wasser wieder auftunken. Unser Karren kehrte zurück ins nächste Dorf. Dort läuteten auf dem Turme die Glocken, ein Feuerwehrmann gab Hornsignale, Männer schleppten große Balken, andere verstopften Hausthüren und Fenster mit Brettern und Stallmist, die Weiber bargen Hausrat in höher gelegene Teile des Ortes. Der Greg hatte seinen Karren auf dem Dorfplatze stehen lassen

und horchte nun. Auch seine Genossin horchte. In der Luft war ein dumpfes Tosen zu vernehmen, so daß manchmal davor der Erdboden zu beben schien, aber man wußte nicht, woher es kam. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen wurden durch die Gassen gejagt. An der Kirchhofsmauer unter freiem Himmel stand ein Krankenbett, die alte Frau, welche darin lag, rang die Hände. „Heiliger Gott, daß ich die zweite Sündflut noch hab' müssen erleben!"

Plötzlich schoß zwischen den krachenden Häusern die trübe Flut heran.

„Hallo marsch!" rief der Greg, erfaßte die Deichseln seines Fahrzeuges und lief im Trab damit durch die Gasse einen steinigen Waldweg entlang der Anhöhe zu. Das Gupferl schob von hinten nach. Oben am Waldhange hielten sie an.

„Schau du, was wir für ein bequemes Haus haben," sagte nun der Greg. „Ist im Thal Überschwemmung, so ziehen wir es auf den Berg, und ist im Dorf einmal Feuer, daß gar der Herr Bürgermeister sein Haus muß niederbrennen lassen, fahren wir mit unserem Gschloß davon. Wir haben alleweil leicht lachen."

„Ich kann nit lachen, wenn so viele Leut' weinen," entgegnete das Gupferl und eilte wieder dem Dorfe zu, wo an einem Wiesenraine aufsichtslose Kinder balgten, nahe an den Wassertümpeln. Diese Kinder bewachte sie, führte sie zur Kirche hin, die etwas erhöht stand und mit Kisten und Kästen und Körben und Bündeln und zerstreuten Habseligkeiten fast vollgestopft war.

Der Greg stemmte rückwärts am Karren die Doppelspreize ein, damit das Zeug nicht auf und niederschaukeln

konnte. Das mußte allemal geschehen, wo er sich von Zeit zu Zeit niederließ.

Vom grauen Himmel regnete es und regnete es.

Zur Zeit huschte den Waldweg eine sonderbare Gestalt heran. Ein bräunliches Weib mit großen schwarzen Augen und schwarzen Haaren, die in unzierlichen Strähnen niedergingen aus dem zinnoberroten Kopftuche, welches wie ein Turban um das Haupt geschlungen war. Ein gelber weiter Mantel hing faltenreich an dem Körper, unten in eine Schleppe auslaufend, welche hinstrich über den schlammigen Boden. Weder Pack noch Bündel hatte dieses Weib bei sich, an der Hand aber hielt es einen langen Pilgerstab, am oberen Ende versehen mit einem Kreuze. Um den üppigen Leib hatte sie ein wulstiges Gürtelband geschlungen und daran hing ein Rosenkranz.

Als diese Person zum Karren kam, in dessen Blachenkobel der Löffel-Greg lag und Tabak rauchte, bat sie um Unterstand. Gerne gestattete es der Hausherr, daß sie sich unter sein Dach setze und räumte ihr Platz ein.

„Gottes Strafgericht!" sagte die Fremde in ungefügen Lauten und zeigte mit ausgestreckter Hand hin auf das überschwemmte Thal.

„Hat Sie mein Weib nit gesehen?" fragte der Greg. „Eine junge hübsche Person, sie muß ihr ja da unten begegnet sein. Sie ist helfen gegangen, oh das ist ein Engel! Mir ist allemal bang um sie, wenn ich sie nit an meiner Seiten seh!"

Die Fremde wußte keine Auskunft zu geben, schien auch nicht gewillt, solchen Bekenntnissen weiter zuzuhören. Nachdem sie den Greg mit durchdringendem Blicke angesehen hatte, streichelte sie ihn an der Hand und lispelte:

„O armer Mann, du hast auch einen lieben Menschen im Fegefeuer!“

„Wer, ich? Wieso?“

„Mir bleibt nichts verborgen,“ fuhr sie fort, „durch das Astloch eines morschen Sargbrettes habe ich's gesehen. Ich glaube, ein Frauenzimmer war's, sicherlich deine Mutter, deine Schwester, oder eine Andere. Sie schreit um Hilfe, daß es zum Erbarmen ist, sie ruft deinen Namen.“

„Was Sie da sagt!“ entgegnete der Greg und paffte an seinem Rauchzeug.

„Drei heilige Vespern fehlen ihr,“ redete die fremde Person weiter. „Auf dem Luschariberg im Kärntnerland sollen sie gelesen werden. Ich bin auf dem Wallfahrtsweg dorthin, und weil du mir so barmherzig Obdach giebst, so will ich dir die Vespern gerne besorgen. Einen Silberthaler werden sie kosten alle drei — für die arme Seele.“

Als sie so gesprochen hatte, schmunzelte der Greg und sagte: „Na, Frau Pilgerin, da kommt Sie zu mir an den Unrechten. Unten im Dorf bei den alten Weibern kann Sie mit so Sachen schon was ausrichten, ich kenn' den Spaß. Aber der Frau werden ja die Läufeln naß, wenn Sie sie nit besser hereinzieht unter das Dach. Sie kann schon herrücken, wenn Sie will, wir haben Platz genug.“

Mittlerweile hatte das Gupferl unten mitgeholfen beim Bergen und Retten. Und als die größte Gefahr vorüber war, das Wasser zu fallen begann und die Leute an eine Mahlzeit denken konnten, wurde sie beim Gemeindevorstand zu Tisch geladen. Sie dankte höflich, sie habe sehr wenig Hunger, aber wenn sie bitten dürfe, daß man

ihr etwas Kraut und Fleisch in einem Topfe mit heimtragen lasse, so sage sie dafür tausendmal vergelt's Gott.

Also kam das Gupferl mit Kraut, Knödeln, Fleisch und einer Flasche Apfelwein zurück an den Waldhang zu ihrem Greg. Der verzehrte die Gottesgaben mit einer großen Gier, denn sein „Leibfehler“ schien durchaus nicht heilen zu wollen, im Gegenteil, dieser verschlimmerte sich eher. Während er sich's schmecken ließ, und die Magd ein wenig Ordnung zu machen trachtete im Kobel, sagte sie auf einmal: „Schau, Greg, in der Religion bist halt doch noch nicht so schlecht, als du immer einmal thust.“

„Meinst?“

„Weil ich da im Stroh just einen Rosenkranz hab' gefunden.“

Der Greg blieb gleichgiltig und murmelte so nebenbei: „Immer einmal muß der Mensch beten.“

„Es ist ein altes Sprichwort, daß groß Wassernot beten lehrt,“ setzte sie bei, und die Sache war abgethan. —

Nun kam die Zeit, da der Löffel-Greg sich nach Schnitzholz umsehen sollte, um den Winter über wieder neue Waaren verfertigen zu können. Allein der Greg blieb in seinem Kobel. — Er wisse nicht, was das mit ihm sei, letzt Zeit her. Im Kopf Schwindel, keinen Athem, Husten! — Und er hustete wirklich, ja mit großer Anstrengung. Die Magd hatte ihm geraten, das Tabakrauchen sein zu lassen und mehr in der frischen Luft umherzugehen.

„O mein liebstes Treuherz!“ entgegnete ihr der Greg mit thränendem Auge, „das bissel Rauchen ist noch das Einzige, was mich hält, das macht's locker auf der Brust, sonst wär' ich schon lang' erstickt. Und in der Luft herumgehen! mein Mensch, was thät' ich lieber als das, aber

zu müd' und matt. Die Füße wollen mich nimmer tragen Es ist nit anders, mit mir geht's bergab."

Das Gupferl erschrak über die Maßen, ließ aber nicht viel davon merken, sondern tröstete ihn und meinte, er möge doch nur liegen bleiben und sich pflegen, so gut es möglich, und sie wolle schon sorgen, daß er keine Not leide.

Wohl, sie sorgte Tag und Nacht. Bei Tag arbeitete sie auf Bauernfeldern und in Gärten, die halben Nächte lang saß sie in einer Hütte bei armen Leuten und machte Frauengewand. Alles was sie sich erwarb, trug sie dem Greg zu. In einem großen Dorfe hatten sie sich niedergelassen, der Karren stand fest unter dem Dache einer leeren Streuhütte, wo er allem Anscheine nach zu überwintern dachte. Und im Karrenkobel lag der kranke Greg. Das Gupferl hatte ihm frisches Stroh, ein neues Leintuch, zwei Spreukissen und drei schwere Wollendecken, mit Watte gefüttert, verschafft, hatte den Kobel auch noch über und über mit Kotzen verwahrt, und da die Frühherbstwitterung milde war, so wohnte es sich leidlich im Kobel, wo die Genossin dem Genossen Gesellschaft leistete, so oft es ihre Arbeit erlaubte. Auch noch an seiner Seite nähte sie, rückte ihm das Kissen zurecht, stopfte ihm die Pfeife mit Tabak, zündete sie an, denn der Kranke war nachgerade zu allem schon zu schwach.

Einmal faßte er sie an der Hand und schluchzte: „Armes, unglückliches Weib! daß du deinen Beschützer und Ernährer so früh verlieren sollst!"

Nein, nein, so arg sei es nicht, tröstete sie ihn, er sehe noch nicht so schlecht aus, habe volle Backen und rote Wangen und an Beleibtheit nehme er eher zu als ab.

„Leider, leider, gerade das sind die schlimmsten Zeichen

bei einem Herzleidenden. Mußt aber nit gar verzagen mein Gupferl, wenn sie mich hinaustragen auf den Kirchhof. Du sollst meine Erbin sein. Den Wagen sollst du erben, und die Schaufeln und die Löffeln und mein ganzes Gewand und alles was da ist. Du hast mir's auch immer gut gemeint, und muß dir schon sagen, dich hab' ich zum Fressen gern gehabt. — Mußt nit weinen, Schatz."

Sie wollte das Weinen verschlucken, aber es brach immer heftiger hervor. — Gott, was dieser Mensch für ein gutes Herz hat! Und jetzt ist er herzleidend!

Mit doppeltem Eifer arbeitete und sorgte sie, mit doppelter Sorgfalt pflegte sie ihn. — Ihr Angesicht war in den letzten Wochen auffallend blaß geworden. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins hatten die beiden Leute gerne den Spaß gemacht, daß sie von ihrem Fahrzeug die Deichsel losmachten, daß sich eines vorn auf den Karren setzte und eines hinten, und daß sie sich derart lustig schaukelten. Das ging heute nicht mehr, denn der Kranke hatte über die Gesunde ein zu großes Schwergewicht erlangt. Hockte der Greg voran oben, so vermochte das Gupferl nicht mehr den Karren hinten niederzubringen.

Im Gebirge lag schon Schnee, im Thale braute der Nebel und braute Reif über die Wiesen und Reif um die kahlen Zweige der Bäume. Vor dem Dorfe auf freiem Felde kreisten Raben, ein bellendes Hündlein hielt Jagd nach den schwarzen Vögeln, erwischte aber keinen. Auch kleine Kinder liefen hier herum, ihrer drei, weniger aus Lust, als um sich zu erwärmen, denn bei ihnen daheim mochte es wohl noch frostiger sein als hier im Nebel.

Elendlich wuselten sie umher in ihren leichten, verwaschenen Kleidlein, in zerrissenen Schühlein oder ganz barfuß, barhaupt, die hübschen Blondköpflein. Das Gupferl, welches mit seinem Handkorbe vorüberging, redete eines der Kinder an, ein Mädchen von etwa vier Jahren, dieses stak in einem Baumwollröcklein, welches einmal ziegelrot gewesen sein mochte, jetzt aber schier farblos war, man müßte denn die schwarzen Fäden und die blauen Flicken ausnehmen, mit welchen das Kleid sehr unbehilflich besetzt war.

„Kind, wo ist denn deine Mutter?" fragte das Gupferl.

Die Kleine schaute sie mit ihren runden blauen Augen treuherzig an und sagte mit feinem Stimmlein: „Angebaut!"

„Angebaut, da hat sie eigentlich ganz recht," lachte eine des Weges kommende Nachbarin. „Ihre Mutter haben sie im vergangenen Frühjahr in die Erde gegraben wie Erdäpfel und Korn.

„Und Vater ist keiner, natürlich."

„Es ist schon einer, aber was für einer! Ein armer Strohdachdecker, kommt erst am Abend heim in die Hütte." Solchen Bescheid gab die Nachbarin und ging ihres Weges.

Am folgenden Abende suchte das Gupferl die Hütte des Strohdachdeckers Franz auf. Der war schon daheim, stand gerade am Feuerherd und kochte eine große Pfanne voll Brei. Die Kinder saßen mit ihren roten Näschen und halbverfrorenen Gliedern um das Feuer herum und wimmerten alle drei, das eine vor Frost, das andere vor Hunger, das dritte vor Schläfrigkeit. Das Gupferl war ein wenig verlegen, als es vor dem großen, blondbärtigen Manne stand, welcher über den ungerufenen Besuch gar nicht erbaut zu sein schien.

„Ich weiß zwar nit, wie es aufgenommen wird," so fing sie an, „aber diese Hascherln derbarmen mir. Sie haben ja nichts anzuziehen. Wenn etwan Stoff vorhanden wär', nähen wollt' ich ihnen das Gewand gern, von Herzen gern."

„Ei ja, du bist dem Löffel-Greg seine und wirst dir etwas verdienen wollen. Bei mir ist's nix." Also gab dieser Mensch zur Antwort.

„Nit des Verdienens wegen, Jesus Maria, nein!" rief das Gupferl. „Ich hab' freilich wohl auch meine Sorgen, jedoch so ein Kindergewandl hat man in paar Stunden fertig. Und wenn du mir nachher ein Vergeltsgott schenkst, so bin ich tausend zufrieden."

Er ließ vom Umrühren des Breies ab, wendete sich an die Magd: „Wenn du so bist! Wenn du mir den Macherlohn borgen willst bis nächst Weihnachten, wo ich Geld einzubringen hab', nachher kannst gleich morgen kommen. Stoff wird schon vorhanden sein. Willst mitessen?"

Ja, zum Mitessen ließ sich das Gupferl heute nicht zweimal bitten. Das Mittagsmahl, welches sie bei einem Nachbar verdient hatte, kleckte kaum für den Greg. Bei Tische nahm der Decker das jüngste schlaftrunkene Kind auf den Schoß und war bestrebt, ihm mit einem großen Holzlöffel Milchbrei in den Mund zu führen. Diese Verrichtung ging so ungeschickt von statten, daß das Gupferl dem Dachdecker Kind und Löffel aus der Hand nahm, „so was kann ein Mannsbild nit!" und die Atzung an dem Kinde regelrecht vornahm.

„Hast leicht auch schon einmal eins gehabt, weil du dieses Geschäft so gut kannst?" neckte der Decker.

„Ein schlechtes Weibsbild, das nit Kinder paperln kann," sagte sie, war jedoch für weitere Anzüglichkeiten nicht zu haben. Bei Zeiten stand sie auf und ging heim in ihren Kobel.

Am nächsten Tage, als der Dachdecker Franz wieder nach Hause kam, war die Stube warm geheizt, am Tische bei einem Talglicht saß die Nähterin, emsig an dem letzten Kleidlein nadelnd; um sie saßen die drei Kleinen wohl gewaschen und gekämmt, und horchten der Geschichte vom Jesukindlein, welche sie ihnen erzählte. Auch der Brei war schon gekocht und geschmort, so daß der Franz sich gerade hinsetzen, den Löffel nehmen und essen konnte.

Nach dem kleinen Mahle, als die Kinder schon in ihre Nester gebracht waren, und das Gupferl nur noch die Knöpflein und Häftlein an den Kleidern zu befestigen hatte, setzte der Franz sich am Tische ihr gegenüber und schaute ihr zu. Sie brauchte ihn gar nicht mehr anzusehen, — gestern der einzige Blick, und sie weiß genau, wie er ausschaut.

So weit noch nicht alt und hübsch gesund, aber die Schönheit plagt ihn nicht. Schon zwei- oder dreimal wollte er jetzt den Mund aufmachen, kam jedoch nicht dazu. Endlich war es geschehen.

„Muß schon fragen, bist du mit dem Löffel-Greg verheiratet?"

Sie fand an solcher Frage nichts Ungebührliches, daher ihre Antwort: „Wir gehen halt miteinander. Wenn er mir nur gesund wär'!"

„Ist er krank?"

„Liegt im Kobel schon seit sechs Wochen. Ich gräm' mich zu tot..." Die letzten Worte erstickten in ihrer Kehle.

Ein Weilchen still. Dann fragte der Decker Franz: „Hast ihn denn gar so gern?"

„Mein Gott!" Das Wort war ein Hauch und war doch wie ein Schrei. Dann schwieg sie und nadelte emsig.

Der Franz stand auf, ging zu dem Bettchen seiner Kinder, ging dann zur anderen Wand und zog die Hängeuhr auf.

Draußen auf der Gasse hub ein Lärmen an, die gegenüberstehenden Häuser hatten einen seltsamen Lichtschein.

„Feuer!"

Der Franz riß den Hut vom Nagel und eilte davon, er konnte zugreifen, wußte auf den Dächern Bescheid.

Das Feuer war gottlob noch nicht auf den Dächern. Der Karren des Löffel-Greg brannte lichterloh. Es brannte das Stroh, das Holzwerk, das Blachendach, und glühende Fetzen flogen in der Luft. Der Greg rannte wie wahnsinnig umher und schrie um Hilfe: „Mein Haus! mein Haus! Ist denn kein Gott und kein Mensch da, der mir das Haus rettet! Greift doch zu, ihr Feiglinge!" — Zwei handfeste Bursche packten den brennenden Karren an den Deichseln und zogen ihn rasch hinaus auf das freie Feld, wo sie ihn seinem Schicksal überließen. — Die Leute standen noch eine Weile herum, schimpften über das gottlose Tabakrauchen auf dem Stroh, über das Vagabundengesindel, ergötzten sich an dem gänzlichen Niederbrennen des Hausiererkarrens, an dem das Feuer knisterte und pfiff und sang und allerhand Spiele trieb und nicht eher ruhte, bis die Räder an beiden Seiten hinfielen auf den Boden.

Ein oder das andere Stück wäre noch zu retten gewesen, doch der Löffel-Greg war dagestanden und hatte

nichts gethan, als die Hände gegen Himmel auszustrecken und zu rufen: „Ich armer, ich unglücklicher Mann!"

Dieses plötzliche Unglück hatte den Löffel-Greg übrigens ganz flink gemacht; dem armen Gupferl aber hatte der Schreck die letzte Kraft gebrochen. In einer Scheune lag sie krank dahin, ein betagtes Mütterlein brachte ihr täglich ein paar Schalen Suppe. Das Gupferl hatte durch die Feuersbrunst ihr Bündel mit dem besseren Gewande verloren, das sie nur an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte, aber daran dachte sie wahrlich nicht. Viel Schlimmeres lag ihr an. Anfangs war sie der Meinung gewesen, der Greg sei mitverbrannt. Später sah sie von ihrer Dachluke aus ihn durch die Gasse laufen; sie rief hinaus, er hörte sie nicht. Und dann war er verschwunden.

Lange genug hatte er auf seiner Brandstätte gewartet, das Gupferl werde kommen, ihm zu essen bringen, mit ihm klagen, ihm endlich im Dorfe ein neues Obdach verschaffen. Sie kam nicht. Und als der Löffel-Greg hörte, das Gupferl wäre schwer krank geworden und selbst auf Anderer Hilfe angewiesen, da fand er, daß das Verhältnis mit dieser Person eigentlich keinen Sinn hätte. Und er ging davon. Weit draußen in der Ebene war der Mann mit dem „Herzfehler" dem Landboten begegnet, und dieser hinterbrachte es im Dorfe, so daß die Magd in der Scheune nun wußte, wie sie daran war.

Weil der Arzt, den ihr jemand geschickt, die Krankheit der armen Person für nicht unbedenklich erklärt hatte, so nahm ein Großbauer sie in sein Haus und ließ ihr Pflege angedeihen. Wochenlang hatte sie zu thun, bis sie mit dem Greg fertig wurde. Anfangs war es noch die Liebe, die nichts Schlechtes vom Geliebten glauben will.

Dann als sie glauben mußte, kam der Zorn, der that ihr auch noch arg weh. Endlich hatte jegliches Feuer ausgebrannt, nichts blieb zurück, als die Asche der Gleichgiltigkeit.

Und nun hub die Magd an zu genesen. Als sie imstande war, im Hause, wo sie so liebreich gehalten worden, sich nützlich zu machen, begann sie wieder aufzuleben.

Zu Weihnachten hatte der Strohdachdecker Franz für die Bedachung eines neuen Gehöftes den Geldbetrag eingezogen. Geld gab ihm Mut, und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihr seine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer eben beschäftigt, ein Christbäumchen herzurichten für die Kinder des Hauses. Das hatte sie in der Stadt gesehen, fast das einzige, was ihr an den Stadtsitten gefallen, der Christbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was thut's? Die Bauernkinder wissen es ja gar nicht, daß etwas daran gehört, 's ist eben ein Grüßgott vom Christkindlein, und das ist ja die Hauptsache.

War jetzt auf einmal der Strohdachdecker Franz da und setzte sich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu warten auf eine Einladung.

„Ich bin da,“ sagte der Franz.

„Ja,“ antwortete sie, „willst mir helfen?“ und band buntes Papier an die Zweige des Bäumchens.

„Was thust denn da?“ fragte er.

„Für meine Hauskinder zum Christkindel.“

„Du Gupferl, so was solltest meinen Kindern auch machen.“

„Bist ein braver Vater, daß du auf deine Kinder denkst. Ja freilich will ich ihnen auch so was machen.“

„Bin dir eh noch schuldig, Gupferl, vom Herbst her, das Gewandmachen."

Die Magd schüttelte ihren Kopf. „Nennt mich der auch Gupferl und alles nennt mich Gupferl!"

„Hat dich ja der Löffel-Greg auch nit anders genannt."

„Ja der," antwortete die Magd etwas unwirsch, „der hat's nit anders gewußt."

„Hast du ihm deinen Namen nit gesagt?"

„Er hat mich nie darum gefragt."

„So will ich dich drum fragen."

„Alsdann müßt' ich erst lang' nachdenken wie ich heiß'," versetzte sie, da sie nun schon in gutem Redefluß waren. Sie redeten sich fast schwer miteinander.

„Ja versteht sich, wirst lang' nachdenken müssen, wie du heißt!"

„Spaß und Ernst!" sagte sie. „Bin eine Weile in Graz gewesen, als Dienstmagd bei einer Herrschaft. Dort haben sie mich Mitschka gerufen, weil meine Vorgängerin eine windische Mitschka war und sie den Namen so gewohnt sind gewesen. Früher, in meinem Aufwachsen bei den Bauern, haben sie mich alleweil nur das Gupferl geheißen, weil ich wohl freilich ein überflüssiges Ding bin gewesen, so eine unnötige Draufgab', die sich Keiner verlangt hat."

„Am End' — bist du gar nit getauft worden!" warf der Franz bedenklich ein.

„Getauft bin ich, das steht in meinem Dienstbotenbüchel, und dort ist auch mein rechter Name Christine zu finden."

„Christine, also!" sagte der Mann mit leiser Stimme

und langte nach ihrer Hand. „Christine! Und nit mehr das Gupferl, für mich am allerwenigsten. — Schau, ich will was reden, Christine, aber ich red' mich hart, Christine. Bei mir ist es kein Leichtes. Ein Gewerbe, das nit alleweil gut geht. So viel kleine Kinder. Ich selber hab' auch meine Fehler, es ist nit leicht für Eine, die bei mir daheim sein soll, es ist nit leicht, Christine. Wenn ich nit thät wissen, daß du schon was Hartes gewohnt worden bist, Christine, ich hätt' nit den Mut . . ."

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Brust. Sie schwieg und war angelegentlich mit dem Christbaum beschäftigt, also mußte er doch weitersprechen.

„Mein Hauswesen," fuhr der Franz mit großer Beklommenheit fort, „das kennst schon. Es ist halt klemmig, klemmig. Meine Kinder . . . . Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erde haben gelegt, habe ich die größeren zwei damit trösten müssen: Wir bauen sie an wie das Korn und sie steht bald wieder auf . . . . Seitdem du ihnen das Gewand hast gemacht, sprechen sie alle Tag von der neuen Mutter . . . . Ich weiß es wohl. Mir ist schon leichter, daß ich dir's gestehen hab' können . . . ."

„Was redest so viel herum, du Lapp, ich nehm' dich ja!" sagte die Magd ruhig und fest. Und fuhr dann fort: „Sie mögen sagen, ich werf' mich den Männern gleich so an den Hals. Meinetwegen. Das erste Mal hab ich's gethan und brav Lehrgeld gezahlt dafür. Das zweite Mal thu ich's wieder und will mir die Lehr zu Nutzen machen. Ich stell' mich am liebsten dort hin, wo es was zu thun giebt für mich. Bei dir giebt es was zu thun. Ich verlang' mir kein Wohlleben, Not und Tod will ich mit dir

ilen, mit dir und unseren Kindern. Nur hart sollst nit
in auf mich; ich bin inwendig schon so voller Wunden
›r Härte und Rohheit, die ich leiden hab' müssen mein
›btag. Recht lieb und gut mußt sein mit mir, Franz,
)au mich jetzt wohl an. Und wenn du meinst, daß du
; kannst sein, so in Gottesnamen ...."

Sie hielt ihm die Hand hin, die tannenbaumharzige,
ıd er legte in Demut und Vertrauen die seine darauf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein guter alter Brauch der Erzähler, daß sie
n paar Leute, wenn sie nach Hindernissen und Fährlich-
:iten endlich zusammengekommen sind, sich selbst über-
:ssen. Der erste Tag ist ja wunderschön, fürs weitere
ilt man sich Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es
ird wohl so bleiben. Bei unserem Ehepaar Franz und
hristine ist keine Ursache vorhanden, den bekannten Mantel
:r christlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte sich ja
ıch hier weisen können, daß die Magd doch das Gupferl
.eibt, sowohl beim Ehemann als auch bei den heran-
achsenden Kindern, denn, wenn jemand gar so selbstver-
indlich ist, dann erscheint er als überflüssig und wenn
n Mensch gar zu gut ist, dann wird er aufgefressen.

In der Strohdachdeckerfamilie war es doch nicht ganz
. Ich habe sie gut gekannt in meiner Jugend. Wohl
ıch bei ihr holperte es manchmal, aber wo holpert
› denn nicht auf diesem rauhen Erdboden! Arme
rbeitsleute verstehen es manchmal viel besser, leidlich
ırchzukommen, als solche, welche vom Leben gar so viel
:rlangen, aber ihm nur wenig leisten wollen. Der Franz
gierte fleißig auf den Dächern der Gegend umher, und
e Christine betete fleißig, daß ihn sein Schutzengel be-

hüte. Der Franz brachte die erworbenen Groschen getreulich ins kleine Familienhaus und die Christine verwaltete sie und wendete sie mit bewundernswerter Klugheit an zu Aller Segen. Weil die Christine gehört hatte, Kinder müßten mit Strenge erzogen werden, so band sie sich gleich anfangs aus Birkenreisern eine große Rute. Die Rute wurde von den Mäusen zernagt, die Kinder hingen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer sie wurden, desto näher wuchsen sie ihr ans Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kümmern und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu sein.

Nachdem in solchem Wandel mehrere Jahre vergangen waren, und die Christine eines Tages am Herde stand und für das Mittagsmahl eine hübsche Anzahl stattlicher Speckknödeln kochte, hörte sie von der Gasse herein eine heisere Stimme rufen: „Der Löffelmann ist da! der Löffelmann ist da!“

Sie eilte erschrocken ans Fensterlein und guckte hinaus. Dort am Brunnentrog kauerte er, schaute rings um sich und wartete auf den Erfolg seines Lockrufes. Er war's. Aber mager und gebeugt und runzelig und grau war er geworden, und sein Gewand — o Gott, sein Gewand! Einen Karren hatte er nicht mehr, seine Holzwaaren schleppte er in einem Buckelkorbe, und wie er diesen jetzt so auf den Kopf des Troges gestützt hat, zieht er mit zitternder Hand ein zusammengeknülltes, blaues Sacktuch hervor und fährt sich damit über das Gesicht. Es wollte niemand kommen, um Sprudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohlen Hand schöpfte er sich Wasser in den Mund, dann traf er Anstalten, mit seinem Korbe weiter zu humpeln.

Die Christine legte mit der Gabel einen Knödel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Hernach warf sie die Knödeln wieder zurück in die Pfanne, rief das größere Mädel und befahl ihr, die Pfanne mit dem ganzen Inhalte von Knödeln dem armen Mann hinauszutragen, der dort am Troge sitze. Denn daß sein „Leibfehler" sich immer noch gesteigert haben würde, das war ihre Vermutung.

Während sie rasch daran ging, um ein frisches Mittagsmahl zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig war er überrascht, als er draußen den Bettelmann lebhaft beschäftigt mit der Pfanne sah.

„Ja, Franz," sagte die Christine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenster schauten, wie der Gast am Brunnen die Mehlklöße handvollweise in den Mund steckte und verschlang. „Ja, Franz, diesem Menschen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Wär' der nit gewesen, so hätte ich den Unterschied zwischen dir und — Anderen nit erfahren."

„Der Greg!"

„Laß ihn nur gehen, schau, er geht ja schon. Und wie er dahintorkelt. Armer Schelm!" Sinnend blickte sie ihm nach, so lange er zu sehen war, dann schüttelte sie den Kopf und sagte wie im Traume:

„Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei dir besser worden bin — oder schlechter."

„Christine!"

„Weil ich für diesen Menschen so gar kein Mitleid mehr kann verspüren."

Die Geschichte vom trutzigen Hanele.

Zwischen Wald und Weide stand der Wiesmeierhof, wie er heute noch steht. Jung Hanele war ganz allein daheim, sie und die große graue Katze. Alles Andere war ausgegangen, ausgeflogen, ausgefahren. Die Leute waren bei der Hochzeit im Dorfe. Jung Hanele sollte zwar auch dabei sein, gehörte ja doch dazu, wenn ihre Schwester getraut ward, aber sie hatte mit der flachen Hand in die Luft hineingeschlagen und gesagt, bei so Dummheiten wolle sie nicht dabei sein. Jung Hanele hätte ihn ja selber haben können, den Bräutigam, aber die Mannsbilder waren ihr unsäglich zuwider! Und doch würde sie ihn genommen haben, wenn sie hätte ahnen können, daß ihn sonst die Schwester nimmt — diese falsche Kreatur! — Bei solcher Hochzeit wollte sie nicht dabei sein, da blieb sie hundertmal lieber daheim bei der grauen Katz'.

Was giebst mir, neugieriger Leser, wenn ich dir Jung Hanele beschreibe? Das Mädel ist so schön, daß ein gewöhnliches Trinkgeld nicht kleckt! Der Luger-Steff wollte Haus und Hof dafür geben, hat's aber nicht bekommen. Der Petschen-Anderl gab seine Ehre dafür, indem er eine Verlobte im Stiche ließ, der Hanele wegen, hat sie aber

nicht bekommen. Dem Holzknecht Veitl kostet sie vorläufig das ganze Lebensglück, und doch hat er sie nicht bekommen. Sie hatte seidenweiches Haar von rötlicher Farbe, das spielte allerhand Ringlein über die Stirn herab, allerhand Schlänglein über den runden Nacken hinunter. Solche Haarschlänglein sind das gefährlichste Reptil! Von dieser Spezies war auch die Schlange im Paradiese. — Noch bedenklicher waren die von langen, leicht aufgeschweiften Wimpern eingefriedeten meergrünen Äuglein; jeden, den sie damit anblinzelte, zuckte es bis ins Mark hinein. Zum Glücke blinzelte sie selten. Und das feingebaute, etwas ins Längliche gezogene Näschen, welch ein unwiderstehlicher Wegweiser hinab zum roten Lippenpaar! Diesen ganz einzigen Mund näher zu beschreiben ist gesetzlich verboten, weil schon mancher, der ihn zwar gesehen, aber nicht küssen durfte, daran verrückt worden ist. Besagten Mund sprechen zu hören, war weniger gefährlich, wie wir noch sehen werden.

Dieses Dirndl nun war im Wiesmeierhof allein zu Hause. Mit einem Reibeisen schabte sie von dem Salzstocke das Salz für die Mittagssuppe. Die Graue strich weichmütig auf dem Tische um und legte im Vorüberschleichen manchmal den langen Schweif an die hochgerötete Wange der Maid. Hanele war recht verdrießlich, doch dieses Schmeicheln und Streicheln der Grauen that ihr fast wohl.

Plötzlich hielt sie in ihrem Salzreiben ein und horchte. Draußen war ein Wagen des Weges herangerollt, und der hielt nun vor dem Hause still. Was kann denn das sein? Sollte es dem Bräutigam zu langweilig geworden sein bei der Hochzeit? — Ein einspänniges Steirerwägelein, auf

dem Bock der alte Rucker-Ferdl mit dem kleinen braunen Gesicht und dem grauen Schnurrbart drin. Hinter ihm Bündelwerk und der Holzknecht Veitl. Alle vierzehn Nothelfer, der Veitl! der ihr schon dreimal die Lieb' hat abbetteln wollen, und den sie ebenso oft kalt hat ablaufen lassen. Ein sauberer Bursche, wie er jetzt aus dem Wagen sprang, sauberer schon, wie der Schwester ihr Bräutigam. Das schwarze Bärtlein in seinem Gesicht ist zwar nicht groß, man sieht es aber schon. Im Sonntagsgewand stolziert er, und es ist doch Montag. Mit einem Stock geht er und hat doch so junge Füße; gar ernsthaft thut er, wo er sonst doch ein so lustiges Blut ist. Was das heißen soll? Jetzt geht er an die Hausthür, dreht an der Klinkel — ist aber zugesperrt.

„Ist niemand daheim?“ ruft er. Gott, was der heute für eine heisere Stimme hat! „Ist niemand daheim?“ schreit er, das klingt schon heller, und lebhaft klappert die Klinkel. Die Hanele schießt lautlos in der Stube hin und her und reibt die Fäuste ineinander. Er will herein. Was soll sie thun? Macht sie auf, so bleibt er nicht draußen; und läßt sie zugesperrt, so kann er nicht herein!

„Oder fürchtest du dich vor mir?“ rief draußen der Bursche. — Was hat er gesagt? — Jetzt zeigte sie sich am Fenster: „Fürchten? ha ha, da müßtest du ein Anderer sein, oder ich eine Andere!“

„Nun, so riegle auf, Hanele. Es ist was Wichtiges und soll das letztemal sein, daß ich dir Umständ' mach'!“

So feierlich! — Sie ging zur Thüre und schob den schweren Holzriegel zurück, damit er sehe, daß sie sich nicht fürchte. Der Veitl, den braunen Lodenhut in die Stirn gedrückt, trat über die Schwelle, ging an ihr vorbei in die

Stube, als wäre er des Hauses Herr und sie die Magd. Das wollte sie doch sehen, von woher dieser Mensch heute seine Keckheit hat! Sie ging ihm nach, mitten in der großen Stube stand sie mit fest gestemmten Armen still und sagte: „Nu, was verschafft mir die Ehr'?"

„Hanele!" sprach er, seine Stimme war unsicher, in seinem jungen Gesichte zuckten die Muskeln. „Ein Behüt' Gott will ich dir noch sagen . . . weil ich fortgeh'!"

„Ja ja, die Thür steht eh noch offen," war ihre Antwort.

„Du kannst wohl froh sein, Hanele. Nachher hast vor mir Ruh' — dein Lebtag lang."

Sie horchte ein wenig auf.

„Der Rucker-Ferdl fährt mich nach Thalham auf den Bahnhof," fuhr er stockend fort. „Ich gehe nach Amerika."

Sie ein Weilchen ganz still, dann: „So — nach Amerika gehst. Da hinüber soll der Weg so viel naß sein."

„Wirst gehört haben, daß von Babelbach und Sankt Georgen eine Auswanderergesellschaft nach Amerika geht, da mach' ich halt mit."

„Wer hält dich denn zehrungsfrei unterwegs?" Wie sie das sagte, es war weder Neugierde, noch Teilnahme, es war Spott.

Er antwortete ruhig: „Am Samstag habe ich beim Gericht meine kleine Erbschaft von Vatersseiten bekommen. Herüben kleckt's nicht viel, will ich's halt drüben damit probieren."

Strich die Hanele ein wenig so an der Wand hin, als wollte sie zum Fenster hinausgucken. „Na, hast recht. Geh nur. In Amerika kriegt man ja alles zu kaufen, wie man hört — auch Leut' — wer umsonst keine bekommt."

„Sklaven halt ich mir nicht," antwortete er, ohne den argen Hohn weiter zu beachten. „Wie es mir wird gehen, das weiß ich freilich nicht. Hart wird es schon sein für unsereinen, und anfangs schon gar. Es gehen viel' zugrunde."

„Wird dir gewiß recht gut gehen. Ich wünsch' dirs!" Also sie; die Worte waren kalt und schrill wie Eiszapfen, die von den Dachtraufen fallen.

„Weiß nicht, wie das ist," sagte der Bursche und that bei seinen Fingernägeln um, als wollte er nachsehen, ob sie wohl in Ordnung wären. „Ich hab' kein' Vater und Mutter, kein' Geschwister und nichts mehr daheim, und — geh doch hart fort. Recht hart. Wenn ein Mensch wär', der mir zum letzten Abschied ein treuherziges Behüt' Gott thät sagen und ein gutes Wort, und daß ich den ersten Tag, wenn ich fortgeh', nicht auch schon vergessen bin."

„Wer so weit fortgeht, der muß es freilich auch leiden, wenn er vergessen wird!" lachte sie auf, verzog aber dabei keine Miene.

„Und sonst sagst du mir gar nichts?"

„Ja, also behüt' Gott, sag' ich!" —

Jetzt schwieg der Veitl, auf der Ofenbank schnurrte etwas, und das war die graue Katze.

Der Bursche stellte sich dem Dirndl um einen Schritt näher, bohrte seinen Blick gleichsam in ihr Gesicht, und was er nun sprach, das sagte er leise, aber sehr deutlich: „Du glaubst es, daß ich nach Amerika geh'? Du glaubst es wirklich? Und daß ich drüben ohne deiner anfangen werde, wie ich herüben aufgehört hab'? Und daß es sich nur um den Katzensprung übers Wasser handelt? — Daß ich dir's nur sag', Hanele, ich gehe nicht nach Amerika, ich gehe viel weiter fort."

„Uh, noch weiter! Wohin denn lauter?"

„Ich will dir meinen Reisepaß gleich zeigen," versetzte r, langte in den innern Rocksack, wo andere Leute ihre rieftasche oder ihr Gebetbuch haben, und zog eine Pistole eraus.

In einer schier lustigen Weise schlug das Dirndl die ände zusammen: „Unter die Banditen willst?"

„Hanele," sagte er und hielt die Waffe mit beiden änden prüfend und wiegend so vor sich hin. „Am letzten onntag, wie du mir dieselbig' Antwort hast gegeben, daß - nein, ich mag's gar nicht sagen —"

„Ja, ja, ich weiß schon, strapazier dich nicht."

„Darauf bin ich schnurgerade in den Markt hinab nd hab' mir dieses Pfeiferl gekauft. Du willst mich lebeniger nicht, vielleicht magst mich toter."

„Aber Bürschel!" sagte sie mit einer Miene von Überschung, der man leicht anmerkte, daß sie eine gemachte ar, „du wirst dich doch nicht da vor meiner über den aufen schießen wollen?"

„Schau dir die Komödie nur an," versetzte er mit ner unendlichen Bitterkeit, „ich glaube nicht, daß dir den efallen sobald wieder Einer thun wird. Kannst dir nacher doch was zugut thun dein Lebtag lang: meinetwegen at sich einmal Einer erschossen."

„Versteht sich, als ob das was Besonderes wär'! Jenn das Mannsbild nicht einmal so viel Kurasch hätt', ch das Kügerl in den Leib zu schnellen, dann wär's eh in Mannsbild mehr."

„Hanele," sprach er mit leise zitternder Stimme, „wirst ir eine Handvoll Erden nachwerfen ins Grab?"

„Im Grab hast eh Erden genug," gab sie zurück.

„Spott und nichts als Spott!“ brauste er auf. „Dirn, ich sag dir's, du wirst mich einmal mit blutigen Fingern aus der Erden graben wollen, aber —“

„Nun? Verschlagt's dir endlich die Red'!“

„Aber ich werd' nicht drinnen sein!“ rief er aus.

„Na, so mach!“ schrie jetzt draußen der Rucker=Ferdl auf dem Wagen, denn das Pferd strampfte unruhig mit den Vorderbeinen, „schau, daß du fertig wirst, Veitl, die Kathrin wird dir was pfeifen, wenn sie so lang' warten soll!“

„Hörst es?“ fragte der Bursche das Mädchen, dabei steckte er die Pistole in den Sack und sein Gesicht veränderte sich von der länglich gezogenen Betrübnis zu einem breitgezogenen Lächeln. Das war ihr gleich nicht geheuer. Er bog seine Knie krumm, streckte seinen Kopf vor: „Ja, Hanele! Und hast du auch das geglaubt? Hast du denn wirklich geglaubt, daß Einer wegen deiner nach Amerika gehen oder sich totschießen wird? Du bist ein kindisches Mädel!“

Sie bäumte sich auf und war sprachlos.

„O nein, Schatzerl,“ fuhr er fort, „nicht übers Wasser und nicht unter die Erde. Ich gehe noch viel weiter fort von dir. Nach Amerika könntest du mir leicht nachkommen, aufs Grab könntest du mir Blumen legen und Weihwasser gießen und sagen: das ist meines Liebsten Ruhestatt. O nein, Kindlein, so leicht sollst du mich nicht haben. Ins Land, wohin ich jetzt fahre, sind alle und alle Brücken abgebrochen zwischen mir und dir. Ich gehe in den heiligen Ehestand, und der Rucker=Ferdl fährt mich eben nach Thalham zum Lindenwirt, wo die schöne Kellnerin ist, die Kathrin. Wir haben heut' miteinand' das Versprechen,

und so bin ich unterwegs da bei dir zugekehrt auf ein Behüt' Gott und nichts für ungut. Und jetzt geh' ich."

„Verdammter Köter!" fuhr die Hanele in diesem Augenblicke kreischend auf und schleuderte das Reibeisen hin gegen die Ofenbank nach der schnurrenden Katze. Diese sprang mit zwei großen Sätzen hinter den Ofen hinauf und trat einen alten Topf herab, daß er in Scherben borst. Aus dem dunkeln Winkel funkelten ihre grünen Augen.

Der Veitl ging recht behaglich zur Thüre hinaus. Die Hanele rief ihm mit gellendem Lachen nach, was das für ein Mann sei, der sich vor einer alten Katz' fürchte? Ob er ihr denn nicht die Gutheit erweisen wolle, das verrückte Vieh vom Ofen zu fangen, bevor es das ganze Geschirr in Scherben stürze? — Auf diesen Leim ging der Vogel. Er kehrte um, und nun begannen beide nach der Katze zu jagen. Diese sprang vom Ofen auf die Wandstelle, trat dort einen blechernen Kerzenleuchter herab, sprang auf den Tisch mitten in das stäubende Salz, und nun wurde sie erst wild, sie nießte, sie schnurrte, sie kreischte, sie sprang von Bank zu Bank, von Wand zu Wand, unterwegs allerhand Sachen zu Boden stürzend — endlich flüchtete sie vor den ausgestreckten Armen des Burschen und vor dem greulich drohenden Besen des Dirndls hinter einen großen Schrank. Jetzt war nichts zu machen. Und weil nichts zu machen war, lehnte die Hanele den Besen an die Wand, wendete sich in den Winkel und hub sachte an zu schluchzen.

Ob sie sich weh gethan habe? fragte der Veitl.

Sie schluchzte erbärmlich, war keines Wortes mächtig; endlich begann sie zu lallen und zu klagen über die Falschheit der Männer. Wenn eine in Züchten und Ehren

zurückhaltend sei, und den Verlockungen des Liebsten nicht auf der Stelle Gehör gebe, gleich laufe der zu einer andern und benutze die gute Ausrede für seine Treulosigkeit.

Der Veitl stand mitten in der Stube und warf ihr das Wort hin: „So? Aus lauter Züchten bist so hart gewesen auf mich! Hättest mich nach Amerika auswandern lassen aus lauter Züchten, hättest mich in Verzweiflung einen Selbstmord begehen lassen aus lauter Züchten und Ehren! Und zuletzt, Hanele, zuletzt nimmst mich doch?"

„Freilich!" schrie sie und wollte auf ihn zueilen.

Er trat einen Schritt zurück: „Aber ich nehm' dich nicht."

Ging zur Thür hinaus, sprang in den Wagen und fuhr davon, die Richtung gen Thalham.

* * *

Ein qualvoller Tag war das für Jung Hanele. Und qualvoll war der Abend, als die Schwester heimkam mit ihrem jungen Manne. Der Maid Herz und Sinn war zu Thalham beim Lindenwirt. Dort war ihre Hölle, und doch konnte sie ihre Gedanken und Vorstellungen nicht losreißen von dem Lindenwirtshause, wo nach ihrer Meinung der dümmste der Männer und die schlechteste der Frauenzimmer Verlobung feierten.

Der dümmste der Männer war nicht bis Thalham gefahren. Eine Stunde davon, bei der Waldenbühler Gewerkschaft, war er abgestiegen und hatte dem Rucker-Ferdl lachend einen schönen Dank gesagt. Der Ferdl hatte vom Holzknechte einen andern Fahrlohn auch nicht erwartet und fuhr mit seinem Wollenbündel lustig weiter nach Thalham zum Weber.

Der Veitl sprach in der Gewerkschaft um Arbeit zu,

die er auch fand im dazu gehörigen schlagbaren Dreibrunnbergforst. Er stand als Holzknecht ein für Jahr und Tag. Und Amerika? Ha, wer wird nach Amerika gehen, wenn's daheim zu roden giebt! Und die Pistole? Ha, wer wird das Bleikügelchen sich in den Leib sprengen, wenn so viele Rehlein umlaufen im grünen Wald! Und heiraten? Ha, ha, ha, wer wird's einer einzigen so gut meinen, wenn darob zehn andere Dirnlein arg bös' werden! Wir bleiben unser's selber. — Der Waldberg ist steil, die Bäume sind hart, aber unser Holzknecht ist frisch und stark. Bei der Wochenarbeit freut er sich auf die Lustbarkeit am Sonntag, und bei der Lustbarkeit freut er sich wieder auf die Arbeit. Im Winter freut er sich auf den Sommer, wenn die Bäume leichter zu schlagen sind; im Sommer freut er sich auf den Winter, wenn die Blöcke auf Riesen und Schlitten leichter zu Thal zu bringen sind. Und Jung Hanele ist ein Unband, an das er nicht mehr denkt.

Aber Jung Hanele ist auch ein Weib, und viel sinnt sie darüber nach, wie sie den ihr entkommenen Burschen wieder in ihre Gewalt bekommen könnte. Daß es mit des Lindenwirts Kellnerin nichts geworden, war ihr wohl ein rechter Trost; aber daß auf dem Kirchwege nun der Veitl gar gleichgiltig an ihr — der Hanele — vorbeiging, als wäre sie eine Wegsäule, das bekümmerte sie schwer. Ja, vor der Wegsäule rückte er fromm sein grünes Hütlein, vor ihr rückte er gar nichts, that, als wäre sie Luft und nicht einmal eine frische, denn er schnupperte mit der Nase, wenn er an ihr vorbeikam.

Daß der Veitl gar so stolz und wegwerfend that, war ihr übrigens ein tröstliches Zeichen: ganz gleichgiltig ist

sie ihm nicht; liebt er sie schon nicht mehr, so haßt er sie doch wenigstens, und das ist immerhin etwas . . . Jung Hanele kennt sich aus.

Übrigens, wenn er falsch war, so kann sie auch falsch sein. Daß sie nach Amerika reisen will, kann sie freilich nicht aussprengen. Daß sie sich mit einer Pistole erschießen wird, glaubt man wahrscheinlich nicht, und daß sie lebendig in den Himmel fahren wird, glaubt man noch weniger. Das Gerücht vom Heiraten wäre schon recht, aber wenn's dann nicht dazu kommt, ist's für ein Dirndl umso schlimmer. Womit soll sie denn locken?

Eines Tages ist in der Gegend große Neuigkeit. Dem Kaplan von Sankt Georgen ist sie vertraut worden, und der predigte sie von der Kanzel herab zum guten Beispiel: Die Wiesmeier-Tochter geht ins Kloster.

„Um so was ist's schade!“ meinten einige Mannsleut', die nur ihr arg schönes Lärvchen kannten. Allein, als Jung Hanele nachher auf dem Kirchwege wieder dem Holzknecht Veitl begegnete, sah sie zwar nicht, was er für ein Gesicht machte, denn sie schlug ihr Auge zu Boden, hörte aber, was er pfiff. Er pfiff das schöne Lied: „Z' Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verlor'n.“

Nun war's in einer der nächsten Nächte, als es in der Holzknechthütte des Dreibrunnbergforstes still geworden und die Holzleute der Reihe nach auf ihren Strohpolstern lagen, daß der Veitl aus dem Schlafe redete. „Das Unband hat recht,“ lallte er, „ins Kloster, dort braucht sie's nicht, was sie nicht hat.“

„Von der Wiesmeier'schen phantasiert er,“ flüstert einer der Nachbarn zum andern. „Paß auf, Freunderl, zwischen diesen zweien giebt's was.“

„Ja, weil sie sich spinnenfeind sind," versetzte der Andere.

„Ah, ganz natürlich!" spottete der Eine.

„Die möchten einander am liebsten auffressen, mein Lieber!"

„Das laß ich gelten, aber anders, als wie du meinst."

„— Für dort hat sie, was sie braucht. Den Kieselstein," lallte der Schlafende.

Bald darauf allseitiges Schnarchen in der Hütte. —

So war der Sommer vergangen und der Winter gekommen. Der ganze steile Berghang hinter der Hütte hinauf war abgeholzt, auf der weiten Schneefläche lag blendender Sonnenschein, und die Knechte waren munter beschäftigt, die gefällten und entästeten Blöcke in Haufen zusammen zu schleifen und dann in das Thal zu schaffen, wo die Kohlenmeiler standen. Die Holzknechthütte stand unter dem Schutze eines Waldschachens von uralten, wuchtigen Bäumen. Wenn dann die Holzknechte des Abends in der rußigen, rauchigen und doch so traulichen Hütte ihre fetten Mehlnocken kochten und verzehrten, wenn sie Tabak rauchten oder die aus Verstecken hervorgeholten Stutzen von Staub und Rost reinigten, da gab es allerhand Gespräche über Wald, der geschlagen worden war oder geschlagen werden sollte; über Rehe, die auf Schleichwegen erschossen worden waren oder erschossen werden konnten; über Bauernknechte, die bei der letzten Kirchweihe geprügelt worden waren oder bei der nächsten geprügelt werden müßten; über feine Dirndlein, die schon geliebt worden waren oder demnächst geliebt werden würden. Der Veitl prahlte sich laut, daß er deren zwei oder drei habe und überhaupt so viele haben könne, als er wolle. Das war sonst nicht seine Art; der Meisterknecht, ein

kluger, alter Burſche, ſchüttelte auch darüber den Kopf und dachte: den peinigt die Wiesmeier'ſche!

Solches ſchien zwar anders zu ſein, denn eines Tages, als die Neuigkeit umging, Wiesmeiers Jung Hanele wäre ſchwer erkrankt, fragte der Veitl gar nicht weiter nach Art der Krankheit, ſondern trillerte einen alten Ländler. — Er denkt gar nicht an ſie.

— Ich denk' gar nicht an ſie! ſagte er zu ſich ſelber und ſagte es zu jeder Stunde, Tag und Nacht. Da wird es wohl doch wahr ſein, daß er nicht an ſie denkt.

Jung Hanele lag im Bette, von ihren Angehörigen umſorgt, und wimmerte vor Schmerz und ſchüttelte ſich im Fieber und phantaſierte im Schlaf. Der Arzt fühlte ihr den Puls, unterſuchte ihre Lunge, ihre Leber, ihr Herz und wußte ſich keinen Rat. Es war eine höchſt unheimliche Krankheit! Der Puls ging ruhig, das Herz pochte gleichmäßig, die Körperwärme war eine gewöhnliche, und doch der kurze, zuckende Atem, und doch der Schmerz in der Bruſt und doch das Dahinliegen, das Wimmern und Irrereden im Halbſchlummer! Die Schwerkranke verlangte den Geiſtlichen; der Arzt meinte, damit hätte es noch gute Weile; die Kranke verlangte, man ſolle in der ganzen Gegend für ſie beten laſſen; der Arzt meinte, das Beten ſchade niemals. In den Augenblicken, wo Hanele ſich allein ſah, atmete ſie auf nnd konnte ein wenig ausraſten von ihrer ſchweren Krankheit. — Nun wird er doch kommen! murmelte ſie, er wird ja hören von meiner Krankheit und wird doch kommen und mich beſuchen und mich um Verzeihung bitten.

Aber er kam nicht. — Ja doch, er kam, er ging die Straße daher, er ging am Wiesmeierhofe vorüber, allein

er blickte nicht auf zu ihrem Fenster, denn er unterhielt sich mit einem Nachbarsdirndl, in dessen Finger der linken Hand er die seinen der rechten eingehäkelt hatte. So trotteten sie dahin, schäkernd, lachend — und Jung Hanele sah es und hörte es. Da ward ihr namenlos schlecht, Hören und Sehen verging ihr, sie sank um, schlug ihr Haupt hart an die Wand, und als der Arzt wiederkam, fand er zu seiner Beruhigung an ihr einen fliegenden Puls, eine heftige Glut, ein tobendes Herz — kurz das schönste Fieber.

Das dauerte ein Weilchen so, aber nun war es der Hanele wieder nicht recht. Ihr Vater, der Wiesmeier, that zwar nicht viel desgleichen, denn auch er war ein harter Kopf. Allein sie merkte es wohl, daß er sich heimlich um sie grämte. Die Wiesmeierin war schon seit einer Weile tot, die eine Tochter war mit ihrem Manne nach Sankt Leonhard gezogen, so blieb ihm, dem Vater, nur noch die Hanele. Da nahm sich diese oft vor, sie wolle sich alle Dummheiten aus dem Kopf schlagen und nur für ihren Vater leben — allein die „Dummheiten" saßen fester, als ein Mensch glauben mag. Manchmal kommt dem Menschen vor, sie seien ganz in seiner Gewalt, in seinem Belieben, er spiele nur so mit ihnen zum Zeitvertreib und könne sie ablegen, wann er wolle. Und wenn er sie eines Tages tapfer von sich werfen will, da merkt er, daß er's nicht kann, daß er von der Leidenschaft umsponnen, gefesselt ist und daß sie mit dem Menschen spielt, anstatt er mit ihr. Gerade so ging es auch Jung Hanele, welche dem alternden Vater leben und den jungen Holzknecht vergessen wollte, während sie doch beinnahe das Umgekehrte that. Zum Weinen war ihr oft, wenn sie sah,

wie wenig sie ihrem Vater sein konnte, und doch sagte sie ihm nie ein Wort der Liebe — er that's ja auch nicht. Weil aber ihr Herz Nahrung haben wollte, und weil der Holzknecht so gar nicht fort wollte aus der Erinnerung, so nahm sie sich vor, diesen Menschen recht gründlich zu hassen. Es würde schon einmal Gelegenheit sein, ihm etwas anzuthun, etwas recht arges!

Gegen Weihnachten ging es, und alles rüstete sich zum heiligen Feste. Laue Lüfte wehten von den Bergen her, als ob Frühling käme. Jung Hanele hatte am Barbaratage vom spröde gefrorenen, mit Schnee bedeckten Kirschbaum, der hinter dem Hause stand, einen Zweig gebrochen, ihn in ein Wasserglas gesteckt und so an ihr Bett gestellt. Bevor noch der heilige Abend kam, hatte dieser Zweig zwei schöne, zarte Blüten getrieben, gerade so, wie jener vor einem Jahre bei der Schwester, die nun einen Mann hatte, und gerade so wie der Kirschbaumzweig vor zwei Jahren bei einer anderen Schwester, die in dem darauffolgenden Sommer gestorben war.

In der Nacht, welche dem heiligen Abend vorausging, huben unten im Dorfe die Glocken an zu läuten. Die Hanele ward unruhig, stand vom Bette auf, hüllte sich in einen Lodenmantel und ging hinaus. Auch andere kamen hervor und horchten auf das Läuten. Sie glaubten anfangs, der Meßner habe sich um vierundzwanzig Stunden geirrt und läute schon zur Christmette. Bald merkten sie es, daß die Glocken um Hilfe riefen. Weitum in der Gegend stieg keine Feuersäule auf am Himmel, kein Flammenrot. Und doch verkündete das oft kurz unterbrochene und dann wieder schrill einsetzende Geläute ein großes Unglück. Jemand wollte aus der Ferne

ein Donnern gehört haben. Mitten im Winter ein Gewitter? Es war in unserer Gegend unerhört.

Die Gegend wurde lebendig, die Leute kamen immer zahlreicher aus den Häusern hervor, riefen einander laut zu, redeten leise aber aufgeregt und mutmaßten allerlei. Endlich sauste ein Schlitten daher, dessen Insasse schrie kurz und scharf heraus: „Vom Dreibrunnberg ist eine Schneelahn (Lawine) niedergegangen, hat die Hütte verschüttet mitsamt den Holzknechten!“ Und rasch glitt er davon, um die Botschaft weiterzutragen.

Nun war alles auf gegen den Dreibrunnberg. Mit Spaten und Schaufeln und Axten und Stangen und Krampen, zu Fuß und auf Schlitten eilten sie dahin über die blasse Schneelandschaft. Der Vollmondschein war durch eine leichte Wolkenschicht gedämpft, und doch war es so hell, daß die Laternen, welche vom heftigen Föhn ausgelöscht worden, nicht wieder angezündet werden mußten. Der Wiesmeier hatte an den großen Waldschlitten zwei Pferde gespannt, um also seine sieben Knechte zur Unglücksstelle zu befördern. Auch ein in den Lodenmantel eingemummter Halterjunge hatte sich auf den Schlitten geschwungen.

Sie kamen an den Dreibrunnberg, sie stiegen aus, um den Hang hinaufzusteigen zum Waldschachen. Aber den Waldschachen fanden sie nicht. Ein kahler, ruppiger Schneehügel war da, hoch wie ein Kirchturm und weit ausgeböscht ins wirre, wüste Trümmerwerk des Gehölzes hinein. An diesem Hügel arbeiteten bei rothem Fackelschein schon Männer, der Stelle zustrebend und grabend, wo die Hütte gestanden war. Vorne auf dem Platze, in Schnee gebettet, lehnten zwei der Holzknechte, welche in der ver-

schütteten Hütte gewohnt hatten. Sie wurden mit Schnee gelabt und als sie aus der Ohnmacht erwachten, schauten sie sehr betroffen um sich, wußten nicht, wo sie waren, und erzählten nachher von einem schaudervollen Sausen und Brausen und von einem Erdbeben, welches alles verschlungen habe. Sie, die beiden, hätten noch einen Sprung gemacht zur Thür hinaus, da diese sich unter Krachen schon zu verschieben begann, wären dann in die Lüfte geschleudert worden — und weiter wüßten sie selber nichts. — Und die Anderen? die Kameraden? — Ja, die seien wohl auch aufgesprungen, hätten aber wahrscheinlich den Ausweg nicht mehr gefunden.

„Veitl!" Das war jetzt ein gellender Schrei, wer ihn ausgestoßen, wußte man nicht. Der Halterjunge vom Wiesmeierhof hatte einen Eisenkrampen ergriffen und grub an Seite der übrigen mit größtem Eifer drauf los. Eine gesegnete Arbeit war's. Fünf Männer gruben sie aus dem Schnee; einer derselben war schwer, zwei waren leicht verwundet, die Übrigen zwei unverletzt, nur betäubt. Der Halterjunge riß jeden empor, daß er ihm ins Gesicht sähe und setzte dann seine Arbeit fort.

„Aber es ist ja niemand mehr drin!" rief ihm ein schwarzer Kohlenbrenner zu. Der Junge, immer den Lodenmantel fest um sich gebunden, grub und grub.

Einer der Männer riet, daß — nachdem die Rettung geglückt — man sich eilig entferne, denn oben am Berghange sei es unruhig und bald werde die zweite Lahn niedergehen.

„Veitl!" stöhnte der Junge.

„Ist ja schon voraus," versetzte ein Holzknecht.

„Und ist er noch drin, so gnad' ihm Gott!" sagte ein

Zweiter. „Dann werden wir ihn ja wohl einmal finden Jetzt heißt's auf sich selber denken."

Die Fackel war ausgelöscht worden, die Männer verzogen sich, zwei Holzknechte trugen auf einer Bahre den schwer verletzten Kameraden. Über der ungeheueren Schneewucht war die stille dunkle Nacht, nur von dem Scharren und Graben des einen Krampens belebt. Denn der Halterjunge war geblieben, arbeitete unaufhörlich und grub sich in die Massen des Schnees.

Zwischen Balken und Baumstämmen eingeklemmt und gleichzeitig geschützt lag der Holzknecht Veitl lebendig begraben unter der Lawine. Eine Weile mochte er nichts von sich gewußt haben, dann erwachte er, fühlte seine Lage und sein erster Gedanke war: Von einer Schneelahn verschüttet! Er hörte Männerstimmen, hörte Schaufeln und Graben, er wollte rufen, es versagte ihm die Stimme. Allmählich aber ward es stille. — Na, gute Nacht! dachte der Bursche, jetzt wird gestorben. Aber langweilig hergehen wird's. Das Erfrieren und Verhungern geht schwer im Schnee, das Verdursten gar nicht. So höllisch eingeklemmt sein! Nicht einmal in den Hosensack kann ich mit der Hand ums Messer. Ein Aderl aufmachen, und gleich wär's vorbei. Ah nein, wer weiß, ob's ihm recht wär'. Dem da oben, er hat's nicht gern, wenn sich der Mensch selber abthut. Und jetzt muß ich mich gut mit ihm stellen. — Schad' ums Mädel, daß ich's nicht hab' haben können. — Ich will ein paar Vaterunser beten .... Das waren so die Gedanken des jungen Holzknechtes, der unter Schnee und Trümmern verzwängt lag. — Da hörte er knistern und graben. Er versuchte es nochmals mit dem Schreien. Jesus Maria, war das eine unheimliche Stimme! Vor

seinem eigenen Schrei graute ihm. Das Graben wurde noch lebhafter und kam näher. Plötzlich fiel die Wand wie ein Vorhang nieder. Eine wunderbare Dämmerung war vorhanden, in derselben standen Schneelasten, Bäume und ein Mensch, der jetzt mit dem Krampen einen Balken locker riß und so den eingeklemmten Menschen befreite. Zwei Arme zerrten ihn aus dem Gewirre, und als er frei war, ganz frei und aufrecht unter freiem Himmel stand, da warf der Retter sein Werkzeug hin und lief davon. — Das nächtige Dämmerlicht war hell genug gewesen, der Veitl hatte dem Burschen ins Gesicht gesehen, hatte gut gesehen, hatte mehr gesehen, als er in seinem Leben je zu sehen verhoffen konnte . . . .

Das Unband war's gewesen. — Natürlich nur ihr Geist, denn sie selber ist ja krank. Übrigens, gar so natürlich ist es doch wieder nicht, wenn der Leib in Ohnmächten dahinliegt und der Geist thut mit einem Eisenkrampen verschüttete Holzknechte ausgraben . . . .

Der Himmel wurde immer heller, die Wipfel der wenigen noch ruppig aufragenden Tannen standen nicht mehr schwarz drin, sondern grünten sich. Ein Spätzlein zwitscherte. Der Veitl stand so herum und betrachtete den Platz. Ein paar Dachbretter lagen im Schnee, eines mitsamt der Firstlatte hing hoch am arg zerzausten Baumast. Sonst von der Hütte keine Spur. Die Schachenbäume waren zerrissen, geknickt, gespalten, ragten teils nur in splitterzackigen Strünken aus den Schneemassen hervor. — Was wird's mit meinen sieben Kameraden sein? dachte der Veitl und war unentschlossen, ob er um Leute gehen oder gleich selbst an der Stelle Hand anlegen sollte. Da hub es an zu donnern, hoch oben am Berghange wurde

es lebendig — der Veitl lief in großen Sätzen quer seitab und bald war Baum und Busch eingehüllt von einer ungeheueren Schneestaubwolke. Den Holzknecht hatte eine unsichtbare Macht in einen Wachholderstrauch geschleudert, aus welchem er nach einiger Zeit langsam wieder aufstand, um zu trachten, daß er weiter komme. — Mir scheint, sagte er zu sich selber, der Herrgott fegt heute die Welt aus und unsereiner steht ihm überall im Wege um.

Als er im sicheren Thale auf der glattbeschlitteten Straße dahinging hörte er zur Rechten und zur Linken von den Bergen her das hohle Sausen niedergehender Lahnen; von manchen, die in fernen Seitenthälern abfuhren, dröhnte in den Wäldern nur der Widerhall. Unterwegs fand der Holzknecht auch zwei seiner Kameraden, und er sah und hörte, daß alles gut war. —

Wohin wandert jetzt der Veitl? Daran hatte er selbst nicht gedacht — die Füße wußten es besser.

Im Wiesmeierhof war alles beschäftigt mit Vorbereitungen zum Christfeste; im Ofen buk es, auf dem Herde briet es, in den Stuben scheuerte es, in den Ställen legten Knechte dem Viehe frische Streu. Der Wiesmeier selbst schritt schon im Feiertagsgewande umher, um überall nach dem Rechten zu sehen. Der Holzknecht Veitl, welcher in den Hof trat, wich dem Bauer ein wenig aus, hingegen fragte er eine alte Magd, die im Vorhause den Fußboden wusch, nach Jung Hanele.

„Hanele? Die wird halt in ihrer Kammer sein,“ war die kurze Antwort, die übrigens dem Fragesteller vollkommen genügte. Denn ihre Kammer wußte er zu finden Heute klopfte er nicht erst artig an, hatte auch keine Ursache, die Klinkel so leise als möglich zu drücken. Schier

herrisch trat er ein, und fest trat er auf. Sie saß vollständig angekleidet und mit feuchten Schuhen an den Füßen bei ihrem Bette, sie war eben damit beschäftigt gewesen, die ineinandergeklammerten Hände in dem Schoße, vor sich hinzustarren. Jetzt sprang sie auf und machte sich eifrig mit ihrem Gewande zu thun.

Schweigend trat der Bursche zu ihr hin, um mit beiden Händen ihre Rechte zu ergreifen. Sie zog ihre Hand zurück und blickte ihn mit kaltem Erstaunen an.

Er stutzte und sprach: „Nun, Hanele!"

„Nun!" sagte sie mit einem überaus harten Blicke. Was soll das bedeuten? Was hast du hier zu suchen? so fragte dieser Blick. Der Bursche wagte rasch ein zweites, er wollte seinen Arm um ihren Nacken legen und einen Kuß drücken auf ihren Mund. Sie stieß ihn heftig zurück.

Einen Augenblick starr stand er vor ihr. Dann sprach er die Worte: „Was soll das sein? Du grabst mich mit eigener Lebensgefahr aus der Lahn, und jetzt —"

„Ich dich aus der Lahn graben!" lachte sie grell auf. „Das kunnt mir nicht im Traum einfallen."

„Ich hab dich gesehen, du bist bei mir geblieben, wie sie mich all' verlassen haben, du hast mich gerettet!"

„Und wenn's wär'!" entgegnete sie. „Was ging' dich das weiter an! Ich hätt' nur meine Christenpflicht gethan und einem Zigeuner gerad' so gern, oder lieber, herausgeholfen. Darauf bilde dir nichts ein!"

Scheinbar bewegungslos stand der Veitl da, aber jedes Äderchen an ihm tobte, blaß bis an die Lippen ward sein Gesicht, um einen Kopf höher wuchs seine Gestalt.

„Hana!" rief er plötzlich gellend aus, „kannst denn du kein Mensch sein? — Unband! mein Weib mußt du

werden!“ Wütend stürzte er auf sie hin, riß sie an seine Brust, mit ehernen Armen hielt er sie fest und bedeckte ihr Angesicht mit wilden Küssen.

In so glühendem Zorne hat noch Keiner gefreit, so rasend hat noch Keiner seine Braut geküßt, als es jetzt der Holzknecht Veitl gethan.

Und Jung Hanele? Als sie seine unbändige Kraft empfunden, hat sie sich nicht mehr gewehrt. Wie schmelzendes Wachs am glühenden Eisen, so sank sie hin, sank vor ihm aufs Knie, hielt mit beiden Armen sein Haupt fest an das ihre, daß sie seine Glut erwidern konnte. Und als ihm schon die Sinne vergingen, küßte sie noch heftig seine Lippen, seine Augen, sogar den Scheitel seines Hauptes, und konnte nicht aufhören.

So fand sie der Wiesmeier. Erst als dieser seine Tochter losriß aus den Armen des Burschen, kam sie zu sich. Einen Schrei stieß sie aus, verdeckte ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte laut — zu Tode wollte sie sich schämen, daß es so plötzlich über sie gekommen war. Daß sie sich zu gleicher Zeit unaussprechlich elend und unaussprechlich selig fühlte, versteht sich von selbst. — Mit einem kurzen herben Worte wies der Bauer den Holzknecht zur Thüre hinaus; ohne ein Wort zu sagen, ging der Veitl davon. Und Jung Hanele? Sie stand stramm da, ballte die Fäuste und blickte finster auf ihren Vater.

Dieser that den Mund auf: „Es geht ja recht lustig her bei dir in der Kammer!“

Sie gab ihm keine Antwort. Sie wendete sich, ging zur Thüre hinaus und dem Holzknechte nach.

Dann haben sie geheiratet. Vor der Hochzeit gab es

noch manchen Sturm. Und nach derselben? Das geht uns nichts mehr an.

Als der Veitl und die Hanele nach fünfundzwanzig Jahren in einem Kreise von prächtigen Kindern — auch ein Enkel war schon dabei — die silberne Hochzeit begingen, es war erst vor kurzer Zeit, da vertraute der Bräutigam dem Brautführer das Folgende an: „Meine Hanele, das ist eine! So schwer die zu kriegen war, so leicht ist sie zu behalten. Ein braveres Eheweib kannst nimmer finden, aber wenn ich sagen wollt', sie hätt' mir auch nur ein einzigmal mit einem einzigen Worte gestanden, daß sie mich gern' hat — so müßt ich es lügen. Das ist eine!"

Der Brautführer trank auf ihr Wohl. Dann ging er heim und schrieb auf diese Blätter die Geschichte von Jung Hanele der Trutzigen.



Die Geschichte vom jungen Geigenspieler.

Eines Tages sah der junge Ministrant Giedel bei seinem Pfarrer in Schwandau ein Holzkistchen. Er betrachtete es über und über; es war von länglicher Form, inwendig leer, und hatte sehr dünne Wände. Als der Herr Pfarrer dem Knaben den Ministrantenanteil von der Messe — einen Kreuzer — ausbezahlte, sagte der Giedel bescheidentlich: Auf Bargeld gehe er weniger, aber wenn der hochwürdige Herr ihm das Holzkistel schenken wollte, so würde er dafür gerne den Winter über umsonst ministrieren.

„Kind!" rief der Pfarrer, „wozu willst denn das Ding? Es ist ja ganz leer!"

„Just deswegen," antwortete der Kleine, „ich kann bloß die leeren Sachen brauchen."

„Du bist nicht klug, Giedel. Das Cigarrenkistel kannst mitnehmen, und für die Meß kriegst täglich deinen Kreuzer, wie sonst. Bist ja ein braver Bub du! Gott behüte dich!"

Voller Freude lief der Knabe mit seinem hohlen Schatze heim in des Vaters Hütte. Dort hub er an zu schaffen. Er bohrte durch das Kistchen Löcher, zog einen Balken durch, so daß dieser an beiden Seiten hervorstand. Dann erbettelte er von der Mutter mit List einige Fäden

Hanfgarn, glättete dieselben mit Harz und spannte sie über das Kistchen, ähnlich wie man auf eine Geige die Saiten spannt. Und als er mit den Fingern die Fäden zupfte, wahrhaftig, da gab's einen Ton, der im Kistchen eine Weile nachklang. Der Giedel hatte auf dem Kirchenchor herrliches Pfeifen- und Saitenspiel gehört, er war dabei bis in den dritten Himmel verzückt gewesen, aber jetzt war er's bis in den siebenten, denn der Klang war von ihm selbst erfunden und erzeugt, und je nachdem er mit dem Finger den Faden strammer oder loser spannte, gab es einen höheren oder tieferen Ton. Als das so weit war, wagte der kleine Giedel einen schweren Gang. Der Pferdeknecht des Nachbars war sein Feind, denn er war ein roher, wüster Geselle, und die Töne, die der rote Rupert durch Fluchen, Peitschenknallen und andere Mittel hervorbrachte, waren dem Giedel verabscheuenswert. Und gerade dieser Mensch konnte ihm jetzt helfen.

„Guter Roßknecht Rupert!" redete ihn der Kleine an. „Hast du keinen Roßschweif?"

„Ich nicht, Narr, aber mein Pferd."

„Verkauf mir davon ein Strähnlein?"

„Was zahlst?"

„Das Ministrantengeld bis Weihnachten."

Der rote Knecht glotzte mit seinen unterlaufenen Augen den hübschen, treuherzig blickenden Knaben ein Weilchen an, dann sagte er: „Pferdeschweifhaare willst. Sollst ihrer haben. Dein Ministrantengeld? den Bettel behalt' selber, aber zu mir herüber in den Stall kannst du manchmal kommen, wenn du Zeit hast. Weißt, wenn ich am Feierabend meinen Tabak rauch', da hab' ich's gern, wenn mir wer das Haar kraut. Bin's von Kindes her so ge-

wohnt. 's thut mir halt so wohl. Wenn du manchmal herüberkommst krauen, so kannst Pferdeschweif haben, so viel du willst."

Dem Knaben ging es ganz kalt über den Rücken. Diesem Menschen das Haar krauen! „Die Mutter laßt mich halt nicht," sagte er dann gar verzagt, „aber das Ministrantengeld bis Heiligdreikönig!"

„So wart' ein wenig," sprach der Pferdeknecht, und der Giedel bekam einen silbergrauen Strähn vom alten Schimmel. Jetzt war's gewonnen.

Er schnitt einen Weidenzweig, spannte daran die Haare, und der Fiedelbogen war fertig. Dann hub er an auf seiner Geige zu fiedeln. Es war außerordentlich! Es war darum außerordentlich, weil das ganz anders stimmte, als andere Geigen, wenn auch nicht schöner, aber durchaus anders. Tagelang spielte der kleine Musikant auf seinem seltsamen Instrumente, anfangs mit großer Selbstbefriedigung und Hoffnung, daß sich das Zeug vervollkommnen lassen werde, allmählich aber mit weniger Zuversicht, und als gar sein Vater, der Weber Franz, ein Donnerwetter losließ über das schauderhafte Gekrächze, das da sein Bub hervorbringe, war es geschehen. Der Giedel legte seine Geige mit zitternder Hand auf den Holzblock, ging hinaus unter den Apfelbaum und begann zu weinen. Jetzt auf einmal ward er sich bewußt, wie arm, wie ungeschickt, wie glücklos er war. Musizieren, geigen! Das wäre seine einzige Freude. Er schnitt Pfeifen und blies hinein, er machte Pauken und trommelte darauf. Alles ging leidlich, nur die Geige nicht. Wenn er dann am Sonntage den Schulmeister das Meßlied geigen hörte, da vergaß er seine lateinischen Sprüchlein und horchte versunken dem Spiele.

Minutenlang konnte der Pfarrer seinen Kelch hinhalten, der Knabe hielt die Wein- und Wassergefäßchen in den Händen und goß nichts hinein. Er horchte auf das Geigen. Der Pfarrer schalt ihn nicht, es wurden ihm die Augen feucht. In diesem Kinde der glühende Drang nach dem Schönen, und es kann sich nicht helfen? Wie reich ist die Welt an Herrlichkeit und Kunst! Wie üppig blüht in den Städten und Höfen der Großen die göttliche Musik auf! Die Harfe, die in einem Dorfe zu Gottes Lob ertönt, ist nur ein Stammeln dagegen! Und selbst dieses Stammeln ist dem Knaben unerreichbar . . .

Ging der Pfarrer zum Weber Franz und bettelte ihm mit vieler Mühe den Giedel ab für eine tägliche Musikstunde.

„Du lieber Gott!“ sagte der Weber: „Eine Stunde des Tages haben ihn Hochwürden ohnehin bei der Messe; jetzt soll ich ihn noch eine zweite Stunde herlassen? Muß ihn ja doch für mich abrichten, und er soll arbeiten lernen. Wir sind halt arme Leute. Aber wenn er um eine Stunde früher aufsteht, — der Range liegt mir jetzt alle Tage bis sechse in der Früh'! — so kann er meinetwegen seine Musikstunde haben.“

Nun, da hätten wir ihn los. Jetzt ging der Pfarrer zum Schulmeister und sagte: „Unser Giedel. Mir thut er ins Herz hinein weh. Probieren Sie es alle Tage ein Stündel mit ihm. Zahlen kann sein Vater nichts, aber ich meine, es ist so viel als Kirchenmusik zum Lobe Gottes, wenn Sie diesem musikbegeisterten Kinde das Saitenspiel lehren?“

Der Schulmeister reichte dem Pfarrer schweigend die Hand, da war es abgemacht.

Also geschah es nun, daß der Giedel täglich in das Schulhaus kam und auf einer alten Geige, die der Schulmeister ihm lieh, nach mühesam eingelernten Noten die Saiten strich. Es war ein Glück, und es war ein Fleiß, und es war eine Plage. Nach etwa einem halben Jahre waren sie soweit, daß der Schulmeister zum Pfarrer sagte: „Mit dem Knaben ist es ein Elend. Ich bringe ihm keine Noten und keine Regeln in den Kopf. Wo er nach der Vorschrift sich üben soll, ist es gar nichts; er vergreift sich, und man kann ihm auf die Finger klopfen wie man will. Wenn er aber für sich phantasieren kann, da ist es manchmal erstaunlich, geradezu erstaunlich! Das hilft alles nichts, wenn er das Theoretische nicht inne kriegt, so ist alle Mühe verloren.“

Doch thaten sie eine Weile so fort. Allmählich aber änderten sich die Zeiten. Der gute alte Pfarrer zu Schwandau ging als Benefizientenpriester in ein Kloster. Der Schulmeister wurde versetzt, der Weber Franz starb, und der Giedel mußte als Majoratsherr in der armen Hütte die Ernährung der Familie über sich nehmen. Die Geige, schon mit Abgang des Schulmeisters ihm aus der Hand gesunken, mußte er sich nun auch aus dem Kopfe schlagen. Es kamen die Jahre, in welchen dem Menschen der Himmel voller Geigen zu hängen pflegt; an Giedels Himmel hing nichts als eine große Flöte, auf der er Trübsal blasen konnte, wenn er das Blasen überhaupt gelernt hätte.

Eine halbe Wegstunde von Schwandau in einem Seitengraben stand damals ein kleiner Eisenhammer. Heute ist er ganz verfallen, nur der blockige Schornstein steht noch da, und rings um ihn wuchert Hollundergesträuche und Nesselwerk. Der voreinstige Besitzer ist hinausgezogen in

das weite Thal, hat dort ein großes Sensenwerk gegründet, hat Ländereien und Wald dazugekauft, und als der Besitz recht groß und die Werkschaft recht angesehen war, hat er alles an eine Aktiengesellschaft abgetreten und sich selber in die Stadt gezogen, wo er sein Geld in vornehmer Weise und sorgenlos genießen konnte. Zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, pochte das emsige Eisenhämmerlein in der Waldschlucht Tag für Tag, und dem Weber Giedel pochte fast noch heftiger das Herz, wenn er es hörte. Denn im Hammerhause war Eine! Jung und gut und lieb! Das war ihm schon recht, wenn sie nur nicht so schön gewesen wäre! Wie kann ein armer Weberbursche sich an eine Hammerschmiedstochter wagen, wenn sie so gottlos schön ist! Er kriegt sie nicht. Hundert Andere sind, reiche, vornehme, kecke! So gern kann sie freilich keiner haben, als der Giedel, aber sie weiß es nicht, und er kann es ihr nicht sagen, und so wird der jüngste Tag kommen und die Paula Radhuberin wird es immer noch nicht wissen, daß sie auf Erden Einer so über alle Beschreibung gern gehabt hat. Denn wie kann er es sagen und schreiben, wenn es unsagbar und unbeschreiblich ist! — Einmal an einem Sonntage hatte er sie von der Kirche aus begleitet bis zur Brücke, über welche der Weg zum Eisenhammer hinanführt. Garnkaufen müsse er gehen, hatte der Giedel gelogen, um eine Weile neben ihr herschreiten zu dürfen. Sie plauderten und es war von sehr wichtigen Sachen die Rede: Daß doch die Straße einmal geschottert werden sollte! Daß es wieder gar so viel regnete in diesem Sommer! Daß Korn und Obst verderbe! Nur das Heu würde geraten! Und beim Heu hielten sie sich so lange auf, bis die Brücke kam. Dann wünschte

sie ihm einen guten Garnhandel, und er sagte: „Dank' schön!" und also stand er wieder allein. Hinter einer Fichte stand er und guckte ihr nach, solange der rote Punkt, denn sie hatte ein kirschrotes Kittlein an, im Hohlweg zu sehen war.

Nach diesem Spaziergange verschloß sich der junge Weber in seine Stube und verfaßte ein Schreiben an die ehr- und liebsame Jungfrau Paula Radhuberin. Als er das Schreiben durchlas, war es trocken wie ein dürrer Ast. Kein grünes Blatt und keine rote Blüte war daran und doch wucherte in seinem Herzen ein so üppiger Rosengarten, daß der arme Junge fast erstickte. Den Brief zerknitterte er und warf ihn in die Asche des Ofens.

Leute, die vielleicht noch Hemden am Leibe tragen aus jener Zeit und von jener Leinwand, die der verliebte Weberbursche Giedel gewoben, müßten es eigentlich heute noch spüren, das trostlose Herzweh, das er in die Fäden hineingewebert. Damals hat's kein Mensch geahnt, wo es fehlte; weil er so blaß und traurig war, der Giedel, so meinten etliche, er hätte es auf der Brust. Sie hatten recht, aber anders, als sie meinten. Seine alte Mutter riet ihm oft, er solle nicht immer am Webstuhl sitzen, er solle sich besser zerstreuen. — Wieso denn? Lieben darf ich nicht, und geigen kann ich nicht. — Denn er hatte gar keine Geige, und es war noch nie möglich gewesen, sich eine anzuschaffen. Da kam eines Tages eine große Aufregung.

In Schwandau lebte seit kurzer Zeit ein pensionierter Major, der eine große Geigensammlung besaß. Wie es schon allerhand Sammler giebt auf der Welt: Käfersammler, Tabackspfeifensammler, Hosenknöpfesammler, Spiel-

kartensammler, Spazierstöckesammler, Uhrschlüsselsammler und immer so fort, so kam es dem Major, als er in seinem Ruhestande nichts zu thun hatte auf der Welt, plötzlich in den Sinn, er müsse eine Geigensammlung haben. Da er, wie gesagt, selbst nicht geigte und sein Museum auch selten einem neugierigen Auge aufschloß, so hatten die guten Leute zu Schwandau kaum eine Ahnung von all den Walzern, Ländlern und anderen Weisen, die ungeweckt in ihren Mauern schliefen. Da kam jener Sonntagnachmittag, an welchem der Weber am Waldhange die zwei Ziegen weidete. Sein Schwesterlein, das sonst den Hirtendienst zn besorgen hatte, war in den nächsten Kirchort zur Firmung gegangen. Wie er im Moose so dalag und ganz gedankenlos in das offene Fenster eines gegenüberstehenden Hauses blickte, ging es sachte und traumhaft in ihm auf wie eine übernatürliche Erscheinung. Dort drin an der Wand hing eine Geige, ihr zur Rechten hing auch eine solche, ihr zur Linken hingen deren zwei kleine, ihr zu Füßen war eine Riesengeige — aus dem Stubenschatten immer deutlicher hervortretend Geigen und Geigen.

Dem Burschen begann fast zu schwindeln, die Wangen, die Stirne waren ihm heiß, das Herz wurde ungeberdig, die leidenschaftliche Gier zur Geige war wieder da. Als er am Abend nach Hause kam, und die Mutter nach den Ziegen fragte, war er verwundert, weshalb just er von den Ziegen etwas wissen sollte. Zum Glück kamen sie selbst heim und meckerten ihre Ankunft. In der darauffolgenden Nacht schritt der Giedel den Weg hin und wieder von Schwandau bis zum Eisenhammer. Als er das erste Mal vor ihr Fenster kam, war noch Licht darin, das zweite Mal war schon alles finster. Unterwegs begegneten

ihm Nachbarsburschen, die zu den Fenstern ihrer Liebsten gingen, dort allerlei Ständchen brachten und getröstet heimkehren konnten. Der eine spielte unterwegs eine Mundharmonika, der andere eine Maultrommel, der dritte jodelte hell, und der vierte pfiff vergnüglich vor sich hin. Und jener, der ganz still war, atmete die Harmonie inneren Glückes. Also ist die Liebe stets musikalisch. Nur der arme Giedel empfand keinen Wohlklang in seinem Wesen. Er kam sich dumm und häßlich vor, ihm mangelte jener Rhythmus des Herzens, der zu rechter Zeit mutig macht, ein Glück zu erringen. Im Dorfe stand der Giedel vor dem Hause, in welchem der Major mit den Geigen wohnte. — Daß es so herzzerdrückend still sein kann auf dieser Welt! Da haben die Leute einen Mund und eine Sprache, und sind doch stumm.

Lange nach Mitternacht ging er zu Bette, erst gegen Morgen schlief er ein und geigte und geigte.

Noch ganz verschlafen war er, als übertags zwei Frauenzimmer ins Haus kamen mit Körben Garn; das eine war die Magd vom Eisenhammer, das andere war die Paula. Diese blickte den schlanken, blondhaarigen, sanftdreinschauenden Burschen frisch an und sagte: „In vier Wochen müssen wir Leinwand haben. Sie ist zur Ausstattung!"

„Will wohl trachten," antwortete der Giedel, hatte aber nicht den Mut zu fragen, wer denn heirate? Man atmet ja gern noch ein wenig in der süßen Ungewißheit. Dann ist ohnehin alles aus.

Auf dem Heimweg sagte die Magd zur Hammerschmiedstochter: „Etwas antappert ist der Weber."

„Ich denk', der ist ein bissel gescheiter wie du!" entgegnete strafend die Paula. Weiteres wurde nicht gesprochen.

Der Giedel wußte wohl, daß er als einzige Stütze seiner Familie militärfrei war. Dennoch ging er eines Tages zum Major, um Rat zu bitten, wie er dem Soldatenleben entkommen könne.

Der Major, eine schlanke, hagere Gestalt, deren einzige Lebensaufgabe es noch war, den dummen, krummen, plumpen Dorfleuten militärische Haltung zu zeigen, strich heftig seinen martialischen Bart und ließ den Burschen die Oberkleider ausziehen.

„Bravo!" schnarrte der alte Offizier, „das ist wieder einmal ein Brustkorb!" Mit der Faust hieb er darauf, daß es dröhnte. „Hören Sie! Das ist Grundton. Nein, nein, lieber Junge, Sie brauchen sich gar nicht zu grämen, Sie sind tauglich. Gerad' halten!"

Giedels Blicke waren mittlerweile wirr im Zimmer umhergeflogen, aber nicht so sehr aus Angst vor dem Militär, als vielmehr aus Hoffnung, durch irgend eine halbgeöffnete Thür ins Geigenzimmer lugen zu können. Da er aber nichts dergleichen entdeckte, da er wieder vollkommen angekleidet zum Fortgehen bereit war und seine ganze Falschheit umsonst zu sein schien, hob er mit einem tiefen Atemzug sein Herz aus der Brust und fragte: „Haben der Herr nicht eine Geigensammlung?"

„Wissen Sie mir ein interessantes Instrument?" fragte der Major rasch entgegen.

„Das nicht, aber," stotterte der Giedel, „ein wenig anschauen, wenn ich sie dürfte!"

Allsogleich war die Thür offen in das Nebenzimmer.

Ehrfurchtsvoll wie in ein Heiligtum trat der Bursche ein, so daß er vor lauter Andacht über die Schwelle stolperte und „oha!“ rief. Er war ganz rot im Gesicht, teils wegen seiner Ungeschicklichkeit, teils vor innerer Erregung. Die Wände des Zimmers waren mit grauem Tuche überzogen, und daran hingen sie nun in allen Größen, Arten und Formen. Wie schön geflammt war das Ahornholz dieser Instrumente, wie fein geschwungen und gewölbt war der Bau, wie reizend waren die langen Hälse mit ihren köstlich gewundenen Schnecken! Und die Fiedelbögen: schlanke und kurze, breite und schmale, gerade und gebogene in allen Farben! Der Major, sich darüber freuend, daß einmal eine menschliche Seele Anteil nahm an seinen Schätzen, begann zu erklären, von wem diese und jene stamme, welche Seltenheit an dieser und jener wäre, er hatte da Geigen von Amati, von Montana, von Guarneri, von Bergonzi, von Jakob Stainer u. s. w. „Und hier!“ flüsterte er, eine sehr flachgebaute Violine mit fast hellrotem Anstrich feierlich von der Wand nehmend, „hier, die ist von Stradivarius! — Eine Cremoneser! — Geradhalten, Saperment!“

Unserem Giedel waren nun zwar die fremden Namen ziemlich gleichgiltig, doch hörte er sie mit Ehrerbietung nennen. Als der Major an der Cremoneser mit dem Finger die Saiten berührte, um den herrlichen Ton zu zeigen, sagte der Bursche: „Bitte, geigen Sie eins!“

„Ich spiele nie,“ antwortete der Major, hing das Instrument mit größter Sorgfalt wieder an seinen Platz und schob den Burschen sachte zur Thür hinaus.

Seit diesem Tage war's schier vorbei mit dem Giedel. Er dachte Geigen, er weberte Geigen, er träumte Geigen,

und wenn er Zeit hatte, ging er hinaus und schaute auf das Haus hin, in welchem der Major die Geigen hatte. Eines Tages hörte er vom Schulmeister sagen, der Major sei ein Fex. Hoffentlich habe er einst den Säbel besser zu handhaben gewußt, als jetzt den Fiedelbogen, denn er könne gar nicht Violin spielen und habe die Sammlung nur so aus Rappelköpfigkeit zusammengekauft und erbettelt. Es sei an dem ganzen Quark nichts, eine einzige ausgenommen. — Schulmeister! dachte sich der Giedel, wie du nur so sprechen kannst! Ich wollte, ich hätte die geringste dieser geringen! Aber, daß er nicht soll geigen können? So viele Geigen haben und nicht geigen können! — Nur auf ein paar Stunden möchte ich eine haben!

Nicht lange hernach, und es ergab sich eine zufällige Gelegenheit, daß der Weber den Major fragen konnte, ob er ihm nicht eine Geige borgen wolle für einen Tag, nur für einen einzigen! Und nur jene, an der ihm, dem Herrn Major, etwa am wenigsten gelegen wäre! Er, der Giedel, setze eine Ziege dafür zum Pfand.

Ein plumpes Lachen stieß er aus, der Herr Major, ein schreckbar hochmütiges Lachen, dann wandte er sich ab. Und das war der Bescheid gewesen.

Ein stiller, warmer Herbstsonntag. Die Dorfleute ergingen sich draußen auf Feldrainen oder saßen im Wirtshause. Der Major war mit einem Steirerwägelein in den nächsten Ort gefahren zu einem alten Kameraden, der ihm — so viel verlautete — geschrieben, daß er irgendwo eine uralte Violine entdeckt habe. Sie stamme noch aus den Zeiten der Troubadoure und ein Zigeuner gehe damit um, der darauf ohrenzerreißend spiele und von dem Werte des Instrumentes gewiß keine Ahnung habe. Hau,

das mußte unser Major näher erfahren, und er fuhr hinüber. — In der Wohnung des Majors waren ein paar Fenster offen geblieben. Der Giedel kauerte am Berghang und schaute hinein zu den Geigen. Die Haushälterin des Majors war auch fort gegangen, nachdem sie das Hausthor mit großem Gerassel verschlossen hatte. Der Giedel blickte hinein zum offenen Fenster. „Der hat so viele, und ich hab' gar keine!" murmelte er. Plötzlich schlug er mit dem Daumen ein Kreuz über sein Gesicht und lief davon. Er ging den Weg hinein bis zur Brücke, er schritt hinan bis zum Hammerhaus. Auf dem Fenster, hinter welchem sie wohnte, standen schöne Blumen, sonst sah er nichts. Das Wasser rauschte und der Berg legte schon seinen dunkelblauen Schatten über das Haus. Ein paar junge Männer gingen im Garten umher mit spitzen Schnurrbärten und unternehmenden Mienen. Dann traten sie ins Haus. Ob das Verwandte sind von ihr oder Eisenhändler?

Der arme Giedel ging wieder gegen das Dorf zurück. — Am Werktage, dachte er bei sich, da ist die Arbeit, da geht's zur Not; aber am Sonntag, wenn einer in der Müßigkeit so umherschlenkert, da ist's schier nicht auszuhalten. Der Druck in der Brust, der grausame Druck! Mit dem Taschenmesser ein Loch aufmachen hinein, daß dieses wilde Blut heraus könnt' springen ...

Als er zum Hause des Majors kam, dunkelte es schon ein wenig, und im Thale dem Bache entlang war ein bläulicher Dunsthauch. Kein Vogel, kein Heimchen, kein Mühlrad — nichts. Daß es doch so still sein kann auf der Welt! ...

Um das Haus war es öde, und nichts rührte sich. Die Fenster standen offen. Der Giedel kletterte an einem

Mauervorsprung empor und stieg zum Fenster hinein. An der Wand huschte er hin, nahm die Cremoneser Geige mit dem Fiedelbogen von der Wand, barg sie unter seinen Rock, sprang rasch zum Fenster hinaus und eilte davon gegen den Wald hin.

In der darauffolgenden Nacht war's. Über den Wipfeln des Bergwaldes stand der Mond. Der Eisenhammer stand still, das Wasser rieselte leise über das hinterseitige Floß. Wer das Rauschen und Pochen gewohnt ist, dem wird's unheimlich. Paula lag in ihrem Bette, konnte aber vor lauter Ruhe, die sie umgab, nicht schlafen. — Sie dachte an ihre Mutter, die seit langem schon auf dem Kirchhof lag. Sie dachte seufzend, wie das jetzt werden würde, wenn der Vater wieder heiratet. Die reiche Sensenschmied-Witwe von Tiefwasser. Dann will er den kleinen Eisenhammer hier verkaufen und hinüberziehen und in Tiefwasser eine Gewerkschaft bauen. Was das noch werden wird? ...

Als das Mädchen im einsamen Stübchen so sann und dabei recht traurig ward, hörte es draußen einen zarten, klingenden Ton. Es war anfangs wie eine leise vor sich hin singende menschliche Stimme. Sie wurde lebhafter, es klang wie ein süßes Locken und dann wieder wie ein betrübtes Klagen. Es war wie ein allmähliches Aufschwingen, wie ein Anklopfen und treues Bekennen und endlich wie das Freiwerden und Übersprudeln eines warmen, leidvollen Menschenherzens. — Nie in ihrem Leben noch hatte Paula so singen, so weinen gehört. Sie war selbst einmal in einer Singschule gewesen, aber dieser unendlich rührende Tonhauch, den sie jetzt vernahm, er hatte keine Ähnlichkeit mit anderen Kehlenklängen, und doch war

er nichts als das unmittelbare Aufquellen menschlichen Herzblutes. — Sie konnte sich das nicht so denken, aber ein Gefühl ward in ihr wach, als ob sie in diesem Augenblicke sterben müßte, und als ob sie im nächsten Augenblicke eingehen würde zur himmlischen Seligkeit. —

Nach einer Weile richtete sie sich auf und blickte hinaus zum Fenster. Da unten auf weißem Kieswege stand eine dunkle Gestalt. Sie erkannte den Weber Giedel und sah jetzt, wie er eine Geige spielte. Sie verhielt sich ganz ruhig, sah hinab und horchte. Sie horchte so lange, bis ihr die Tropfen von den Augen rannen. So über alle Maßen lieb hatte sie diesen Menschen. So viel Mitleid hatte sie empfunden, seit sie ihn kannte, weil er so sanft, so freundlich und still, so brav und so verlassen war. Als sie einst, ein kleines Mädchen, das erste Mal in die Kirche mitgenommen wurde, war am Altar neben dem Priester ein schöner blonder Knabe gestanden, und so oft sie an Engel dachte, von Engeln hörte, kam ihr dieser Knabe zu Sinn. Allmählich, ganz allmählich wuchs dieser Engel heran zu einem Menschen ...

Paula öffnete das Fenster, da hörte der Bursche unten auf, zu geigen.

„Giedel," sagte sie mit vor Innigkeit zitternder Stimme, „Giedel, geh' jetzt heim. Die Nacht ist kühl."

Da trat er ein paar Schritte gegen das Fenster und flüsterte herauf: „Paula, ich hab' dich lieb!"

„Nimm ihn hopp!" rief plötzlich eine rauhe Männerstimme. Da sprangen aus dem Schatten zwei Gesellen mit Waffen und glänzendem Riemzeug herbei und rissen den Burschen nach rückwärts zu Boden. Noch

hielt der Giedel trotz des Schrecks die Geige hoch in die Luft, daß ihr nichts geschehe, weiter wehrte er sich nicht, biß die Zähne zusammen und ließ sich fesseln.

Mittlerweile war es im Hammerhause lebendig geworden, die Leute eilten auf die Gasse: was da geschehen wäre, was das bedeute?

„Den Dieb haben wir," berichtete einer der Gendarmen. „Dem Herrn Major Stramper ist er in die Wohnung gestiegen. Eine Violine gestohlen."

„Der Weber Giedel!" schrien nun die Schmiede und das Gesinde. „Das ist nicht übel! Der Duckmauser! Der Scheinheilige! Der Einbrecher! Ah, das ist zu nett!"

Auch der Schmiedmeister war, flüchtig in seine Bettdecke gehüllt, hervorgekrochen. „Ein Dieb? Ein Eisendieb?"

„Ein Bettelgeiger."

„Der Strolch!" knurrte der Schmiedmeister, „was hat er denn vor meinem Hause gesucht, bei der Nacht?"

„Das Töchterl hat er angegeigt!" lachten sie.

„Ein anderes Mal stiehl Butterbrod! Das frißt man ungehört," höhnte ein Knecht. „Geigen krächzen zu viel, kommst allemal auf."

„Was kostet der Bettel?" rief jetzt Paula, die sich schneidig in den Handel mischte.

„Jungfer!" antwortete der Gendarm, „es handelt sich nicht um die Geige, es handelt sich um den Diebstahl."

„Sag' etwas!" forderte das Mädchen den Giedel auf. „Verteidige dich!"

„Das hilft nichts," antwortete der Bursche ganz ruhig. „Sie glauben es mir nicht. Morgen hätt' ich sie dem Herrn ja wieder zurückgebracht. Sie glauben es mir nicht, und ich muß sitzen. In Gottesnamen, jetzt ist mir ganz

leicht. Sei nur so gut, Paula, und stell' sie ihm zurück. Und daß ihr nichts geschieht. Mein Elend hab' ich mir herausgefiedelt. So leicht ist mir schon lang' nicht mehr gewesen, wie jetzt. Vergiß nur nicht ganz auf mich, Paula, wenn ich gestorben bin."

Das Mädchen wollte darauf etwas sagen, konnte aber vor Weinen nicht mehr sprechen, und also führten sie den armen Jungen davon in der stillen Mondnacht, führten ihn hinaus in das Dorf und thaten ihn in den Gemeindekotter.

Am nächsten Morgen war ganz Schwandan aus Rand und Band. Das Unglaubliche! Das Unerhörte! Manche meinten, der Giedel sei irrsinnig geworden. Etliche fluchten über die Hexe, die ihm's angethan. Nur wenige gaben sich stiller Schadenfreude hin. Im Gemeindehause kamen um die Mittagsstunde mehrere Männer zusammen, der Dorfrichter, der Pfarrer, der Hammerschmiedmeister und auch der Major Stramper.

„Ist es Ihr Ernst, das Sie klagbar werden wollen?" fragte der Richter den Major.

„Bare achtzig Gulden hat sie mich gekostet, die Cremoneser!" antwortete der Major.

„Aber sie ist ja doch wieder in Ihrem Besitze," sprach nun der Pfarrer, „und gänzlich unversehrt. Den Burschen haben wir alle gern, er ist fleißig, gutmütig, keiner weiß etwas Ungutes von ihm. Die dumme Lieb'! Auch wir haben Thorenstreiche gemacht in der Jugend. Lassen Sie es gut sein, Herr Major!"

„Von mir soll niemand sagen, daß ich sein Unglück gewesen bin," antwortete der alte Soldat. „So vernarrt zu sein! Gerad'halten soll er sich! Es ist gut."

„Wenn's gut ist," versetzte jetzt der Hammerschmiedmeister, „so möchte ich auch noch ein paar Worte sagen. Mein Mädel ist wie verrückt. Ich habe keine Ahnung gehabt. Wenn es so steht mit den zwei jungen Leuten, und daß sie toll werden, wenn sie einander nicht kriegen — ich sag': in Gottesnamen."

Denn er hatte sich's überlegt, daß es besser ist, wenn er die erwachsene Tochter an den Mann bringt, ehe er selbst noch einmal zugreift drüben in Tiefwasser. Es bleiben auf solche Weise allerhand Unannehmlichkeiten aus. Das Mädel hat seine mütterliche Sach', damit kann es dem Weber aufhelfen und die Wirtschaft herrichten. Also ist's recht, und der Vater und die Tochter sollen an einem Tage Hochzeit halten.

Als der Giedel aus dem Kotter trat, wartete schon die Paula, fiel ihm lachend und schluchzend um den Hals: „Wir haben uns!"

Am Tage der Hochzeit kam der Major mit der Geige. Die Cremoneser war's.

„Mir steht ein Duplikat in Aussicht," sagte er einleitend. „Auch dem Zigeuner mit der alten Fiedel bin ich auf der Spur. Diese da — ein sehr seltenes Stück! — sie gehört dem jungen Bräutigam. Er hat damit der Seinigen das Ständchen gebracht, er wird sie noch öfter brauchen können. Ist die Geige verstimmt, so soll er küssen, und ist das Weibchen verstimmt, so soll er geigen. Und jetzt einen kecken Steirischen aufgefiedelt! Gerad'-halten, Junge!"



Die Geschichte vom bösen Kaderl.

Eine um die andere Maß Wein mußte das Kaderl aus dem Wirtshause holen, und wenn sie dann in der Stube hinter den beiden Trinkern ein Eichtl stehen bleiben wollte, befahl der Bauer: sie sollt' hinausgehen in die Küche, daß das Feuer nicht Schaden thue! — Und das Feuer brannte gar nicht mehr, an der verglosenden Glut hätte man kaum noch einen Erdapfel braten können! Und sie soll achtgeben auf das Feuer! Und drinnen hatten die zwei Männer so vertrackte Heimlichkeiten, und der eine war ein wildfremder Mensch, und dabei tranken sie Wein und dabei war der Bauer so erhitzt und aufgeregt: und das alles kam dem Kaderl — der kleinen, alten, buckeligen, hinkenden und doch rührigen Magd, dem einzigen Dienstboten, der noch im Hause war — gar so verdächtig vor. Wenn nur die Bäuerin schon daheim wäre! Sie richtet ja eh nichts aus. Wenn das viele Beten und Kirchengehen was nützen thät, müßten die Lughütterleute schon lange das Geld buttenweise haben. Also dachte das Kaderl, das also ja eine ganz bösartige Person sein muß. — Die Lughütterin war nämlich mit ihren zwei kleinen Dirndeln nach Sankt Thomas gegangen, hinauf

zur Wallfahrtskirche im Gebirge. Sie war schon bei vielen Gnadenorten gewesen, um bessere Zeiten zu erbitten, denn es war nimmer zum Aushalten. Das Vieh, das Holz keinen Wert, für den Feldbau kein Dienstbote zu haben; Mißjahre und hohe Steuern. Und die Gläubiger werden kotzengrob und schelten das Haus voll an und übergeben schon alles dem Notar. Und das Steueramt hat schon petschieren lassen, das Kornkammerl ist verpetschiert, das Fleischkasterl ist verpetschiert, die Flachstruhe ist verpetschiert und den Kuhstall hätten sie auch verpetschiert, wenn dann die Viecher drin nicht hätten verhungern müssen. Füttern dürfen wir's noch alle Tage, die Kühe und Schweine, die gar nicht mehr uns gehören. Nichts ist mehr da, und es ist rein zum Davonlaufen. Und da hatte die Lughütterin noch das Vertrauen zum heiligen Thomas. — Er ist zwar einmal stark ungläubig gewesen, „aber uns wird er's doch glauben!" sagte das Weib zu den kleinen Dirnlein, schaut's nur zum Beten, Kinder!"

Als die Kirchfahrterinnen nach Hause kamen, war der Fremde schon fort. Der Lughütter war immer noch erhitzt. „Liesel," sagte er gleich zu seiner Ehewirtin, „leg' ab und komm' mit ins Stübel, ich hab' dir allerhand zu erzählen."

Ja, und nachher hat er ihr's mitgeteilt. — Auswandern will er! Nach Amerika auswandern!

Sie schrie nicht auf, war ganz ruhig. Es ist ihr ja nichts Neues. Vom Auswandern war schon oft die Rede gewesen, und drüben im Salzburgischen hat sich eine ganze Gesellschaft zusammengethan, die nach Amerika auswandert. Lauter Bauern und Handwerker.

„Und da thu' ich mit," sagte der Lughütter. „Alles

ıſſ' ich liegen und stehen und geh' fort. Gehört eh nichts .ehr mein, nachher sollen sie machen mit dem Krempel, as sie wollen. Bin just froh, daß die zweihundert Gulden, .e ich für das letzte Paar Ochsen eingenommen, noch im ıack sind. Die langen gerade aus als Wegzehrung. Wenn auch die Fahrt umsonst ist, ohne Geld gehts doch nit."

„Jassas!" rief sie, „ist es denn so weit hinein ins merika?"

„So weit, daß die dasige Elendlichkeit gar nicht mehr ıch kann."

„Und kann's dich nit anschmieren, daß es am End' ort noch schlechter ist, wie da?" so ihr Bedenken.

Er schaute sie groß an und sagte: „Weib, du bist ımm. Neue Sachen sind alleweil besser, wie alte, warum ll just die neue Welt schlechter sein wie die alte. Tausend-al besser. Dort giebt's keine Polizei und keine Soldaten-licht und thun kann der Mensch, was er will. Die :ößten Bauerngründe kriegst umsonst, und keine Steuern, eine Liebe, keine Steuern! Im Gegenteil, wenn du eißig bist, so kriegst von der Regierung noch was zurück. nd der Boden ist so fruchtbar, daß du nichts zu düngen nd nichts zu ackern brauchst. Das Samel nur hinstreuen ıf die Erden, und in paar Monaten ist das Korn zeitig, nd was für ein Korn! Ja, meine Liebe, der Boden ist ort ein bissel anders wie da, dort ist er ausgerastet, bei ns wird er schon seit tausend Jahren strapaziert. Ist bei en Leuten auch nit anders, ein Ausgerasteter leistet mehr, .s ein Abgerackerter. Und dort, dieweil das Korn wachst, ehst zum Berg hin und thust Gold graben. Ja, mein ı, dort grabst dir die Dukaten nur so aus der Erden, ie da herüben die Erdäpfel!"

Jetzt hub das Weib freilich an zu stutzen und zu staunen. „Ja, woher,“ so fragte sie, „woher, Michel, weißt du denn das alles?“

„Ein Herr ist da gewesen,“ sagte der Lughütter, „der hat mir alles erzählt. Er ist selber drüben gewesen; wie's mir vorkommt, hat er viel Geld. Der will mir an die Hand gehen mit Rat und That. Ein guter Herr. Er reist mit den Salzburgern hinüber und weist sie überall, so ein Herr kennt sich aus. Sie gehen schon in acht Tagen, und da thu' ich mit.“

That das Weib die Frage: „Du thust mit? Das sagst du gleich so? Und was soll denn mit uns geschehen?“

„Hab' mir's auch schon ausgedacht,“ antwortete er, „du und die Kinder bleiben derweil da. Ich schau' euch um einen Platz oben im Schöderwaldschlag. Dort brauchen sie jetzt Leut' zum Bäumelsetzen. Mit dem Förster bin ich bekannt, der nimmt euch schon auf. Die Mädel können Geißhalten und Schwämmbrocken oder was immer. Geht euch weit besser als auf dieser Jammerhütten, wo sie uns doch fortjagen, wenn wir nit selber gehen.“

Das Weib hub an zu weinen. „Daß alles Arbeiten und Plagen und Sparen nichts hilft!“ schluchzte sie. „Und daß wir jetzt so auseinander sollten müssen, als ob wir niemals zusammengehört hätten!“

„Geh, mach' kein Wasser, Alte,“ so tröstete er. „Ich geh' ja nur voraus und siedle mich drenten an und wenn alles hergerichtet ist, nachher hol' ich euch hinüber. Na freilich, Liesel, allein lass' ich euch nit, und wenn's uns gut geht, da müssen wir alle beisammen sein.“

„Aber Michel, warum können wir denn nit gleich

mit. Wenn's uns schlecht geht, sollten wir ja auch einander nit verlassen."

„Da hast schon recht, Weib, ganz recht hast," entgegnete der Lughütter. „Aber denk' an den weiten Weg. Drei Wochen. Und an die große Wasserlacken unterwegen, eine höllisch große Lacken. Das thäten die Kinder jetzt nit aushalten. Und schon gar drenten, man kann doch nit wissen, was anfangs zu übertauchen ist, das möcht' ich euch ersparen. Auf's Jahr sind die Mädeln schon wieder um so viel stärker, alsdann kommt's nach."

Das ist besprochen worden und wohl noch mehr, die Liesel hat sich beruhigt und mit allem einverstanden erklärt. Das Kaderl, die böse Person, hat gehorcht.

An demselben Abende noch spät hat der Lughütter in der stillen Stube noch einmal sein Bargeld gezählt, von dem die Gläubiger nichts wußten. Es waren zweihundertunddreißig Gulden, nach dem Ausspruche des freundlichen fremden Herrn reichlich genug zum Auswandern. Dann hat er das Ledertäschchen zugethan und es sorgfältig versteckt in der Spalte zwischen Wand und Winkelkastel, daß es niemand findet. — Und das Kaderl, die böse Person, hat durch die Thürspalte gelugt und alles gesehen. — Jetzt, wenn das Kaderl den Bauern belauert, so wollen wir das Kaderl belauern, und da merken wir, wie es denkt: Na, wart Micherl, Weib und Kind im Stiche lassen und so davonlaufen, das werden wir dir schon vertreiben!

Nie in seinem Leben hatte der Lughütter so viel Mut und Thatkraft entwickelt, als in den Tagen, die nun kamen. Zuerst that er natürlich das Wichtigste und machte sich von Weib und Kind los; oben im Schöderwald fanden sie einen sehr sorglosen Platz, denn sie hatten gar nichts, als

die arbeitenden Hände und die dienstlaufbereiten Füße; und das Bäumchensetzen und das Ziegenhüten brachte das Nothwendigste ein. Es konnte ja nicht lange dauern. „Wir wollen gar nicht Abschied nehmen," hatte der Michel gesagt, „wir sehen uns ja, ehe ich mich von heute an das drittemal rasiere." Er rasierte sich nämlich alle Vierteljahre einmal. In Wahrheit war ihm das Abschiednehmen darum zuwider, weil er der Unterthänigkeit seines Herzens nicht sicher war. Das Herz aber hat zu gehorchen, wenn der Kopf befiehlt. Die Kinder erinnerten ihn nochmals, ja gewiß den versprochenen Affen zu fangen, das Weib weinte ein bißchen in die Schürze — und die Sache war abgethan. Auf Wiedersehen in Amerika! — Noch mußte er etliche Tage in seinem Hause zubringen, aber vor den Nachbarn that er nichts desgleichen, was er vorhatte.

Der Heimatschein wurde beim Amt unter dem Vorwande geholt, der Lughütter wolle eine große Wallfahrt nach Luschari machen, und da sei es immer gut, den Schutzengel in der Tasche zu haben. Manchmal, wenn er in der Stube allein war, griff er in die Spalte zwischen Wand und Winkelkastel, gleichsam um sich nach dem Befinden seines Reisegeldes zu erkundigen.

Das alte Kaderl war noch im Hause und regierte in ihrem vielbeflickten Kittlein herum, wie sie es seit siebenunddreißig Jahren, als sie im Lughütterhöfel war, gewohnt worden. Sie rieb den Fußboden, gleichwohl ihn niemand mehr schmutzig machte, sie scheuerte täglich das Kindergeschirr ab, obzwar es nicht mehr gebraucht wurde, sie besorgte den Stall und sie molk die Kühe. „Schade," sagte sie einmal zu der Braunen, „daß sie nit auch das Kuheuter zupetschiert haben, so kunnt der Bauer jetzt zu den Mahl-

zeiten frisch Wasser schlempern. Die Bäuerin ist halt schon wieder kirchfahrten aus. Wenn der Segen Gottes auf einmal kommt, den sie seit Jahren zusammenbetet, nachher druckt er's Dach ein!" — Weil's eine böse Person ist, das Kaderl.

Endlich war der Tag gekommen. Ein gewöhnlicher Werktag, aber am Vorabende hatte sich der Bauer rasiert, und jetzt in der Frühe zog er das Sonntagsgewand an. Auch ein kleines Bündel machte er sich zurecht, nichts Auffallendes, und ganz heimlich wollte er fort. Dem Gemeindevorstand, den Gläubigern, wer weiß, ob's ihnen recht wäre! Noch ums Haus ging er einmal herum, dieweilen die Hausthür sperrangelweit offen blieb, in den Stall ging er hinein zu den Rindern. Von jemandem mußte er doch Abschied nehmen, es war ihm ein Bedürfnis. Dann trat er in die Stube, und bald darauf that er drinnen einen gellenden Schrei.

„Mein Geld, wo ist mein Geld?" schrie er und riß das Winkelkastel von der Ecke, daß die Spinnweben flogen.

Das Kaderl stürzte herbei, vernahm, daß der Bauer bestohlen worden sei und war sprachlos vor Schreck. — Man kann es sich denken, was das jetzt für ein Wetter gab. Diebe! Der Lughütter konnte, durfte nicht einmal zum Amte gehen, um die Verfolgung der Diebe zu verlangen, denn dort hatte er erst vor kurzem der Schulden wegen angegeben, daß er keinen Kreuzer Geld besitze. Wie konnte es ihm also gestohlen worden sein?

Das Kaderl that die ganze Zeit nichts, als über dem Magen die Hände zu falten und sprachlos zu sein. So vernichtet war sie von dem Schlage, der ihren Bauer getroffen. Er hatte ihr sogar mitgeteilt, wie viel es war,

worauf das Kaderle anfing, ihn mit der Geschichte von der heiligen Rosalia zu trösten. Diese trug einst heimlich und verbotenerweise Nahrung zu den Gefangenen; als sie aber vom Gefängniswächter angehalten und befragt wurde, was sie in dem verdeckten Korb trage, sagte sie: Rosen. Als er den Korb öffnete, waren es wirkliche Rosen, so daß ihre Lüge durch Gottes Fügung zur Wahrheit wurde. — „Und schau, Bauer," so schloß das Kaderl die Geschichte, „und also ist auch deine Lüge, daß du kein Geld hättest, durch Gottes Fügung zur Wahrheit geworden."

„Geh' zum Kuckuck mit deiner Christenlehr'!" donnerte ihr der Bauer zu, dann ging er davon. — —

Er mußte zum Kuckuck gegangen sein, weil er nicht mehr zurückkam. Aber die Gläubiger kamen sachte gegangen oder hochmütig gefahren und nahmen, was sie fanden. Das Haus nahmen sie, den Grund nahmen sie, die Fahrnisse nahmen sie, alles nahmen sie. und das Kaderl nahmen sie nicht. Das Kaderl allein blieb übrig vom ganzen Lug-hütterhöfel, dachlos und herrenlos — und im Busen ein schwarzes Herz.

Zu Sankt Johann im Pongau war an dem bestimmten Tage die Zusammenkunft der Auswanderer. Es kamen ihrer mit Bündeln und Körben und Holztrüheln und Hausgeräten von allen Seiten herbei, denn die Zeiten waren oben und unten schlecht. Es waren schon zwei Wirtshäuser voll, auch Weiber und Kinder darunter. Der Agent war bereits da, der Reisemarschall, und den umschwärmten sie mit Fragen und Anliegen aller Art; auf manchem Gesichte leuchtete eitel Hoffnung, auf manch anderem war dumpfe Ergebung in das, was nun werden sollte. Ein anwesender Eisenbahner hätte die Gemütlichkeit bald

verdorben. Der war schon einmal drüben gewesen und erzählte, daß er in Amerika Ratten gegessen habe, die ihm schier besser geschmeckt, als daheim die Kohlrüben und die Erbsen. Der Agent rief von seinem Tische her dazwischen, sie sollten lieber singen, als einem müßigen Schwätzer zuhören, da stimmten ihrer zwei folgendes Lied an:

„Die Zeit und Stunde ist schon da,
Wir reisen nach Amerika,
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kind, da reisen wir,
Da trinken wir Champagnerwein,
Das soll zur G'sundheit tauglich sein,
Wir fürchten keinen Meeresfall,
Wir denken, Gott ist überall!
Und sind wir in Amerika,
So rufen wir Victoria!
Und finden wir dort unser Glück,
So denken wir nicht mehr zurück."

Jetzt kam auch unser Michel. Er setzte sich, als ob nichts wäre, mitten unter die anderen an den Wirtshaustisch hin, denn es war noch Zeit. Es mußte der Eisenbahnzug erwartet werden, der sie alle davontragen sollte. Der Agent musterte noch einmal seine Gesellschaft und fragte laut, ob jeder wohl auch das nötige Geld bei sich habe. Alle sagten ja, nur der Michel machte ein solches Gesicht, daß der Herr ihn ein zweitesmal fragte. Die Sache war sehr bald entschieden, der Lughütter hatte kein Geld, — also zurückbleiben. Trotz aller Bitten und Versicherungen, daß er es ja drüben vom Ersparten getreulich abzahlen werde, entschied der Agent kurz und scharf: ohne Geld nehme er keinen mit.

Der Michel weinte wie ein Kind, das gab aber nichts

aus, der Herr, welcher damals im Lughütterhause so gütig gewesen war, blieb hart wie Quarz. Der Knappensepp aus Rauris, ein früherer Schulkamerad des Michel, hatte Erbarmen, aber Geld leistete auch der nicht, sondern nur das Versprechen, er werde dem Lughütter von drüben fleißig schreiben und ihm alles berichten und alles für ihn vorbereiten, bis er nachkommen könne.

Der Eisenbahnzug dröhnte heran, beim Einsteigen vergaß jeder und jede, sich niederzuwerfen auf den Erdboden der Heimat, um ihm zu danken .... Der Zug rollte davon, und allein zurückblieb der Michel. Knirschend stampfte er die Scholle, an die er nun doch gefesselt blieb und neunfach verfluchte er den Dieb, der ihm mit dem Geld die neue Welt gestohlen hatte, in die unterste Hölle. Wir sollen es ja noch erfahren, ob diese kräftigen Flüche etwas ausgerichtet haben.

Ganz dumpfig im Kopf und träge an den Füßen ging der Michel wieder ins Steirische zurück, aber nicht mehr zu dem Lughütterhofe, sondern in den Schöderwald hinauf zu Weib und Kind. Als er sie sah, lachte er wie ein Verzweifelter: „So, jetzt bin ich schon wieder da von Amerika, jetzt hab' ich das Amerika schon im Sack. Saggerischer Hölldeuxel, verschwefelter!"

Als das Weib Näheres erfahren, sagte sie: „Na Unglück ist's ja auch keines. Bleibst halt da und stehst in Arbeit oben im Schüttwaldschlag, der Förster nimmt Holzknechte auf, weil sie roden; wir gehen nachher ja auch in den Schüttwaldschlag, wenn das Bäumelsetzen fertig ist. So gut wie auf dem Lughütterhöfel geht's uns auch im Holzschlag und sind keinem Menschen nichts schuldig, das ist auch was wert. Und Sonntags kannst dir dein Krügel

gunnen, und so thun wir fort und denken halt, wir wären in Amerika."

Prächtig verstand sie es, ihn zu beruhigen. Ja, er nahm sich heilig und tapfer vor, in diesem Waldlande so lange zu bleiben und zu arbeiten, bis er das nötige Geld habe zur Überfahrt.

Im Schüttwaldschlag stand er als Holzknecht ein; wohnen mußte er mit anderen Holzknechten in der gemeinsamen Baracke, während seine Familie bei einer alten Kohlenbrennerin sich eingeheimt hatte und von dort aus in die Arbeit ging: Rinden schichten, Äste kleinhacken, Beeren sammeln, Ziegen hüten. Nicht allein das Feld, auch der Wald nährt seine Leute. Diese Waldarbeit währte Jahre lang, der Waldherr wollte alles reife Holz herausschlagen, um den Boden dann wahrscheinlich zu verkaufen. Und so erwarben sich auch unsere Lughütterleute Tag für Tag ihren Unterhalt. Später gestattete es der Förster, daß unser Michel ein halbverfallenes Jägerhäusel beziehen und seine Familie zu sich nehmen durfte. Dieses Häusel stand an einer sachten Berglehne, mitten in einer Wildnis von Haselnuß-, Erd- und Brombeerstrüppen; auch Nattern, Füchse und Marder und anderes Getier gab es, so daß das Weib einmal sagte: „Schau, Michel, da hast du ja dein Amerika!"

Aus Amerika war inzwischen ein Brief gekommen vom Knappensepp. Der Brief war vom Mississippi bis zum Lughütterhöfel drei Wochen gegangen und vom Lughütterhöfel bis zum Schüttwaldschlag noch länger, weil die Post den Aufenthalt des Empfängers erst suchen mußte. Der Brief erzählte, daß der Knappensepp bei einer Regulierung des Mississippistromes arbeite, und der Sepp schil-

derte die Größe des Stromes mit so selbstgefälligen Worten, als ob er ihn selber gemacht hätte. Und daß in der neuen Welt überhaupt alles so großartig sei. Am Mississippi gäbe es viel Arbeit, viel Geld und viel Fieber. Und der Michel solle nur nachkommen. — Der konnte aber noch nicht, doch steigerte er seine Erwerbsthätigkeit und seine Sparsamkeit, damit die Reise bald möglich werde. — Nach einem halben Jahre kam ein zweiter Brief, der sprach wenig mehr von der Großartigkeit, von Arbeit und Geld, sondern nur vom Fieber. Der Sepp lag in einer schlechten feuchten Lehmhütte und siechte. Der halbe Teil der salzburgischen Auswanderer, so schrieb er, sei schon zu Grunde gegangen, von der anderen Hälfte hätten sich die meisten verlaufen, daß er nichts von ihnen wisse; nur ein paar führten als Ansiedler ein halbwegs erträgliches Leben; einer aber, der Franz Schackel aus Radstadt, habe einen Häutehandel angefangen und sei daran, ein reicher Mann zu werden. Aber je reicher er werde, desto hartherziger; anfangs, als er monatlich nur hundert Dollars eingenommen, habe er ihn, den Sepp, unterstützt, jetzt, weil er tausend Dollars einnehme, heiße es, jeder Mensch müsse auf sich selber schauen. Die Gelegenheit hinüber zu kommen werde zwar noch immer billiger, doch der Michel solle einstweilen noch daheim bleiben und weiteres abwarten; er, der Sepp, hätte schon Reue und wolle niemanden verführen.

Dann kam kein Brief mehr, und nach zwei oder drei Jahren hörte es der Michel von einem pongauischen Sauschneider, der in die Gegend kam, daß der Knappensepp in Amerika gestorben sei, und daß man auch von den übrigen Auswanderern nichts Erfreuliches höre. Manche wären — so hätte einer an den Wirt in Sankt Johann

geschrieben — in schlimme Hände geraten und noch weiter gegen Westen geschleppt worden in die kalifornischen Bergwerke, wo keiner lange lebe. Andere seien in den Urwäldern verkommen, verhungert oder von wilden Tieren zerrissen worden; in Amerika kümmere sich kein Staat und keine Katz um den einzelnen. Jeder könne zu Grunde gehen, wie er wolle, das sei eben die Freiheit. Der Müllerssohn aus Lend sei wieder zurückgekommen, weil er sich vorsichtshalber so viel Geld in den Brustlatz genäht hatte, daß er heimreisen konnte, der habe nur das eine Wort gesagt: „Mag es sein, wie es will, jetzt gefällt's mir in unserem Salzburgerlandel."

Dem Holzknecht war mittlerweile die Auswanderungslust vergangen. Er und sein Weib hatten angefangen, das Struppwerk um das Häusel auszurotten und Gemüse zu bauen. Der Kohl, die Erdäpfel, selbst das bißchen Korn und Gerste wuchsen vortrefflich an der sonnigen Lehne. Der Boden war ja ausgerastet, wie ein Knecht am Osterdienstag. Das Wieslein gab fettes Futter für zwei Kühe. Auch einen guten Brunnen hatte der Michel aufgefangen, und das Häusel selbst war in besseren Zustand gesetzt worden. Die zwei Dirnlein arbeiteten schon wacker mit, und das Ganze war ein junges aufblühendes Anwesen.

Mittlerweile war auch ein kleiner männlicher Stammhalter erschienen, und da sagte der Michel das erstemal: „Wenn ich Geld hätte, ich wüßte schon, was ich thät'. Wenn ich nur ein paar hundert Gulden hätte! Ich thät' mir das Anwesen ganz zu eigen kaufen; jetzt, da die Waldungen überhaupt verkauft werden und zerstückelt, wäre es wohlfeil zu haben."

Das sagte er nun oft, sagte es am Werktag bei der Arbeit, am Sonntag auf dem Kirchweg, aber es half nicht viel, der Arbeitslohn ging auf die Verbesserungen fast dran, und es war keine große Hoffnung vorhanden, daß der Michel je einmal Eigentümer des Gütels werden könnte. — Nun so wollte er halt in Gottesnamen den geringen Pacht zahlen und arbeiten und sparen nach Möglichkeit.

Sieben Jahre waren so dahingegangen im Schüttwalde, da torkelte eines Sonntags Nachmittags zur Thür ein alter Bekannter herein. Das Kaderl. Es war noch kleiner und noch buckeliger und noch runzeliger geworden, als es einst gewesen, und das Gewandel war sehr einfältig, aber einen Regenschirm hatte es bei sich, der so groß und so kirschrot war und einen so glänzenden Messingbeschlag hatte an der Handhabe, daß man an diesem Regenschirm die ganze Wohlständigkeit der alten Magd erkennen konnte. Sie machte gleich ein lachendes Gesicht, als sie die Familie so schön beisammen sah, und der Michel meinte, das wäre was Seltsames, daß sich das Kaderl einmal anschauen lasse.

„Ja, muß doch einmal schauen, wie es euch geht, da heroben,“ sagte sie.

„Mein, wie wird's uns gehen. Soweit nit schlecht. Geld kunnten wir brauchen. Setz' dich nieder, Kaderl.“

„Vergelt's Gott,“ antwortete sie, „Geld, meinst, Bauer. Wenn sonst nichts fehlt, Geld kannst schon haben.“

„Oh!“ lachte der Michel auf, „Geld ist am allerschwersten zu haben.“

„Da hast gleich eine Handvoll,“ sagte die alte Magd und hielt mit rascher Bewegung ein Sparkassenbüchel hin. „Das ist dein, Bauer.“

„Wie so denn? hab' nichts liegen drin."

„Mußt doch. Seit sieben Jahren ist's gewachsen, macht über dreihundert Gulden. Und auf deinen Namen ist's geschrieben: Michael Hubinger. Schau nur. Hubinger laßt du dich ja schreiben. Schau nur, es hat seine Richtigkeit."

„Das versteh' ich nit," meinte der Michel, „und wie kommst denn du zu diesem Büchel?"

„Gefunden hab' ich's, auf der Straßen gefunden," sagte sie „und ich hab' mir schon gedacht, ob's nit etwan der Dieb verloren hat vor sieben Jahren — und ein anderer hat's gefunden und für dich in die Sparkasse gelegt. Stimmen thät's."

Der Michel starrte in das Büchel, auf seinen Namen, auf die Ziffern. Und endlich starrte er auch auf die alte Magd.

„Katherl," sagte er, „so dumm bin ich nit! Jetzt weiß ich's, wer's gethan hat und wen man einsperren soll, jetzt weiß ich's!" — Dann nahm er sie mit beiden Händen bei den ihren: „Kaderl! Du hast es doch gut gemacht, vergelt dir's Gott!"

Sie gestand es zwar nicht ein, sie schwieg und blinzelte mit den Augen. Die Bäuerin fiel ihr um den Hals: „Hättest du das nit gethan, wir wären allmiteinand verdorben: er drenten und ich mit den Kindern herenten. Jetzt können wir uns das Gütel kaufen. Und mein Beten hat doch was geholfen." —

Also war es, daß der Michel Hubinger, genannt Lughütter, herüben in der alten Welt gethan hat, was Andere drüben in der neuen thun: eine Wildnis roden, durch Fleiß und Arbeit sich ein neues Heim gründen, wenn das alte

verloren. Er hat das Gütel gekauft, es ist schuldenfrei, hat wenig Steuerlast und schon gedeiht darauf, was sie brauchen. Die Lust und Freude ist wieder da, das sichere Gefühl der Heimständigkeit ist auch wieder da. Und weil das neue Heim nun gar keine Hütte mehr ist, sondern fast ein stattliches Haus geworden, so nennt es der Besitzer nicht beim Lughütter, sondern beim Lughauser. Und beim Lughauser waltet als Großmagd das kleine, schlaue, treue — böse Kaderl.



Die Geschichte vom neuen Liderl.

Im Richterbaumhofe war eine so tiefe Trauer, als hätten sie erst an diesem Morgen ein Totes aus dem Hause getragen, und als stünden in der Kammer die Schrägen noch, auf denen die Bahre geruht hatte.

Es war daher etwas unzeitlich, daß ein sehr frischer und lachender junger Mensch ins Haus trat, der einen schrecklich breiten Sammthut auf dem Haupte trug und einen zierlich geschnittenen blonden Spitzbart gehabt haben würde — wenn er überhaupt schon einen Bart gehabt hätte. Ein junger Maler war's, ein wildfremder Mensch, und der hatte gleich zwei Anliegen auf einmal. Erstens wollte er im Richterbaumhofe über Nacht bleiben, zweitens wollte er in demselben alle miteinander abkonterfeien. Die stattliche Hausfrau mit den hochbauschigen Spenserachseln und dem glattgescheitelten Haar, auch mit dem breiten Sammtband um die Stirn und den großen hellen Augen, in denen nach des Malers Ausspruch ein ganzes Osterfeuer von Liebreiz und Gutherzigkeit leuchte — das giebt ein Bild, wie in der ganzen Welt und selbst in Italien seinesgleichen nicht ist! Dann der Hausvater! Das müßte schon ein arger Stümper sein, der aus diesem viereckigen

worauf das Kaderle anfing, ihn mit der Geschichte von der heiligen Rosalia zu trösten. Diese trug einst heimlich und verbotenerweise Nahrung zu den Gefangenen; als sie aber vom Gefängniswächter angehalten und befragt wurde, was sie in dem verdeckten Korb trage, sagte sie: Rosen. Als er den Korb öffnete, waren es wirkliche Rosen, so daß ihre Lüge durch Gottes Fügung zur Wahrheit wurde. — „Und schau, Bauer," so schloß das Kaderl die Geschichte, „und also ist auch deine Lüge, daß du kein Geld hättest, durch Gottes Fügung zur Wahrheit geworden."

„Geh' zum Kuckuck mit deiner Christenlehr'!" donnerte ihr der Bauer zu, dann ging er davon. — —

Er mußte zum Kuckuck gegangen sein, weil er nicht mehr zurückkam. Aber die Gläubiger kamen sachte gegangen oder hochmütig gefahren und nahmen, was sie fanden. Das Haus nahmen sie, den Grund nahmen sie, die Fahrnisse nahmen sie, alles nahmen sie. und das Kaderl nahmen sie nicht. Das Kaderl allein blieb übrig vom ganzen Lughütterhöfel, dachlos und herrenlos — und im Busen ein schwarzes Herz.

Zu Sankt Johann im Pongau war an dem bestimmten Tage die Zusammenkunft der Auswanderer. Es kamen ihrer mit Bündeln und Körben und Holztrüheln und Hausgeräten von allen Seiten herbei, denn die Zeiten waren oben und unten schlecht. Es waren schon zwei Wirtshäuser voll, auch Weiber und Kinder darunter. Der Agent war bereits da, der Reisemarschall, und den umschwärmten sie mit Fragen und Anliegen aller Art; auf manchem Gesichte leuchtete eitel Hoffnung, auf manch anderem war dumpfe Ergebung in das, was nun werden sollte. Ein anwesender Eisenbahner hätte die Gemütlichkeit bald

verdorben. Der war schon einmal drüben gewesen und erzählte, daß er in Amerika Ratten gegessen habe, die ihm schier besser geschmeckt, als daheim die Kohlrüben und die Erbsen. Der Agent rief von seinem Tische her dazwischen, sie sollten lieber singen, als einem müßigen Schwätzer zuhören, da stimmten ihrer zwei folgendes Lied an:

„Die Zeit und Stunde ist schon da,
Wir reisen nach Amerika,
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kind, da reisen wir,
Da trinken wir Champagnerwein,
Das soll zur G'sundheit tauglich sein,
Wir fürchten keinen Meeresfall,
Wir denken, Gott ist überall!
Und sind wir in Amerika,
So rufen wir Victoria!
Und finden wir dort unser Glück,
So denken wir nicht mehr zurück."

Jetzt kam auch unser Michel. Er setzte sich, als ob nichts wäre, mitten unter die anderen an den Wirtshaustisch hin, denn es war noch Zeit. Es mußte der Eisenbahnzug erwartet werden, der sie alle davontragen sollte. Der Agent musterte noch einmal seine Gesellschaft und fragte laut, ob jeder wohl auch das nötige Geld bei sich habe. Alle sagten ja, nur der Michel machte ein solches Gesicht, daß der Herr ihn ein zweitesmal fragte. Die Sache war sehr bald entschieden, der Lughütter hatte kein Geld, — also zurückbleiben. Trotz aller Bitten und Versicherungen, daß er es ja drüben vom Ersparten getreulich abzahlen werde, entschied der Agent kurz und scharf: ohne Geld nehme er keinen mit.

Der Michel weinte wie ein Kind, das gab aber nichts

Der Vater ging zum Winkelkastel, that ein Gebetbuch hervor und aus diesem zog er eine kleine Photographie. Ein herziges Dirndel bis über die Brust hinab. Die großen kirschrunden Augen im eirunden Gesichtlein schauten schnurgerade auf den Maler. Dem schien der Blick zu taugen, er hielt eine Weile still, endlich sagte er die Worte: „Vater, so was läßt sich sehen. Dreihundert Gulden kostet der goldene Rahmen, in den es hineingehört, aber gemalt wird's umsonst — nur um den Löffel Suppe und ums Sonnenlicht. Wenn das Euere Tochter ist, so gebt acht! Ich sag' es Euch! Ich verliebe mich in sie, und dann müßt Ihr uns heiraten lassen. Herrgott, ist das ein schönes Mädel!"

„Wenn S' mir nach diesem Blatt ein halbwegs richtiges Bildnis malen, vielleicht doch ein Eichtl größer wie das —"

„Es wird lebensgroß, es wird zum Sprechen, es wird, wenn's fertig ist, aus dem Rahmen springen — dem Vater an den Hals — dem Maler an den Hals und so weiter!"

„So will ich Ihnen nicht zu sparsam sein. Aber die Späße sind nicht nöthig, Herr Maler. Wir haben viel Leides . . ."

So traurig war das letzte gesagt, daß auch der junge Mann ernsthaft wurde und es nicht an der Zeit fand, weiter zu forschen, wieso und weshalb. In einer guten Lichtecke der großen Stube richtete er sich das Atelier ein, stellte aus zusammenfügbaren Latten die Staffelei auf, legte Pinsel, Farbenkasten und Palette aus, lehnte die große, in Rahmen gespannte Leinwandtafel zurecht und machte sich an die Arbeit. Daß der kleine Erzengel Gabriel neben ihm stand mit der löblichen Absicht, mitzuhelfen,

und daß er, weil der Mann sich durchaus nicht helfen ließ, den Finger im Munde dastand und zuschaute, das versteht sich. — Soll ja die Liderl werden, die eine Heilige worden ist, und kann man nachher das Bild von der heiligen Liderl gleich in die Kirche hineinhängen. — Gott, jetzt hebt er kohlschwarz an! Und die Liderl ist so schön rot gewesen.

Der Richterbaum war an demselben Tag nach der Messe in den Pfarrhof hineingegangen. Der Pfarrer war ein rasches Greislein. Sein großer runder Kopf hatte nur rückwärts einiges Haar, aber das war noch fast schwarz. Alles andere, bis weit hinter den Scheitel hinüber, war Stirn. Im rundlichen Gesicht zuckten allerlei lustige Geisterlein und in allen Gliedern war's noch lebendig. Jetzt saß er auf einem Dreifuß, wie ihn die Schuster haben, saß in blanken Hemdärmeln und kratzte sich just den Bart von der Haut. Da herum, wo man's nicht mag, da wachst's noch, das dumme Haar; oben auf der Kuppel sollt's wachsen, da hätt's Platz genug.

„Franz, bist du's?" fragte er, ohne aufzuschauen, nach der Thür hin.

Der Richterbaum redete nicht viel, schritt nur so etwas träge durch die Stube und setzte sich neben dem Tisch in einen großen Ledersessel.

„Bin schon fertig!" schrie der Pfarrer mit hellem Stimmlein herüber, hatte aber nur erst den einen Backen gemäht. „Kannst mir nachher gleich den Kaffee trinken helfen."

„Na, Pfarrer, deswegen bin ich nicht hereingegangen," entgegnete der Bauer. Obzwar der geistliche Herr sein

Oheim war, seines seligen Vaters Bruder, so beobachtete er doch gegen ihn stets eine gewisse Höflichkeit und zurückhaltende Bescheidenheit, weil er mit solchen Tugenden bei solchen Herren immer besser fuhr, als Andere, die ihre Wägen nicht einölten.

„Bin schon fertig!“ versicherte der Pfarrer wieder, strich den Seifenschaum vom Messer und sprang vom Dreifuß auf. Wie flink er aufsprang! Und wie breit und klein er dastand! Nicht größer als der Richterbaum nun, da er im Leder saß. Die kurzen Beine waren es, die ihn so tief unten ließen, und just von diesen kurzen Beinen wird erzählt, daß sie ihn in die Höhe gebracht hätten. Voreinst, als der kleine Johannes noch in der Dorfschule gesessen, oben in Sankt Barbara, und eines Tages der Bischof zur Firmung gekommen war und auch die Schule besucht hatte, fiel es Seiner Gnaden auf, daß bei seinem Eintritte ein einziger Schulknabe sich nicht erhob wie die Anderen. „Na, Junge!“ rief er ihm zu, „willst du nicht auch ein bißchen aufstehen?“ — „Aber ich steh ja schon!“ rief der Kleine, und so war es auch. Weil der Bischof lachte, so hub nun der Lehrer an, ihn zu loben, und daß der Knab das oben habe, was ihm unten abgehe. Davon überzeugte sich der Kirchenfürst, das Bauernbüblein Johannes antwortete fix und fein und redete wie der zwölfjährige Jesus im Tempel, da wurde es schließlich befragt, des Studierens wegen, auf Geistlich — ob es keine Lust habe? Also da war der Johannes gleich auf der richtigen Straße, die ihn dreißig Jahre später in diesen Dorf-Pfarrhof führte, wo er eben jetzt auf dem Dreifuß seine Backen blankgekratzt hatte.

Nun war auch die Beschließerin gekommen, hatte

Bücher, Cruzifix und die Tabaksdose vom Tisch geräumt, ein schneeweißes Tuch aufgedeckt und das Frühstück gebracht. Als sie wieder draußen war, leitete der Pfarrer den braunen dampfenden Brunnen zuerst in des Gastes Schale: „Greif zu, solange er heiß ist. Beim Beten wird's wohl in der Brust warm, aber im Magen kalt, gelt?"

Der Richterbaum hatte mit seiner dicken Hand schon eine Weile den belederten Sesselarm heftig geknetet, dabei war ihm der Kopf ruckweise immer tiefer und tiefer nach vorwärts gesunken; jählings verbarg er das Gesicht mit den Fäusten und hub laut an zu brüllen.

Der Pfarrer, arg erschrocken, stand wie festgenagelt. „Um des Himmelswillen?" sagte er dann, „was ist denn geschehen?"

Gute fünf Minuten lang konnte der Bauer gar nicht reden, allmählich ermannte er sich doch so weit, daß er, aber stets von Schluchzen unterbrochen und gestoßen, sprechen konnte.

„Die Liderl!" stieß er hervor, „meine Liderl! — hätt's nit geglaubt, daß sie mir — so hart sollt' abgehen. — Wie wenn sie mir's in der — schmalen Truhen hätten fortgetragen, just so ist's mir und nit anders. — Unser Herrgott weiß es, mitten in der Nacht — hab ich gemeint, ich müßt auf — und ihr nach. Und hat mir mein Weib ein Wort gesagt, das brennt wie Feuerbrand, just so, — das wird mir noch 's Leben abbrennen. Daß die Liderl so ungern von heim fortgegangen wär', hat mir mein Weib erzählt, so blutsleidig ungern! Und mir hat das schlechte Mädel nichts merken lassen, und hat alleweil nur gelacht, und Gott zulieb und — mir zulieb — das ist ihre Red' gewesen und nichts weiter. Und jetzt stirbt sie

hin im fremden kalten Haus! Ja, ja, Pfarrer, sie stirbt hin, wie ich daheim! Ich weiß es ganz gewiß, und das ist mein ewiges Verderben, und ich weiß mir nit zu helfen . . .“

Wieder in lautes Weinen waren die Worte des Mannes übergegangen. Nun aber stellte sich das alte Herrlein mit verschränkten Armen gerade zwei Schritte weit vor ihn hin und wartete bis das Schluchzen nachgelassen hatte und der Mann wie gebrochen im Lehnsessel kauerte. Da sagte er:

„Franz, du bist ein Tschappel. — Wie lange ist's denn her? Drei Jahre ist's her seit der Mission. Seit dieser Zeit ist keine gotteinzige Woche verstrichen, daß du nicht wärst in den Pfarrhof gekommen, und ich soll um des Himmelswillen Anstalt machen, daß sie ins Kloster käme. Dich und mich und alle hast abgequält damit: Das Dirndl müßt ins Kloster. Ob dir das junge Blut denn nicht thät erbarmen? hab ich dich gefragt — weißt es noch, draußen bei dem Kirchhofthor sind wir gestanden. Aber du: das Himmelreich leidet Gewalt, die Welt ist voller Gefahr und glücklich jeder, der sein Kind in heilige Hut geben kann. So hast du gesagt, weist es noch? Und so hat der Missionspater gepredigt. Das Dirndl weiß noch nichts und sagt's nach und denkt: Im Kloster ist alleweil Sonntag, das Beten wird mich nicht umbringen, singen ist eh meine größte Freude und das geistliche Gewand wird mir so sauber stehen, wie der heiligen Elisabeth. Und nach diesem Sonntagsleben kommt die ewige Seligkeit mit den lieben Engelein, mit denen tanze ich mich nachher erst aus. Gewiß auch noch, daß sie sich so gedacht hat! Weibsbilder muß man kennen. — Und warum soll so ein

junges Ding auch gescheiter sein wie die Alten! -- Jetzt habe ich sie mit deinem Willen hineingeführt, und jetzt ist's geschehen und weiß ich nicht, was zu machen ist."

Der Richterbaum rang verzweiflungsvoll die Hände: „Mein lieber Pfarrer! Und du redest so? — Und du redest so! — Nachher weiß ich nicht, was ich thu. Um deinen Trost bin ich hergegangen."

„Na, Franz, trinke jetzt deinen Kaffee," sprach der Pfarrer, „auch ein Schwarzer, der das Trösten versteht. Du bist nüchtern und hast nicht ausgeschlafen, da schaut alles noch wüster aus. So schlimm ist's ja doch nicht. So schlimm ist's noch lange nicht, mein Lieber, als wenn sie dir das Dirndl in der schmalen Truhen hätten hinausgetragen. — Ein paar Tage laßt jetzt vergehen, vielleicht kommst du doch wieder auf deine alten Gedanken. Mußt erst auch einen Brief von ihr abwarten. Nur nicht gleich so kreuzelend verzagt sein. Unser Herrgott lebt ja auch noch ein bissel. Geh, Franzel, sei gescheit. Ein Lackel wie du und so flennen da! Geh, trink!"

Auf so viel Zureden trank er denn, der Bauer, und da wurde es besser.

„Lachen wirst auch noch, Pfarrer," sagte er und lachte selber ganz ungefüg auf. „Ich laß mir schon eine neue machen."

„Und da haben wir noch einen Schwarzen!" rief der Pfarrer, seinem Gaste die Schnupftabakdose hinhaltend.

Während der Richterbaum die Prise zwischen den Fingern hielt, theilte er dem geweihten Oheime mit, was bei ihm zu Hause vorging, daß ein fremder Mensch gekommen sei, der sich erbötig gemacht habe, mit Pinsel und Farben die Liderl neuerdings zuwegezubringen.

„Na schau, da hat dir der liebe Gott gleich einen kleinen Trost geschickt. Er macht's immer so. Wird gewiß nicht der einzige sein, wart' nur. Und wenn das Bild fertig ist, will ich mir's doch einmal ansehen."

„Bitt dich gar schön, Pfarrer, komm bald hinab zu uns. Seit sie fort, ist's bei uns wie in einer Todtenkammer, richtig wahr. Jetzt sehen wir's erst, was das für ein Quecksilbertropfen ist gewesen, ja, Narr! — Mein Weib hat wohl auch ein Gotteswörtel vonnöthen in dieser harten Zeit. Ich bin so, daß ich mich ausreden kann, meine Alte druckt alles hinunter, höchstens, daß sie sagt, wir hätten eh noch den Buben, und die Liderl thät im Kloster glückselig sein, wie eine heilige Braut Gottes. Aber sie glaubt's selber nit, was sie so sagt, Pfarrer, sie glaubt's nit!"

„Na, ich glaub's, daß sie's nicht glaubt," sagte der Pfarrer, dem Bauer auf den Arm klopfend, weil die Achsel zu hoch oben war. „Und jetzt geh heim, in Gottesnamen, ich will schon nachkommen. In Ewigkeit Amen. Oha!"

Denn der Bauer war während seines frommen Grußes über die Thürschwelle gestolpert. Nun ging er doch leidlich getröstet von hinnen. Nach Hause eilte er, zu sehen, ob die neue Liderl schon fertig wäre.

Sie war freilich noch lange nicht fertig. Als der Richterbaum auf der käsefarbigen Leinwand nur einige Fäden im Gevierte gezogen sah, und in schwarzen Umrissen einen ruppigen Kürbis, da ging er brummend hinaus in die Küche und sagte zu seinem Weib: „Es wird nichts."

Sein Weib verstand ihn, auch wenn er etwas nur ılb sagte, also entgegnete sie jetzt: „Gott Lob und Dank! ſt eh ein Unsinn. Anstatt meinem lebendigen Kind ein ıgeschmierter Leinwandfetzen! Nit anschauen hätt' ich ihn ögen, nit anschauen! In den Ofen stecken hätt' ich ihn üssen."

„Du Narr!" rief der Bauer, und das war bei ihm lemal so viel wie Beistimmung. Er ging in die Stube ırück, um dem Maler zu sagen: Der solle seine Sieben- :chen nur einpacken. Jetzt seien die Wege noch trocken, äter könne es regnen. Aber er sagte nichts, denn als : in die Stube kam, sah er auf einer kleinen Tafel seinen ibhaftigen Knaben, den Gaberl.

Der Maler fand heute gar keine Lust an seiner Arbeit, : tändelte so herum, und da hatte er nebenbei aus Zer- ceuung in einer Zeit von etwa zehn Minuten das Bübel uf die Leinwand geworfen. Und das schaute jetzt mit inen klaren Äuglein so natürlich auf den Richterbaum- ater hin, daß es zum Lachen war! —

„Schau, schau," sagte der Alte schmunzelnd, „da ist uch ein Bekannter. Der geht mit uns Suppen essen."

Das Bild meinte er, und seine Rede war ein größeres ob, als er eigentlich sagen wollte. — Wenn das liebe iderl auch so möcht' ausfallen! — Er hat den Maler icht fortgeschickt.

Später brachte der Knabe ein Schilfrohr, und der Maler schnitt ihm daraus eine Pfeife. Und wohin sie mit :eser Schilfrohrpfeife wieder kamen! Zuerst blies der aberl hinein, und was da heraustönte, das machte ihn ıchen, und dann konnte er nicht blasen, weil der Schnabel useinanderging. Nicht lange dauerte es, so wünschte der

kleine Musikant, der Herr Maler solle zu seinem Blasen zitherschlagen. Meinte der Herr Maler: „Ja gern, wenn ich eine hätte.“ Hierauf der Knabe: „Wir haben eine!“ machte das Winkelkastelchen auf und that etwas Surrendes heraus auf den Tisch. Eine vollendete Zither war's mit sechsunddreißig strammgespannten Saiten.

„Wer spielt denn bei euch?“ fragte der Maler.

„Niemand,“ sagte der Gaberl, „die Liderl hat gespielt, wie sie noch nit im Kloster war.“

„Was hat sie denn gespielt? Was für Stücke hat sie denn gespielt?“

„Na, halt so Jodler und Landler und Walzer und mit den Füsseln dazu gestrampft.“

„Und so was geht ins Kloster!“

„Ja, damit sie nachher vom Mond auf in den Himmel kommt.“

„Die will's aber schon gar zu gut haben — deine Schwester. — Geh, laß mal versuchen, ob ich noch was kann.“

Kaum, daß er nach einigem Saitenstimmen angefangen hatte, einen steirischen Ländler zu spielen, schoß zur Küchenthür die Bäuerin herein, im Gesicht blaß wie eine Gestorbene, denn alles Blut war ihr zum Herzen geschossen vor freudigem Schreck. Sie hatte geglaubt, das Liderl spiele. Als sie beim Zeuge den Maler sah, schlug sie die Thüre wieder zu.

Der Richterbaum, als er inne ward, daß der Maler schier gerade so die Zither spielte, wie das verwirtschaftete Töchterlein, und genau dieselben lustigen Stückeln, wurde von neuem aufgebracht. Das ist ja gerade, als ob's ihm zu Fleiß geschähe, und als ob ihm der Maler ein Ersatz

sein sollte! Na, den kunnt man brauchen! — Am folgenden Abend aber, als der Bauer vor dem Suppenessen sich ein wenig auf die Ofenbank gelegt hatte und wie er glaubte, der Maler der Dämmerung wegen ohnehin nicht mehr arbeiten könne, bat er ihn, daß er ein bissel klimpere

Dem war aber — wie wir wissen — durchaus nicht so, als ob der Maler von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung pinselte. Am nächsten Tage lud er die Hausmutter ein, daß sie ihm sitze. — „Ich? Mich aufmalen lassen? Da werden sie mich wohl eher auf den Friedhof tragen!" So ihre Antwort. Der Hausvater entgegnete auf die Einladung: „Wenn das Liderl fertig ist, nachher werden wir sehen." Was also wollte der Maler machen? Einen fast heftigen Anlauf nahm er, das Porträt der abwesenden Haustochter vorwärts zu bringen. Hundertmal verglich er jeden seiner Striche mit denen auf der kleinen Photographie; jeder Schatten war an seiner Stelle und jedes Licht — aber das Bild wollte nicht lebendig werden Es wollte nicht und es wollte nicht. War er doch sonst gewohnt, nach Photographien zu arbeiten, und die Farben für dieses Bild vertraute ihm ja der kleine Erzengel Gabriel an. Das Braun der Haare, das Rosa der Wangen war dem Knaben recht; bei den Augen wußte er selber nicht, ob braun, ob grau, ob blau, wußte nur, daß alle diese Versuche nicht das Rechte waren. Und beim Mund rief der Kleine immer nur: „Röter! Noch röter! Noch röter!" Und doch hatte der Maler sein purpurnstes Purpurrot fingernageldick aufgetragen. „Noch röter!" rief der Knirps, da warf er den Pinsel weg.

Etliche Tage nach diesen sehr wichtigen Ereignissen erhielt unser gutes altes Pfarrerlein aus der Hauptstadt ein Briefchen von Frauenhand.

„Hochwürden Herr Vetter!

Küß die Hand. In aller Geschwindigkeit und heimlich, denn die Oberin sieht's nicht gern. Ich danke schön für, daß Herr Vetter mich hergeführt haben. Mir geht es gut, aber wenn mehr gesungen und weniger gebettet thät werden, wäre gescheiter. Außer meiner sind noch zwei Novizen und eine hat einen Mundhobel und wenn wir Holz tragen, da wird draußen in der Scheiterhütte fix eins getanzt. Heim schreibe ich nächstens, und derweil bitte ausrichten, die Oberin läßt sagen, der Vatter sollt am ersten Juli gleich zwei Ratten auf einmal schicken. Herr Vetter haben durchschauen lassen, mich einmal zu besuchen, bitt gar schön nicht vergessen. Burrr, die Alte kommt. Küß die Hand.

Dankschuldige

Liderl."

Na, der Pfarrer lugte drein. — „Der sollt man doch ein paar langgeschwänzte Vieher schicken!" brummte er. „Das Betten und den Vatter wollt ich ihr noch verzeihen, aber daß die hochwürdige Oberin statt des Termingeldes Ratten haben will und gleich zwei auf einmal! Liderl, Liderl! — Und überhaupt gefällt mir dein Brief sehr gut. — Da haben wir was Rares angestellt. Ich bin auch manchmal einer!" — Den letzten Satz — muß ich bemerken — verbildlichte der alte Herr mit den zwei Zeigefingern, die er beiderseits an den Ohren aufwärts stehen ließ.

Muß doch nachschauen gehen, was das neue Liderl nacht!" Mit diesen Worten trat der kleine Pfarrer in die Stube des Richterbaumhauses.

„Sie läßt sich entschuldigen, sie ist noch bei der Toilette!" Also antwortete der Maler, der auf der Wandbank lag und eine Cigarette rauchte. Als er jedoch die würdige Standesperson erkannte, sprang er auf und warf das Rauchröllchen weg. Sonst war niemand in der Stube.

Stand der kleine Herr schon vor der Staffelei, blickte eine Weile auf das noch unvollendete Bild und sagte dann: „Es thut sich ja, es thut sich ja. Nach der Photographie ist's trefflich, ganz vortrefflich, mein Herr Meister, aber die Photographie ist nichts nutz."

„Na, da haben wir's, ich ahnte es ja!" rief der Maler, sich mit fünf Fingern in die Haare fahrend.

Der Pfarrer guckte durch die halbgeschlossene Faust auf das Werk, denn das Bild muß einen Rahmen haben. „Es ist recht gut, es ist recht gut," sagte er, „aber es wird mir nicht lebendig. Das ist halt ein Kreuz, mit Photographien arbeiten."

„Ah was Photographie! Da fehlt's!" schrie der Maler, und schlug sich die flache Hand über Stirn und Augen. „Ich sehe ja nicht die Photographie, ich sehe sie selber, sie selber mit dem lachenden Gesicht, mit den springenden Augen, mit dem sprechenden Mund. Sogar die Nasenwinkel sehe ich sie zucken, so deutlich schau ich sie durch das kleine Lichtbild, aber fassen kann ich sie nicht, übertragen kann ich sie nicht. Da — da drinnen bleibt sie stecken. Verwünschte Geschichte!"

„Also Sie kennen das Mädel persönlich?“ fragte der Pfarrer zum Maler aufblickend, „aber setzen wir uns doch, Meister!“ — Denn beim Sitzen war er jedem körperlich ebenbürtig.

„Nie habe ich sie gesehen, Herr, oder immer. Immerwährend, und das verwirrt mich,“ sagte der Künstler unwirsch, aber thatsächlich froh, seine aufgelastete Stimmung einmal entladen zu können. „Bin ja doch sonst kein Stümper, soviel ich von meinen Münchner Meistern weiß. Hier bin ich mit meinem Latein zu Ende.“

„Sie hausieren wohl so herum mit Ihrer Kunst?“ fragte der Pfarrer, und man kannte sich nicht recht aus, war da ein wenig Ungeschicktheit oder Bosheit mit im Spiele.

„Rauchen Hochwürden?“

„Schön' Dank. Ich hab' den meinigen in der Büchsen.“ Damit hielt er dem Maler die geöffnete Dose hin.

„So gestatten Sie vielleicht, daß ich mir eine anbrenne,“ versetzte dieser.

„Sapperment, das geht höflich her!“ lachte der alte Pfarrer, „na in Gottesnamen, fröhnen wir halt jeder unseren Lüsten, wie wir mögen.“

Er führte sich die Prise zu, und der andere zündete eine neue Cigarette an.

„Ja freilich, Hochwürden, hausiere ich so ein wenig herum mit meiner Kunst,“ gab der Maler nun Antwort und betrachtete die Ringlein seines Rauches. „Will's Ihnen auch sagen weshalb. Ich habe vor kurzem unten in Breitenmarkt ein kleines Landgut meines verstorbenen Vaters übernommen, so eine Art von Fideikommiß, und

weil ich meine Kunst nicht ganz ablegen mag, so thue ich bei den Landleuten manchmal in der freien Zeit ein wenig herum, male, was ich finde: Bauern, Bäume, Steine, Wasserfälle, Gemsen, Fuchsen und auch ehrwürdige Pfarrer, wenn sie mir stillhalten. Desgleichen in dieses Haus gekommen — leider! Oder vielleicht zum Glücke. Ich wäre sonst zu hochmüthig geworden, ich glaubte alles zu können, alles, und soweit zu laufen als ich wollte in der Kunst. Jetzt habe ich mir den Schädel an die Planke gerannt — aber ordentlich."

„Meister," sagte der alte Herr, „Sie kreuzigen sich umsonst. Das Mädel ist überhaupt nicht zu malen. Der leibhaftige Unhold! Der Photographie merken Sie's ja an. Eine Momentaufnahme, wie man laufende Rehe photographiert, oder fliegende Vögel! Und so eine sollt' dem Maler sitzen?! Ach, Herr, unser Liderl, das war ein lustiges Kind."

„Verdammt, warum sperrt ihr sie denn ins Kloster?"

„Ich? Ah so — wir," entgegnete der Pfarrer. „Nu, weil der Jesuiter lockte und der Alte wollte, und ihr es recht war, und ich — Amen dazu gesagt habe."

„In welchem Stifte schmachtet sie? Ich entführe sie. Wahrhaftig, Pfarrer, ich hab' ein Recht dazu, eine Pflicht, ich muß es thun, bin es meiner Kunst schuldig. Auf die Leinwand muß sie mir, wie sie leibt und lebt."

„Meister, Meister!" Der Alte drohte mit dem Finger und machte ein schiefes Gesicht.

„Natürlich, verliebt!" warf der Maler mißmuthig hin und schmiß das Restchen Rauchzeug in den Winkel. „Das haben Sie von der Frau Professorin des Herrn Auerbach. Der Reinhardt! Gott, das wäre auch was Neues

sich in ein Modell verlieben! Habe denn aber ich ein Modell? — Aus meiner Erinnerung muß ich sie malen, rein aus meiner Erinnerung — und habe sie nie gesehen. Soll man da nicht verrückt werden?"

Nun wandte der Pfarrer sich teilnahmsvoll zum jungen Manne: „Ich verstehe nichts von der Sache, aber ich meine, Sie sollten ein paar Tage aussetzen und ein paar Nächte darüber schlafen."

„Was nutzt's mir?" entgegnete der Maler. „Ich werd's ja doch malen und doch fertig machen und doch verpfuschen."

Sagte der Pfarrer lächelnd: „Freilich werden Sie das Bild malen, denn es wäre ein Wunder, wenn's ein Anderer fertig machte, wie es jenem Maler zu Florenz erging. Kennen Sie die Geschichte? Der sollte für das Senarikloster ein Muttergottesbild malen; aber als er mitten in der Arbeit war, verlor er den Muth — just wie Sie, und meinte, die heiligste Jungfrau recht zu malen, das sei keiner irdischen Künstlerhand gegeben. Er verschloß sich in seine Kammer und weinte und betete und war halb von Sinnen — gerade wie Sie! Und am nächsten Frühmorgen, wie er wieder in sein Atelier geht und die Staffelei aufdeckt, ist das Bildnis fertig, voll himmlischer Schönheit — das wahrheitsgetreue Angesicht der Mutter Gottes. Gemalt haben es die heiligen Engel."

So erzählte der kleine Pfarrer.

Der Maler stand auf und tauchte einen Pinsel auf die Palette. „Das will ich sehen," sagte er mit heiserer Stimme, „ob's ein Anderer fertig machen wird, was ich begonnen habe." Damit zog er mit bebender Hand einen brutalen kohlschwarzen Strich quer über das Gesicht des Bildnisses.

Der Pfarrer war vor Schreck auf die Füße gesprungen. „So, da haben wir den Thoren," sprach er gelassen. „Und jetzt hat's dem armen Liderl im Kloster gewiß einen höllischen Kratzer gethan über's Gesicht, wie ein wüster Kater kratzt. Mag wohl so sein. Mißverstanden haben Sie mich, Meister, ganz vertrackt mißverstanden. Wenn Sie schon keinen anderen Maler darüberlassen wollen, gut; aber die heiligen Engel werden doch Erlaubnis haben!"

Der junge Meister schämte sich seines Zornes und sagte nun: „Ich will es frisch wieder anfangen. Aber vorher will ich nach Ihrem Rate ein paar Tage vergehen lassen. Er soll mich fortjagen, der Hausherr, was ich zugesagt, werde ich doch leisten. — Wie heißt das Kloster?"

„Ja, mein Allerschätzbarster, das Kloster, das darf man Ihnen freilich nicht anvertrauen," schmunzelte der Alte, „na, packen Sie Eine!"

Auch diesmal lehnte der Maler die angebotene Prise ab. Der Pfarrer nahm Hut und Stock. „War aber nicht schön von Ihnen, dieser schwarze Verband übers Gesichtel herab. War nicht schön. Nu, nehmen Sie das Dreckerle da (auf die Photographie deutend) mit und machen Sie's ganz bei Ihrer gelegenen Zeit."

Der Maler stellte sich, als ob er die Praxis des Hinauskomplimentierens in keiner Weise verstünde. Einstweilen begann er das Bild des Knaben vollends auszuführen.

Der Pfarrer war in die Küche hinausgegangen, wo Bauer und Bäuerin auf dem Herde saßen und immer wieder Rat hielten, was denn eigentlich anzufangen sei ohne das Liderl.

„Den ganzen Handel rückgängig machen!" meinte der Pfarrer. Der Richterbaum machte große Augen und sah doch nicht mehr, als den kleinen Pfarrer. Rückgängig machen einen Handel, den man mit unserem Herrgott geschlossen hat?

„Eine Mustersendung verpflichtet nicht zur Abnahme," sagte das Greislein. „Das erste Klosterjahr ist ein Probejahr. Ist die Oberin mit der Novize nicht zufrieden, so kann sie sie zurückschicken, werden die Eltern klüger, will sagen, weltlicher gesinnt, so können sie sie zurücknehmen, und gereut es das Kind, so kann es selber zurückgehen."

„O mein Gott!" sagte das Weib, „die Leut', was möchten sie lachen, wenn jetzt das Dirndl wieder heimkäm', was möchten sie lachen!"

Antwortete der Pfarrer: „Das Lachen ist doch nichts Schlechtes, insonderheit, wenn man selber mitlachen kann."

„Das wohl, das wohl," meinte der Bauer. „Nachher wollt mir das Lachen schon wieder schmecken. Wenn ich nur wüßt, wie ich's sollt' angehen!"

„Es ist schon gut," sagte der Pfarrer. „Franz, morgen ist keine Messe, ich verreise zu einem Amtsbruder, übermorgen bin ich wieder da, nachher wirst merken, wie du es angehen sollst. — Zwick Eine!"

Seit zwanzig Jahren bot er dem Vetter bei jeder Gelegenheit eine Prise, und seit zwanzig Jahren nahm sie der Franz nicht ein einzigesmal. Solche Sachen da! Wozu denn die Nieserei, wenn man nachher doch allemal wieder „Helf Gott!" sagen muß. Will Gott helfen, so giebt's schon wichtigere Dinge dafür. — „Das Liderl! Wer weiß, wie es ihr geht! Schreiben thut sie auch nicht."

„Ja, um Ratten schreibt sie. Derweil aber keine

Ratenzahlung leisten, ist besser," so das alte Herrlein, und trippelte vergnüglich von dannen.

Paar Tage später, als die Richterbaumleute in die große Stube gingen zur Morgensuppe, trat schon der Pfarrer zur selben Stubenthür heraus. Er besprach kurz eine Gemeindeangelegenheit, weil der Richterbaum zum hohen Rat gehörte.

„Einen Löffel Suppe wird der Herr Vetter wohl mit uns essen," lud der Bauer ein.

Vorwurfsvoll blickte ihn der Pfarrer an: „Ich? Suppe? Vor der Messe? — Unchrist. Aber hinsetzen kann ich mich schon, ein halb Stündel ist noch Zeit. — Sag mir, Franz, ist dein Weib schreckig?"

„Sie hat ihr Lebtag schon viel ausgehalten," antwortete der Bauer.

„Wer Leid erträgt, muß auch Freud ertragen können," sagte der Pfarrer, und sie gingen in die Stube.

Sie setzten sich alle zum großen Tisch im Hausaltarwinkel. Der Richterbaum, sein Weib, der kleine Gaberl und der Maler, welcher heute endlich mit dem Bilde seines Erzengels fertig werden wollte. Der Pfarrer saß am äußersten Rande. Zum Fenster schien die Morgensonne herein, just in die Milchsuppe, in welche der Bauer heute statt Schwarzbrot Weißbrot gebrockt hatte — dem Pfarrer zu Ehren, der den wackeren Essern gemüthlich zuschaute. Die Unterhaltung war schleppend, auch der Maler sprach nur wenig. Die große Leinwandtafel mit dem unfertigen Mädchenporträt stand auf der Staffelei in der halbschattigen Stube. Das verdroß ihn. — Jetzt muß es überhaupt anders werden, so kann's nicht fortgehen. Schon

gestern abends hatte er dem Hausvater Kost und Quartier von sechs Tagen vergüten wollen, worauf der Richterbaum sagte: „Das wär' sauber! Wo Sie uns eh den Gaberl aufgemalt haben, rechtschaffen fein, daß man ihn nur gern anschaut. Gelernt haben S' was, das sieht man. Ah, bleiben S' noch ein bissel da bei uns, es ist ja sonst gar so viel öd."

Nun begann es den Maler neuerdings zu wurmen, daß er mit der „neuen Liderl" so eigentlich abgeblitzt war. — Wie? Was haben denn heute seine Augen? Jetzt ist der schwarze Strich weg! Wer hat denn das gethan?

„Haben S' es doch!" rief der Richterbaum plötzlich ganz laut, sein voller Suppenlöffel blieb zwischen Schüssel und Mund stehen, und er starrte auf das Bild hin. „Haben S' es doch fertig!" denn es war vollendet. Ganz sprechend ähnlich, als ob sie leibte und lebte, so war sie auf der Leinwand. „Liderl!"

„Jesus Maria!" kreischte das Weib auf, „was ist denn das? — Was ist denn das? — Sie dreht ja die Augen! Sie bewegt das Gesicht . . . !"

„— Guten Morgen, Vater und Mutter!" lachte das Dirndl vom Bild heraus, wendete den Kopf, den wirklichen Liderl-Kopf, hin und her, zog ihn durch das Loch der Leinwand zurück, sprang hervor und hing den Eltern auch schon um dem Hals.

„Da bin ich wieder!" rief sie hell lachend, „und ins Kloster geh ich nimmer, da drinnen ist's mir zu langweilig. Und das Jodeln und Tanzen und lauter so lustige Sachen wären Sünd. Leut', wenn da drinnen alles Sünd ist, da kommt man ja im Kloster viel gewisser in die Höll', wie heraußen Gott, da gehe ich nimmer hinein!"

Der kleine Herr hielt dem verwirrten Maler eine spitze Schneiderscheere unter die Nase: „Jetzt schauen Sie einmal diese Beißen an, Meister, die hat Ihnen den ganzen Fleck herausgeschnitten. Ist doch ein Unzücht, so ein alter Pfarrer."

Nun lief das Liderl wie besessen vor Lustigkeit in der Stube umher, dann blieb sie stehen vor dem Maler, schaute ihm hell und frisch in die Augen: „Sind Sie der Herr, der so schön malen kann?" Und trillerte ihm ein Lachen ins Gesicht, wie er so herzfröhlich all sein Lebtag keins gehört hatte.

Der junge Mann war sonst nicht gerade leicht in Verlegenheit zu bringen. Dieser Spott aber und dieses Gelächter machte ihn sprachlos. — Ist das ein Unband! — Ist das eine Hexe! Ja, da giebt es freilich kein anderes Mittel, die muß geheiratet werden.

Nun aber die glückselige Mutter: „Auf alle Mittel und Weis', ihr lieben Leut, wie kann das sein, daß ich mein Liderl wieder hab'?"

Rückte das Pfarrerlein vor, schlug sich die Faust auf die breite Brust: „Der Nonnenräuber! Da steht er! Ich! — Aus dem Kloster entführt, die ganze Nacht geflohen durch Nebel und Wind. Mit dem Postzug angekommen. — Die Oberin läßt euch grüßen und sagen, das Teuxelein stelle sie mit Dank zurück. Da habt ihr's wieder. — Und nun, Kinder, zur Messe!"

— Ich merke es wohl, die schöne Leserin bleibt nicht daheim, sie geht mit zur Messe, und zwar in der Erwartung, daß nach derselben eine Verlobung stattfinden werde.

Aber, Schätzbarste, so schnell geht das nicht.



Die Geschichte vom Schmied und seiner Liebe.

In einer schwülen Stunde hatte Stachel, der Schmied, den folgenden Brief geschrieben:

„An die Nelda Haslinger, beim Herrn Franz de Paul Haslinger zu Oberstraßen.

Liebster Schatz! Bleibt also beim Sonntag von fünf bis sieben. Auf bewußten Plausch. Wo, das weißt eh. Ich verlass' mich drauf. Wenn ich einmal was derspart hab' oder wir sonst zu einem Vermögen kommen, so heirat ich dich. Drauf kannst du dich verlassen.

Dein herztreuer
Eustach Schlägler,
Schmiedgesell in Unterstraßen."

Man sieht, dieser Brief war nicht lang. Auch das Papier war ziemlich lumpig, und doch muß gesagt werden, daß der Schmied-Stachel sein Lebtag keinen Eisenring geschmiedet hatte, der so unverbrüchlich festhielt, als dieser Brief. Das Eisen rostet, Liebesbriefe aber rosten nicht, und selbst wenn sie tausendmal naß werden unter Küssen und Thränen. Und die Nelda bestand auf ihrem Schein.

Der Stachel war in der Arbeit ein fleißiger Bursch und hatte keinen schlechten Lohn, aber er vertrank ihn

und verspielte ihn. Denn wenn er spart, dann erspart er sich etwas, und dann muß er sie heiraten. Anders konnten sie gottlob wohl kaum zu einem Vermögen kommen. Der Stachel hatte von seinen Verwandten bereits geerbt: vom Vetter einen noch fast neuen Tuchrock, von der Muhme ein egyptisches Traumbüchel und eine Tabaksdose aus Krötenhorn, vom Vater den ehrlichen Namen und von der Mutter die Medizinflaschen und die ärztlichen Rechnungen. Bei der Nelda stand auch nichts in Aussicht, denn ihr Oheim, dessen Junggesellenwirtschaft sie seit einiger Zeit versorgte, war sehr schwerhörig, wenn sie manchmal von ihrer Zukunft sprach. Also fühlte der Stachel sich ziemlich sicher. Jenes Briefes würde er selbstverständlich längst vergessen haben, allein die Nelda brachte ihn manchmal zum Vorschein. Sie bewahrte ihn an einer — man möchte sagen — einbruchsicheren Stelle, wohin keine Diebeshand mehr griff, wo auch kein Brandunglück mehr zu fürchten war. Der Stachel war noch in die Volksschule gegangen, als die Nelda schon so schwach stand, daß sie Einer sitzen lassen konnte. Seither war sie vorsichtiger geworden. Dem Schmiedgesellen gefiel nur nicht, daß sie ewig jung blieb — seit sechs Jahren schon im neunundzwanzigsten! Ihm gefielen — aufrichtig gestanden — besser solche, die noch in dem Alter stehen, in welchem man sich lieber älter macht, als jünger. Eine saß am Sonntag in der Kirche, die — Eustach Schlägler! Wer hat sich verschrieben? — Wenn der Mensch nur kein Gewissen hätte!

Eines Tages kam die Nelda zu ihm, hoch gerötet war sie und aufgeregt, und sie hätte ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. Er erschrak unsäglich, beruhigte sich aber,

als sie ihm Folgendes mitteilte: Hinter dem Ofen, in welchem ihr alter Oheim fast beständig sitze, und von welcher Stelle er nicht wegzubringen sei, befinde sich in die Wand eingemauert ein eisernes Kästlein!

„Was geht das mich an!“ versetzte der Stachel.

„Aber denke doch, Stachel! Denkst du denn nicht? Er ist einmal in Mailand gewesen, als Soldat, nachher auch in Wälschland, ja sogar in Italien! Da kann er sich schon was dermacht haben!“

„Ist er bei den Banditen gewesen?“

„Aber Stachel, wo denkst du hin! Mein alter brummiger Oheim! Der brummt ja alleweil so laut, den hätten sie gleich aus dem Versteck gehabt. Derspart wird er sich was haben, und nichts davon gebraucht, weil er seine Pension hat. Und denk' dir nur, der Oheim ist kränklich — und auch schon alt!“

„Das ist wahr,“ sagte der Stachel.

„Und ich noch jung.“

Darauf schwieg der Stachel.

„Richte dich zusammen, Stachel, laß' dir die Bräutigamshosen machen. Den Schneider werd' ich schon zahlen.“

Der Schmied ging seit dieser Unterredung mürrisch um und hieb mit seinem Werkzeug auf das glühende Eisen heftiger, als es nötig war. Er verdarb damit manches. Und da meinte der Meister, dem Stachel müsse man nicht so viel zu essen geben, er leide an überschüssiger Kraft. — Wenn einmal ein Schmied zu stark ist! Nur schade, daß so kräftige Mannsleute manchmal sonst so schwach sind! — Wenn der Mensch nur nicht schreiben lernen müßte! Dieses verdammte Schreiben! Der Stachel

hätte sich am liebsten fremd gemacht zu Unterstraßen und wäre in die weite Welt marschiert. Aber jene, die am Sonntag in der Kirche saß! — Als ob am Sonntag nicht viele in der Kirche säßen! Nein, für den Stachel nur eine. — Wer sie ist? — Ein armes Zuchtdirndel beim Steckelbauer. Arm und verwaist, hat nichts Gutes auf der Welt, die Leute sind hart auf sie. Ihre liebste Zeit ist in der Kirche, da gilt sie so viel, wie die Anderen, da weiß sie Einen, der ihr gut ist ... das ist Eine, die in der Kirche noch an den lieben Gott denkt. Dieser hinwiederum schiebt den Schmiedgesellen vor. Und am Pfingstsonntage nach dem Gottesdienst, wie sie unter den Birken steht, und ihr Busentuch in Ordnung bringt, das sich im Gedränge verschoben hat, geht der Stachel auf sie zu und fragt ganz freimütig. Und sie läuft davon. — So dumm ist der Stachel sich sein Lebtag nicht vorgekommen, als jetzt, da er mutterseelenallein unter den Birken stand, unter welchen er gerade zu zweit hatte stehen wollen. Er hätte sich vor Zorn Maschen und Hemdkragen vom Halse reißen mögen; auf dem Boden lag ein rissiger Stein, den trat er in Scherben. Und das soll Liebe sein?

An einem der nächsten Abende ging er hinauf gegen den Steckelbauernhof. Es war schon dunkel, es war gewitterschwül und hinter den Bergen zuckten Blitzscheine auf. Des Hohlweges herab lief die Nelda, sie lief mit Hast. Er wich ihr schnell aus: „Du hast's eilig, will dich nicht aufhalten."

„O Lapperl, du willst mir ausweichen!" sagte sie vertraulich, „ich wollt' ja zu dir hinablaufen."

Da blieben sie stehen beisammen und der Stachel dachte: Was ist jetzt zu machen, daß ich ihr entkomme?

„Endlich, mein Lieber, endlich können wir Ernst machen," flüsterte sie.

„Ernst? Mit was? Wieso?"

„Geh', stell' dich nicht so tappig. Hast schon lang genug darnach geplangt. Im Schreiben bist alleweil aufrichtiger wie im Reden. Heiraten können wir."

Der Stachel schüttelte den Kopf. „Ja, wenn ich was derspart hätt'!" rief er wie unmutig aus. „Ich bin ja soviel ein leichtsinniger Mensch und kann mir's nicht abgewöhnen. Was ich mich schon geärgert hab' über mich selber! Nein, nein, so ein Lump wär' das größte Unglück für seine Familie!"

„Was redest denn, Stachel?" versetzte sie und packte ihn an der Hand. „Ich acht's ja, daß du so redlich denkst, aber hab' ich dich gefragt nach deinem Ersparten? Das ist nimmer Not, jetzt nimmer. Ich hab' die Mittel."

„Du?"

„Mein Oheim ..."

„Aber der giebt nichts her."

„Alles giebt er her."

„Ist ja soviel sparsam, dein Oheim ..."

„... gewesen. Du, der hat sich curios geändert!"

„Was du nicht sagst!"

„Alles, was da ist, gehört mein, seiner einzigen Verwandten."

„Hat er das gesagt?"

„Gesagt hat er's!"

„Kann sich aber doch wieder anders besinnen."

„Das thut er nimmer."

„Wird's wieder zurückhaben wollen."

„Das kann er nimmer."

„Warum soll er das nicht können?"

„Weil er auf dem Brett liegt."

Der Schmied ging langsam weiter, sie neben ihm her. Er schwieg und war nachdenklich. Da hatte er es ja gehört, wie dieses Weib einmal sprechen würde, wenn er selber auf der Bahre läge. Überaus widerlich kam sie ihm vor, und er sann auf Mittel, sich ohne Aufsehen von ihr loszulösen. Das Heiraten hatte er ihr versprochen — und brieflich; unter Bedingungen zwar, aber diese waren jetzt erfüllt. Ein guter Freund hatte ihm gesagt: Hättest dich dem Teufel verschrieben, so könntest vielleicht noch erlöst werden; aber so ...? Hat sie nicht schon einmal durchblicken lassen, daß sie ihn bei Gericht verklagen will, wenn er „seinen Wechsel" nicht einlöst?

„Warum bist denn so still, Stachel?" fragte sie ihn. „Sollst dich ja gefreuen über unser Glück!"

„Gefreuen? So viel traurig bin ich."

„Ja, weswegen denn, Stachel?"

„Weil dein Oheim gestorben ist!"

„Narr! Der hat's überstanden."

Der Stachel blieb wieder stehen: „Weißt, Nelda, ich will dir was sagen. Du hast jetzt ein Vermögen, ich bin ein armer Teufel. Du mußt dich nicht für gebunden halten. Du kriegst jetzt Männer, die weit besser für dich passen. Ich glaube nicht, daß du mit mir könntest glücklich werden; meine Untugenden kann ich mir nicht mehr abgewöhnen, ich bin schon zu alt dazu."

Sie flog ihm an den Hals: „Jetzt erst weist sich's, was du für ein braver Mensch bist! Und daß du nur auf mich denkst! Ja, ja, Stachel, ich erlaub dir's schon, du brauchst dich nicht zu ändern, ich mag dich wie du bist.

Sollen wir ein Hammerwerk kaufen? Oder gefreut dich ein großer Bauernhof? Oder willst du lieber in die Stadt?"

Der Stachel stutzte. „Soll denn so viel da sein?" fragte er dann mit weicher Stimme.

„Es wird schon was da sein!"

„In Bargeld?"

„Wahrscheinlich. Möcht' es selber wissen. Bin schon höllisch neugierig."

„Ja, hast du es nicht gesehen?"

„Es ist im eisernen Kastel hinter dem Ofen. Das ist noch gesperrt."

„Da heißt's zuwarten."

„Es wär' bald offen. Mit Schmiedewerkzeug wär's bald offen."

Jetzt wendete sich der Schmied rasch zu ihr: „Nelda, das ist wahr! Ich könnte einbrechen."

„Na, das heißt, nicht so," entgegnete sie abwehrend. „Gleich so ein grausliches Wort da! Wer spricht denn vom Einbrechen? Aufmachen, wenn's leicht geht — wegen der Gewißheit."

„Na freilich," sagte er in gutmütig beistimmendem Tone und insgeheim: „Jetzt möcht' ich doch wissen, wie weit sie geht und ob ihr das ernst ist. Vor Der habe ich keine Angst mehr, mit der treibe ich jetzt mein Spiel."

„Ich will dir schon helfen, Nelda," sagte der Stachel, „geh' nur voraus, ich muß bloß Werkzeug holen und werde bald nachkommen."

„So komm fein bald," flüsterte sie und eilte dem Häuslein zu, in welchem sie mit dem Oheim zur Miete seit einem Jahre gewohnt hatte.

So viel Werkzeug glaubte der Schmied bei sich zu haben, als er brauchen würde bei dem bevorstehenden Einbruche. Er ging also nicht hinab zur Schmiede um Werkzeug, sondern er ging hinauf gegen den Steckelbauernhof. Mittlerweile waren die Blitze greller geworden, man hörte schon das Nachhallen ferner Donnerschläge. Als er zur Weide kam, die von alten Bäumen und Büschen eingeschlossen war, sah er im Scheine der Blitze, daß hier Rinder grasten und bei denselben ein Menschenwesen stand. Steckelbauer's Ochsen, die tagsüber auf der Brache gepflügt hatten, waren beim Abendmahl, und wer sie dabei beaufsichtigte, das war — ein blinkender Blitz verriet es — das Kirchendirndel. Es stand in seinem Werktagsg'wandlein recht schlank da, mit den Barfüßen im feuchten Grase; auf dem Köpflein hatte es einen alten Männerhut mit sehr breiter schwammiger Krempe, die es vorne über die Augen herabzog zu Schutz und Schirm vor den schreckbaren Blitzen. Das Dirndel schlich ganz nahe an die Rinder heran, als suche es bei diesen Heil und Trost im nahenden Gewitter. Als die Thiere aber jetzt anfingen, miteinander zu gaukeln und sich gegenseitig mutwillige Stirnstöße zu versetzen, kam die Hirtin in Gefahr, von ihnen in den Boden getreten zu werden, sie mußte zurückweichen und war ganz allein mit ihrer Angst. Jetzt trat der Stachel vor, und um sie nicht auch noch zu erschrecken, blieb er etliche Schritte vor ihr stehen und sagte heiter: „Dirndel, soll ich dir fürchten helfen?"

Heute lief sie nicht davon, denn es war ihr beruhigend, einen Menschen nahe zu wissen; zwar gestand sie nicht ihre Gewitterangst, erzählte nur, daß der Blitz vor einiger Zeit auf der Erlau einen Hirten mitsamt den

Schafen erschlagen habe. Und so oft ein Strahl durch den Himmel flog, zuckte sie mit dem Atem auf, und je näher die Donner kamen, desto näher kam sie an den Stachel her.

„Ist denn niemand anderer in Eurem Hof, der so spät Abends die Ochsen thät weiden?“ also der Schmied.

„Es will sonst niemand,“ antwortete sie.

„Und du willst?“

„Ich werde nicht darnach gefragt. Da heißt's nur: Es ist ausgespannt. Nandel-Dirn, geh' Ochsen weiden.“

„Nandel-Dirn, ich sag' dir was,“ versetzte nun der Schmied. „Von heut' an sollst du nimmer allein Ochsen weiden. Ich will dir allemal Gesellschaft leisten.“

Sie entgegnete nichts darauf, denn sie war über sein Wort ordentlich erschrocken, gerade wie damals unter den Birken, sie war derlei ja nicht gewohnt. Ganz leise sagte sie endlich: „Du mußt mir wohl recht gut sein ...“

Jetzt war der Sturm da. Er toste in den Bäumen, er pfiff im Gebüsch, er grub Sand aus dem Boden und streute ihn in die Lüfte. Vögel, die schon schlafen gegangen, flatterten wieder auf und Wassertropfen, so kalt und scharf wie Eis, sausten nieder. Die Rinder liefen mit gehobenen Schwänzen in den Wald hinein; die beiden Menschen fanden unter einer vorspringenden Felswand einigen Schutz. Sie schmiegten sich enge aneinander, das Dirndel zitterte, er suchte es mit seinem Rocke zu decken, doch schon in den ersten Augenblicken waren sie durchnäßt bis an die Haut.

Das Unwetter wüthete nur kurze Weile. Dann ward es ruhig, die Bäume troffen, die Wolken standen in lichten Fetzen und zwischen durch schien der Mond.

„Das muß auch noch sein," sagte der Stachel und preßte ihr einen heftigen Kuß auf die Lippen. Sie drückte rasch entgegen, wahrscheinlich, um ihn zurückzudrängen. Dann trieb sie ihre Ochsen dem Hofe zu und er ging nach Oberstraßen. Von Einer zur Andern! Und einbrechen! Der Schmied mußte lachen darüber, daß er ein so bodenlos niederträchtiger Kerl geworden war.

Der alte Franz de Paul Haslinger lag ganz manierlich da. Er brummte nicht und verweigerte nichts. „Alles, was vorhanden ist, kannst haben!" Das war sein vorletztes Wort gewesen. Sein letztes, gab die Nelda an, habe sie nicht mehr verstanden. Dasselbe soll ihre Person bezeichnet haben, und zwar sehr bündig. Unter dem Kopfkissen hatte sie seine Brieftasche gefunden, in derselben fand sich sein Pensionsbogen und ein Zehnguldenschein und ein Vater Radetzky in Holzschnitt und ein buntbemaltes Bildchen des heiligen Franz de Paul. Natürlich! — Als nun der Schmied kam, nahm die Nelda ihre Handlampe und führte ihn hinter den Ofen. Ja, da war das eiserne Kästlein, wohl eingemauert in die Wand, so daß man nur das Thürchen sah mit dem kleinen runden Schlüsselloch. Das Ding lag fest im Schlosse und rührte sich nicht, wie auch die Nelda daran zu rütteln suchte.

„Das soll es sein?" fragte der Stachel.

„Freilich," lispelte sie.

„Das ist's?" fragte er nochmals.

„Mach', mach', ehe die Leute kommen. Mit dem Eisen kannst du ja umgehen. Bei dir ist's bald geschehen." Sie bebte vor Gier.

„Wohl, wohl," sagte er ganz ruhig, geschehen wird's bald sein. Aber den Schlosserlohn sollst mir im voraus

zahlen. Ich meine, sobald du den Schatz siehst, kann dich der Geizteufel packen, und du giebst nichts mehr her."

„So schwatz nicht und mach' auf!"

Er zog schmunzelnd sein Taschenmesser hervor, öffnete an demselben ein Eisenhäklein, steckte es ins Schlüsselloch des eisernen Thürchens, stocherte ein wenig — offen war's.

Die Nelda stürzte hin und starrte in das Loch. Da drinnen war es sehr finster und sehr rußig — der Stachel lachte laut auf.

Das eiserne Thürchen führte in den Schlauch des Schornsteins, für den Rauchfangkehrer in außergewöhnlichen Fällen. Die Nelda war wie gelähmt. Sie fuhr sich in ihr Gewand und zerrte daran, fuhr sich in ihr wüstes Haar und grub darin. Jetzt streckte sie ihre Arme in die finstere Öffnung, nach unten hin, nach oben hin, nach den Seiten hin — die Hände kamen leer zurück, aber grausam rußig. Der Schmied lachte noch immer, lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, der unfromme Schelm — und war doch eine Leiche im Haus.

Die Nelda, nachdem sie sich ausgetobt hatte, verfiel in einen Weinkrampf. Als die Nachbarn kamen, um an der Bahre die nächtliche Wache zu halten, wie es Sitte ist zu Oberstraßen, verwunderten sie sich baß über den tiefen Schmerz der armen Thusnelda Haslinger. Ihrer bekannten Artung nach hätte man erwartet, daß sie den Tod des alten Rittmeisters wesentlich gefaßter ertragen würde. — Freilich, der einzige Verwandte, es ist ja zu begreifen. Es war sehr traurig, und doch mußte noch einmal gelacht werden, denn die Nelda sah im Gesichte aus wie ein Zebra — das hatten die rußigen Finger ge-

than. — Der alte Oheim lag sehr behaglich da und schien sein letztes Wort nicht zu bereuen.

Der Stachel sagte: „Gute Nacht!“ — Die Nelda war so wüthend, daß sie ihm alle Töpfe und Kübel hätte nachschleudern mögen, die da umherstanden; an den Busen fuhr sie sich, riß ein Papier hervor, zerknüllte es in der Faust und warf es dem Burschen nach auf den Rücken. Schon im nächsten Augenblicke bereute sie den Wurf, war aber zu spät; der Stachel hob an der Hausthüre den Knüllen auf, steckte ihn in den Hosensack und sagte: „Jetzt ist's gut!“ Dann war er fort, verschwunden in der dunklen Nacht.

Nach Hause ging er, geradewegs nach Hause und legte sich schlafen. Am nächsten Tage war Sonntag. Er ging in die Kirche und lugte hin auf die Eine. Wieder ganz trocken war sie, gottlob! Nachmittags ging er nicht ins Wirtshaus, nicht auf die Kugelbahn, denn heute hub er an zu sparen. Jetzt konnte es ihm ja nicht mehr gefährlich werden, der Knüllen war in seiner Hand.

Es währte nicht zwei Jahre, was sage ich, zwei Jahre! kaum eins! und es geschah, was wir ja schon wissen. Der Eustach Schlägler führte die Eine, die Seine aus der Kirche. Das weitere ist ohnehin gut.



Die Geschichte von der Häuselschnecke.

Eins aus dem Nachbarslande.

Einen Juchezer zum ersten! denn heute geht's auf die Alm. Einen Juchezer zum zweiten, denn wir holen die Braut. Einen Juchezer zum dritten — warum, das wird sich zeigen.

Auf der grünen Alm, da ist sie und da weint sie. Auf einem moosigen Stein kniet sie und betet. Es ist da oben selten Eine so steinunglücklich oder so der himmlischen Freuden voll, daß sie beim Beten weinen muß. So Eine ist unser frisches Dirndel, die Toni. Über Knietief steckt sie im Glück, darum muß sie so närrisch weinen, daß sie sich vor sich selber schämen möchte. Jetzt trottet die semmelfalbe Kuh daher, da thut das Dirndel mit der grauen Schürze das Nasse weg von den Wangen und sagt: „Du Alte, jetzt hab' ich lei so viel lachen müssen, daß mir 's Wasser in die Augen ist gestiegen. Denk' dir jetzt kommen zwei Toni zusammen, er heißt Toni und ich auch, und das wird einen schönen Wirrwar geben, sag' ich dir!" Die Kuh gab eine etwas unverständliche Antwort, aber Bräute verstehen an solchen Tagen auch die

Tiersprache. „Der Namen wegen,“ sagte die Semmelfalbe, „wird's keinen Wirrwarr geben, wenn nur sonst..! Daß es dir mit dem deinigen nur nicht so geht, wie mir mit dem meinigen! Möcht' dir's nit wünschen. Die Männertreu, meine liebe Toni, die Männertreu!“ Auf das mußte das Dirndel wirklich lachen. „Die Männertreu!“ rief sie, „ach was fällt dir ein. Die ist ja gar so viel stark, die bricht nit! Dem Toni seine, sagt er, ist aus Eichenholz und an den Eckelen noch dazu mit Eisen beschlagen.“ Und sie lachte so lang, bis sie grausam erschreckt einen Schrei that.

Von hinten her hatte sie Einer mit kräftigen Armen um die Mitte gefaßt und hoch in die Lüfte geschwungen.

„Hops auf, Schneckerle!“ sagte der Toni, „jetzt bin ich da um dich.“

„Geh, schlechter Toni!“ sagte die Toni, „daß du mich so schrecken kannst! Auslaß!“

Hochzeitlich angethan stand er vor ihr in nagelneuer Bauerntracht.

Von den Höhen her in der Morgenfrische klangen Waldhörner und Schwegelpfeifen. Die Halter und Senninnen, welche von den Musikanten abgesucht, d. h. abgeholt worden waren in ihren zerstreuten Hütten, kamen herbei, um von der Genossin Abschied zu nehmen. Sie brachten bekränzte Butter und Kuchen und in Binsenkörblein frische Brunnenkresse und Eier. Dann huben sie an zu tafeln auf der grünen Alm. Der Halter Jirgel hatte einen Plutzer bei sich. „Greift's zu,“ lud er ein, „für jedes ein kuhmaulvoll Geist!“ Sie tranken den Branntwein und wurden unbändig munter.

Nur die Toni, obzwar sie auch ihr „kuhmaulvoll Geist“

zu sich genommen hatte, war völlig weinerlich. Denn die Kameradinnen setzten ihr jetzt das Kranzel aus Alpenblumen aufs Haar, und bei solchem Geschehnisse werden jeder Braut die Augen naß. Doch aber schaute sie der Toni forschend an und sprach: „Was weinst denn jetzt, Tonele? Des Kranzels wegen? Du wirst es doch heut' wohl noch tragen dürfen, gelt!?" — Heftig nickte sie mit dem Haupte auf und ab, so daß die Kameradin sagte: „Aber so halt still den Schädel! 's ist ja noch nit festgespendelt."

„Macht's, macht's!" drängte der Bräutigam, denn ihm war schon ums Hochzeiten.

Die Tonele war aber noch nicht fertig. Jetzt trug sie dem Almbuben strenge auf, die Hütte und die drei Kühe sorgfältig zu bewachen, bis die Sefferl heraufkomme; sie selber bleibe für das Jahr schon unten im Thal, und die Almer möchten im Herbst mit dem Vieh gesund heimkommen ins Häusel. Dann wendete sie sich an ihre Almgenossinnen: „Der heurige Sommer hat mir nit lang gedauert," sagte sie feierlich, „aber wenn halt der Rechte kommt, da verlaßt man die Küh' und Kalmen und die besten Kameradinnen und geht mit ihm, wohin er will, und wär's bis ans End' der Welt oder gar nach Amerika, wie die Glöckel-Kathrin mit ihrem Thomas. Ich geh' freilich nur mit ihm in mein Staudenhäusel hinab und verhoff' euch schon immer einmal noch zu sehen. Dank euch Gott für alles! Du, Theresel, daß du mir meine Küh' oft hast heimgetrieben; du, Nandel, daß du mir der krummen Kalm den Schinken (Fuß) hast einfatschen helfen; du, Stefel, daß du mir immer einmal einen Bund Futter hast zur Hütten getragen. Seid's all bedankt. Und dich,

Mariedl, hab' ich einmal ein trickigs Mensch geheißen, thu' mir's heilig verzeihen. Und wem ich sonst was Leids hab' gethan, thut's mir's heilig verzeihen, und in den Ehestand nachschelten, das soll mir niemand."

„O du narrische Tonele!" riefen alle, „wir wünschen dir tausend Glück und hundert leibige Küh' und zehn kleine Buben!"

Länger hielt's der Toni nimmer aus, rasch nahm er die Braut am Arm und fuhr mit ihr ab über die grüne Alm.

Er war ein Holzknecht, von der Murauergegend herübergekommen erst vor kurzer Zeit; gerade nicht von den schönsten einer, aber mein Gott: Jugend, Gesundheit und gerade Glieder, was braucht man denn mehr? Der Jugend wegen hätte er zwar noch um zehn Jahre früher heiraten können, aber — und das waren seine eigenen Worte — eine Weichschneck' (Waldschnecke) konnt' er nicht brauchen, und ein Häuselschneck' hätt' er bisher nicht gefunden; die Tonele ist Erbin des Staudenhäusels und der kleinen Alm, und so wagt er es mit ihr und sie mit ihm. Und just Der allein steht ihr an.

Als sie jetzt durch den Wald hinabgingen, legte er den Arm um ihre Mitte: „Wir haben uns halt gern, du Schneckerl, du! Gelt?"

„Was fragst denn?" entgegnete sie, „wie gern ich dich hab', das weißt du, und wie gern du mich hast, das mußt du lei auch wissen."

„So gern wie dich, hab' ich noch Keine gehabt."

„Am End' bin ich gar die Erste!" rief sie und klatschte die Hände zusammen.

„Bei meiner Treue!“ versicherte er. „Und ich bin ja auch dein Erster, gelt, Tonele?“

„Ja, was glaubst denn, Toni?“ rief das Dirndel lustig. „Daß ich alleweil auf dich gewartet hätt'? Und hab' doch gar nit gewußt, daß du auf der Welt bist! Mein Letzter kannst sein, wenn du willst!“

„Geh, Tonele, thu' nit so Späßle machen!“ sagte er. „Wenn's ernst wär', was du jetzt gesagt hast, ich wüßt' nit, was ich thät!“

„Na versteht sich!“ lachte sie, „gleich da über die Wand abi! Wie du schon bist! — Du schau, da haben sie uns abgesperrt.“

Kein Sturmwind war gegangen, nicht gestern und nicht heute, aber die Bäume lagen in kreuz und krumm über dem Wege. Das hatten mutwillige Bursche den Brautleuten zu Ehren gethan. Aber der Toni stieg darüber hin und die Tonele kroch unten durch. Als sie ins Thal kamen, wo zwischen einem Waldschachen und dem Wasser das Staudenhäusel steht, ging die Tonele hinein, und den Bräutigam ließ sie heraußen stehen. Er stand da, schaute um und um und überlegte, was nun zuerst gearbeitet werden müsse am Häusel, im Garten und auf dem sonnseitigen Feldlein. Es ist alles hübsch beieinand, und es wird sich leben lassen. Das alles kriegt er zum Lohn, weil er so ein schöner Mann ist! Eine feine Häuselschneck' hat er gefunden, und die andern — die Weichschnecken —? Ah was, vom Murauerischen herüber ist's weit. Er schien die Weiber zu kennen, daher hatte er sich auf eine Stunde Wartens gefaßt gemacht, und daher begann er nun die jungen, lose gewordenen Obstbäumlein mit Weidenzweigen fester an den Stab zu binden; denn eine Stunde lang müßig stehen,

das war des jungen Holzknechts Sache nicht. Aber sie kam schon nach einer halben Stunde aus dem Häusel und leuchtete wie ein Maienstrauß. Ein weißes Kittele mit blauen Sternlein und hellen Röslein, ein vergißmeinnichtfarbiges Schürzele, ein schwarzes Joppele mit rotseidenem Busentuch darüber. Das Gesicht war schon auf der Alm gewaschen, das Haar schon auf der Alm gekraust, das Kranzel schon auf der Alm angespendelt worden.

„So, jetzt bin ich's," sagte sie lustig, „wenn man einen so sauberen Mann heiratet, muß man sich lei wohl auch sauber herputzen. Gefall' ich dir? — Du bist mir aber ein schöner Bräut'ger, du hast ja gar keinen Buschen auf dem Hütele! Gieb her, ich steck' dir einen hinauf. So, jetzt bist es."

Nelken und Rosmarin hatte er im grünen Band, und ein Stammel davon stand hoch über den Hut hinaus, also daß seine heutige Würde wohl von weitem zu erkennen war. Die Braut trug in blaues Tuch gewickelt einen großen Laib Brot bei sich, aber nicht für den Bräutigam, falls er unterwegs zur Kirche hungrig werden ollte, sondern für die Armen, die nun anhuben, hin und hin am Wegesrand zu stehen, und an denen sie das Brot stückweise verteilte. Barmherzig sein, damit soll nach altem Brauch der heilige Ehe- und Wehestand anheben.

Neben dem Wege im Moorgrund balgten sich verwahrloste Kinder. Ihre Kleidchen waren fahl, zerfetzt, über und über mit Morast bespritzt. Diese Rangen rief der Bräutigam, warf ihnen aber die kleinen Münzen nicht vor die Füße, sondern gab sie ihnen in die beklexten Hände.

„Du hast die Kinderle wohl recht gern, Toni?" fragte ihn die Braut.

„Vielleicht arme Waislein!“ sagte er, „kein Mensch kümmert sich um sie. Wenn Eins auch noch Eltern hat, so schauen sie sich nit um nach dem Würmel oder dürfen sich nit umschauen; ’s is halt ein Kreuz. — Na, jetzt geht’s nur und thut’s nit raufen! Wirst ihn auslassen, du Racker, den Andern beim Haar! — ’s ist halt ein Kreuz!“

Je näher sie dem Dorfe und der Kirche kamen, desto feierlicher ward der Braut zumute, und auf manche holde Red’ des Bräut’gers gab sie kaum eine Antwort. Auf dem Kirchenplatz waren schon die Hochzeitsgäste versammelt mit den Musikanten. Die Hochzeitsmutter nahte mit einem dürren Palmkatzelzweig und verlangte nach der Väter Sitte, daß der Bräutigam sich drei Katzeln in die Schuhe thue. Jetzt wurde der Holzknecht das erstemal rot; vor den Leuten die Stiefel ausziehen, daß sie sahen, er hätte keine Strümpfe an? — Mit einem Silberzwanziger kaufte er sich los vom alten Brauch. Auch die Braut legte eine Münze auf den Teller, mit dem der Meßner demütig umherging.

„Thut’s ihn nur recht schmieren, den Himmelvater, daß er euch Glück und Segen giebt!“ sagte die dicke Hochzeitsmutter sinnig, sie selber gab nichts.

Als sie zu Paar und Paar in die Kirche schritten, bemerkte der Toni, der mit einer „Kranzeldirn“ hinter der Braut mit dem „Kranzelbuben“ ging, daß neben dem Thore der Forstjung stand, und daß die Tonele ihr Gesicht rasch auf die andere Seite wendete. Der Forstjung war starr und totenblaß wie eine aufrechtstehende Leiche, aber sein Auge zuckte und konnte sich nicht wenden von

der Braut, bis sie in der Thür verschwunden war. Der Toni knirschte mit den weißen Zähnen so stark, daß das Kranzeldirndel ihn flüsternd fragte, ob er sich jetzt nicht gar einen Zahn ausgebissen hätte?

Eine Viertelstunde später ist das Jasagen da. Er stößt seine drei Ja scharf heraus, sie lispelt dieselben schämig und so leise, daß die Fernerstehenden schon meinen, die Tonele habe ihre Ja verweigert, aber der Geistliche hat sie recht wohl gehört — und somit ist das Schloß zugeschnappt und der Schlüssel hinausgeschleudert in die Ewigkeit.

Der Bräutigam hatte während der Trauung mehrmals nach dem Eingange geschielt. Wenn jemand käme und Lärm schlüge! .... Das wäre so was! Es ist halt ein Kreuz! — Aber es geschah nichts, und sie gingen hernach ins Wirtshaus zum Tanz und zum Essen.

Daß in Spaß und Ernst noch manch sinniger Hochzeitsbrauch erfüllt wurde, wird man mir ohne besondere Beteuerung und Berichterstattung glauben. Als die dreifache Mahlzeit zu Ende ging, waren schon die Lichter angezündet im Saal, da stand der Hochzeitsvater (Hochzeitsleiter) auf, schrie in den lustigen Festwirrwarr hinein, er bitte um Ruhe, es sei der Engel aus dem Paradies gekommen mit einer Botschaft.

Der Engel aus dem Paradies? Na, da horchten sie auf. Der Brautvater räusperte sich ganz wie der Pfarrer auf der Kanzel, legte auch die Hände so vor sich hin und hub mit derselben Manier an, also zu sprechen:

„Liebe Braut- und Hochzeitsleute!

Im heiligen Paradies, als sie fertig waren allbeide,

küßte der Gottvater den Adam auf die Stirn und die Eva auf den Mund, und deswegen hat der Mann seinen Verstand im Hirn und das Weib den ihren auf der Zunge. Und sintemalen und alldieweilen das Weib ihren Verstand auf der Zunge hat, so sagt sie ihre Geheimnisse frank und frei, und der Mann thut seine verschweigen. Und deswegen hat mir die schöne Braut just anvertraut, daß ihr das Herz möcht' zerspringen vor lauter Lieb' und Freud' und anderen Dingen, und daß sie einen so braven Mann hat gekriegt und daß so viele ehrenwerte Gäste sich zu ihrem Ehrentag haben eingefunden. Und da wollt' sie gleich ihre Brieftasche aufmachen und dem Herrn Speisemeister (Hochzeitswirt) und Kellerwartel alles bezahlen, was die ehrsame Gesellschaft genossen, auf den Bescheidteller gelegt und in die Gurgel gegossen. Noch zu rechter Zeit stupft sie der Engel aus dem Paradies in die Seit' und sagt: ‚Geldverschwenden willst heut'? Und aufs Jahr thut liegen ein Kindele in der Wiegen und schreit um Brot. Und in sieben Jahren sind sieben Kindelein da und schreien alle um Brot, um Brei und noch um sonst allerlei. Bedenk's und gieb Ruh' und mach dein Tascherl wieder zu und laß den lieben Hochzeitsgästen die Freud und Ehr', daß sie das selber lei büßen, was sie verzehrt und daß sie auch für das ehrsame Brautpaar zahlen und für die Brautmutter, gar lobenswert, die sich rechtschaffen geplagt hat an dem heutigen Tag, und für den Brautvater, den alten armen Hascher, der predigen soll und keine Stimm' nicht hat.' — Just so hat's ihr der Engel gesagt, und just so hat es die schöne Jungfer Braut mir anvertraut, sintemalen sie kein Geheimnis verschweigen kunnt, weil sie der Gottvater geküßt hat auf den Mund.

.nd wetten will ich nichts, das Stuck hat ihm der schlaue
räut'ger abgeguckt und macht ihm's nach, wozu er meinen
iegen hat und unser aller Glückwunsch für tausend Jahr!
ivat das Brautpaar!"

Also hatte der muntere Alte gesprochen, und jetzt
ußten sie die Botschaft des Engels aus dem Paradiese:
um zahlen war's.

Nun fiel es aber jemandem ein, daß dieser schöne
inge Tag auch eine Nacht habe, weshalb der Tanzboden
isch mit Federweiß zu bestreuen sei. Allein der Toni
ermutete, die Tonele würde nach all den Sachen schon
üde sein, und so schlich er mit ihr heimlich davon.

Unterwegs gegen das Staudenhäusel ging ihr der
oni zu schnell, es schien, als wäre sie noch gern im Wirts-
ıus geblieben.

„Soll wer nachkommen, weil du so stad gehst?" fragte
ihr Mann.

„Willst wen einholen, weil du so laufst?" fragte sie
ıtgegen.

Dann schwiegen sie und gingen. Es war dunkel. In
r Schlucht rieselte das Wasser, die Schuhe der neben-
nander Wandelnden stießen manchmal leicht an einen
tein, sonst war alles still.

„Gut hat er gesprochen, der alte Eichinger," hub
ıch einer Weile der Toni wieder an. „Gerade das hab
nit recht verstanden, daß ein Weibsbild kein Geheimnis
llt' verschweigen können."

„So was sagen die Leut' halt lei spasseshalber,"
einte die Braut.

Dann gingen sie wieder schweigsam nebeneinander

hin. Die Braut trug in der Hand ein Bündel Bescheid-essen, da drin waren Bratenstücke, Kuchen und Krapfen, Dinge, die der Hochzeiter bei der Tafel nicht zu essen pflegt, sondern mit nach Hause trägt zum Verteilen. „Für wen, Schneckerl, für wen bringst denn du das Bescheidessen heim?" fragte sie der Toni.

„Na, halt für die Kinder!" lachte die Tonele, und über diese launige Rede lachte auch er hell auf. „Da mögen die Krapfen wohl ein wenig altbacken werden, bis so ein kleiner Saggra hineinbeißen wird."

Sie gab darauf keine Antwort.

Nach einer Weile sagte er: „Hast du ihn eingeladen zur Hochzeit?"

„Wen?"

„Den Försterjung."

„Wie kommst du jetzt auf den Försterjung?"

Der Toni blieb stehen, machte einen Griff in den Sack, einen Strich über den Ärmling und leuchtete ihr mit brennendem Streichholz ins Gesicht: „Will doch einmal sehen, wie du ausschaust, wenn vom Försterjung die Red' ist."

Sie war nicht rot geworden, sie schaute ihm ganz keck in die Augen und sagte: „Da guckest umsonst, Bübel, vom Försterjungen wirst nit viel hängen sehen an meiner Nasen."

„Aber bei der Kirchthür hab' ich ihn stehen sehen," murmelte er, und der Ton der Stimme war unsicher geworden.

Sie hub an laut zu lachen: „Ah, das ist gut!" rief sie, „jetzt zwickt ihn schon die Eifersucht. Ja du mein

herzliebster Toni! Ein Mensch und ein Engel zusammenheiraten, das thät's ja nit! Da ist's doch gescheiter, wenn zwei Menschen mit Fleisch und Blut zusammen kommen. Und was wirst denn sagen, wenn du schon ein paar junge Schnecken findest im Schneckenhäusel?"

Er blieb stehen, faßte sie am Arm und sagte: „Wenn ich dich versteh', Tonele, es ist zum Erschrecken, wie du redest! Wenn ich doch nit der Erste wär'!"

Sie schnellte von ihrem Arm seine Finger los, faßte aber mit der Hand um so fester seinen Jackenflügel an. „Wenn es so ist, meinst Du," sagte sie, „so müssen wir schon deutlich miteinander reden. Jetzt sag' mir einmal, du schöner Holzknecht, warum soll uns Weibsleuten das auf Punkt und Siegel verboten sein, was ihr Männer euch nicht bloß erlaubt, sondern sogar für Recht und Ehr' betrachtet? Daß in der Ehe der Fehltritt beim Weib schlimmer ist als beim Mann, das verstehe ich, und so dumm bin ich nit, daß ich solches nit kunnt verstehen. Aber daß beim Heiraten sie ihm die Zukunft schenken und die Vergangenheit umsonst draufgeben soll, und daß der Mann beim Heiraten mehr Erspartes von ihr verlangen kann als sie von ihm, das verstehe ich lei schon gar nit."

„Daß ich nichts Erspartes hab', werd' ich dir wohl eh gesagt haben," wendete er ein.

„Nein, nein, Toni, du weißt recht gut, was für ein Erspartes ich meine. Du wenigstens verlangst von mir Unschuld und Bravheit."

„Verlang' ich auch, Schneckerl, verlang' ich auch."

„Warum aber bringt denn das Bübel so was nit mit?" fragte sie.

Der Toni antwortete: „Wenn du etwan auf mich solltest anspielen —!“

„Ei beileib nit, auf dich schon gar nit!“

„Wär' ein rechter Irrtum,“ sagte er, „ich hab' mir nichts vorzuwerfen, Gott sei dank, ich nit!“

„Toni,“ entgegnete hierauf sie ganz ruhig, „jetzt möcht' ich dir aber kein Streichhölzel vor die Nasen halten. Wenn du jetzt nit rot wirst wie ein Paradiesapfel, nachher — nachher wärst ein grundschlechter Mensch.“

Nun fand es aber der junge Ehemann an der Zeit, seine Herrlichkeit aufzumutzen. Wenn er sich gleich das erstemal weichkriegen ließe, dann wäre die Schlacht verloren noch vor dem Kriege. Nicht einmal zum Eifersüchtigsein hätte er ein Recht, wenn sie jetzt nicht scharf zurückgeschlagen wird. Er strampfte also seinen Fuß auf den Boden und rief: „Was soll das heißen? Jetzt wird's mir zu dumm! Hab' ich dich betrogen? Gut, so zeig' hin, wo, wann, mit wem! Zeig' hin! Gelt, jetzt bist still, weil du mir nichts nachsagen kannst. Und wenn was wär' gewesen, ging's wen was an? Hättest du einen Schaden davon? Hättest du Sorg' zu tragen dafür? Ich glaub' nit. Ich sag' dir das, meine liebe Toni: Wenn Jeder und Jede so brav ist wie ich vor der Verheiratung, nachher wird keine Sündflut mehr kommen und kein Schwefelregen auch nicht mehr, daß du's weißt! Und daß du so verdächtig herumredest, als ob was nit richtig wär' bei mir, das kannst lei bleiben lassen, und das verbiet' ich mir, verstehst! Ich hab' vor dem Altar leicht und gern' ja gesagt, und gehört haben sie's auch, und ich hab' keine Ursach' zu fürchten, daß ein ungebetener Gast vor der Kirchthür steht, hast verstanden? Und mit

solchen Sachen kommst mir nimmer, merk' dir's — verstehst?!"

Darauf sagte die Tonele fast gütig: „Sollst recht haben, und wir wollen nit gleich in der ersten Stund' miteinander streiten. Nur so viel: Was du jetzt von dir gesagt hast, das kann ich von mir sagen, und mit gutem Gewissen. Und wenn ich anders geredet hab', so ist's gefoppt gewesen. Wollen die Vergangenheit in Ruh' lassen. Muß immer Eine alle zwei Augen zudrucken bei ihrem Mann, das weiß ich eh. Aber wenn Einer gar keine Fehler hat, da wird er sie freilich nit eingestehen, das kann ich mir denken. — Halten wir nur von jetzt an schön zusammen, mein Mann, helfen wir einander geduldig und nachsichtig die Pflichten und Sorgen tragen, wie der Pfarrer heut' gesagt hat, und von vergangenen Geschichten kein Wort mehr, kein einziges. Toni, gieb mir die Hand drauf."

Das that der Toni denn äußerst gerne, und er war überaus zufrieden mit dem Erfolg seines strammen Auftretens, durch das ihm in dem Staudenhäusel die Würde des Mannes für immer gesichert war.

„Und jetzt gehen wir eilends heim!" sagte sie, ihren Arm in den seinen legend. „Wir haben nimmer weit."

Sie sahen auch schon die rotschimmernden Fensterscheiben des Staudenhäusels. Als sie über den schmalen Wiesensteig gingen, das Weib hinter dem Mann, blieb der Toni stehen und bemerkte, daß auf diesem Wieslein schon die zweite Mahd reif sei. „Das wird gleich morgen gemacht. Um sechse weck' mich auf. Ist das Heu fertig, nachher geht's an den Staudenschachen. Den kann ich nit brauchen beim Haus; etliche Schirmbäume bleiben

stehen, das andere wird Acker. So oft ich den Bach höre, der gleim an uns vorbeirinnt, denk' ich an eine Mühle. Der Zuspruch wollt' sich schon finden. In zehn Jahrlein, Alte, wird's anders anschaun da herum, so aufwirtschaften, das macht mir just einmal eine Freud'."

Jetzt hätte sich's aber wahrlich verlohnt, wenn er ihr mit dem Streichholz ins Gesicht geleuchtet hätte — jetzt waren ihre Wangen rot und ihre Augen strahlend. Der tüchtige Wirt, den sie an ihm einführte in ihr Häusel!

Als der Toni durch die niedere Thür in die Stube trat, gab's da drin eine kleine ältliche Weibsperson und zwei nett herausgeputzte Büblein von etwa vier oder fünf Jahren. Im ersten Augenblick erschrak der Toni fürchterlich, im zweiten erschrak er noch mehr.

Die Knäblein duckten sich etwas scheu, dann kamen sie sachte an ihn heran, und eins sagte beklommen: „Vaterl!"

Und der Toni — er erkannte sie.

Sprachlos war er und versteinert. Die Tonele packte auf dem Tisch rasch ihr Bündlein aus und rief den Kindern zu: „Na jetzt, euren Vater habt ihr wieder. Der geht euch lei nit mehr durch. Aber die Mutter ist auch da! Schaut einmal, was sie euch mitgebracht hat." Und teilte Fleisch und Krapfen an die beiden Knaben aus. Hernach ging sie in die Nebenstube. Er schälte die zutraulich gewordenen Kleinen von seinen Knien und ging ihr nach. Sie saß auf der Ofenbank und weinte. Er stand vor ihr, da er doch knien sollte; er stand da wie ein Strunk, von dem der Blitz den stolzen Wipfel geschlagen. Endlich sagte er kaum hörbar, so dumpf: „Weib,

du kannst dir's denken, wie mir jetzt ist. Neun Ellen in den Erdboden hinab schäme ich mich. — Tonele!" Ihre Hand hätte er fassen mögen und die Tropfen ihr von den Wangen küssen — er getraute sich nicht, sie zu berühren.

Endlich richtete sie sich ein wenig auf, strich mit der Schürze über das Gesicht. In ihrem Haar war noch der Hochzeitskranz. „Wenn ich dich gern hab," sagte sie dann, „so werd' ich deine Kinder auch nit verlassen. Und mußt wissen: So eine Schneck', wie du sagst, hat nit grad 's Häusel allein, hat auch ihre Fühlhörner, mein Mensch! — Von der Kramer-Klara, die oftmals ins Steirische hinüberkommt, und die jetzt draußen in der Stube bei den Kindern ist, hab' ich ja schon vor zwei Wochen alles erfahren; sie hat mir dort in der Murauergegend bei den Bauernhäusern herum die Waislein zusammensuchen müssen. Man soll die Hascherlen — sagt die Klara — recht gern hergegeben haben, recht gern, sagt sie. Auch das G'schrift hat sie mir alles mitgebracht, die Klara, und die kleinen Buben können dir gar nimmer abgestritten werden. Daß du sie so unter fremden Leuten hättest verderben lassen wollen, das glaub' ich nit, und ich glaub's nit. Na, hab' ich mir gedacht, erspar' ihm den Gang und laß sie lei selber holen. So sind sie da, und jetzt haben wir halt schon ein paar gesunde Buben miteinand, und gut ist's und aus ist's."

Ich glaub's, was sie sagen, daß jetzt der Holzknecht feuchte Augen bekommen hätte, und kein Wort gesagt, auch nicht ein einziges. So etwas verschlägt einem das Redewerk — ich glaub's gern.

In der Familienstube des Schneckenhäusels soll es

an demselbigen Abend noch ein heiteres Stündlein mit Naschen und Schäkern gegeben haben. Und der Toni, heißt es, hätte dabei den würdigen Hausvater gespielt. Wie aber die Kinder zu Bette gebracht worden, da sei er fast schwindelig zur Thür hinausgetreten in die Mondnacht und hätte einen Juchezer gethan, der weit und weit fortgeklungen in die Wälder. — Und das — das ist der Juchezer zum dritten!



Die Geschichte von den Ochsen.

Der alte Rosensteiner in unserer Pfarre war gestorben. Gestorben, bestattet, beklagt und auch gepriesen ls ein braver Mann, um den es schade ist, daß er hat erben müssen. Soweit waren die Förmlichkeiten erfüllt.)ie Aushaltsamsten saßen beim Drachenwirt noch bei- ımmen zur Totenzehrung. Die Klagenden aßen so lange, is sie getröstet wurden, und bei denen das Essen nicht nschlug, die versuchten es mit dem Trinken und genasen er Betrübnis.

Allmählich hatten sich die Leidtragenden verzogen, m des Abends es wieder mit dem Leben zu probieren, achdem sie den ganzen Tag mit dem Tode umgegangen aren. Nur ihrer drei tapfere Bauern — der Stanger, er Hopf und der Michel-Machel — saßen noch beim ruge, um mit dem verstorbenen Rosensteiner gründlich rtig zu werden. Seinen Lebenslauf, seine Gewohnheiten, ine Wirtschaft, seine Verwandten waren in Kreuz und rumm durchgearbeitet; nun riethen und stritten sie noch arüber, wie alt der Rosensteiner gewesen, wie vermögend, nd endlich auch, wie viel Schuh er an Länge gemessen aben mochte. Bei diesem letzteren hielten sie sich am

längsten auf, denn zwischen fünf und sechs Schuh gingen die Meinungen Zoll für Zoll auf und nieder.

„Das ist doch leicht festgestellt," sagte der Hopf, „man darf nur sein Leichenbrett messen, und man hat's."

In jener Gegend, wo diese sehr interessante Geschichte sich zugetragen, herrscht nämlich die Sitte, daß der Tote gleich nach dem Absterben auf ein Brett gelegt wird, das eigens dazu gemacht, genau die Länge der Leiche hat oder diese Länge durch ein Zeichen andeutet. Ist der Tote in den Sarg gelegt, dann wird das Brett, mit seinem Namen und etwa auch mit religiösen Zeichen versehen, an eine Wand des Hauses genagelt, oder am Feldraine, an einem Wegkreuze aufgestellt oder auch am Waldrande hingelegt auf moorigen Grund, um den Fußgehern als Steg zu dienen. Es ist gleichsam, daß man sich auf allen Wegen und Stegen an den Tod erinnern solle; das gehört zur Lebenskunst, denn nie ist das Leben so süß, als in der Nachbarschaft des Todes. Nun, so war auch das Leichenbrett, auf welchem der Rosensteiner fast drei Tage lang ausgestreckt gelegen, draußen im Schachen hingelegt worden, gerade vor einem hohen, rotangestrichenen Kreuze, das Hexenkreuz genannt, weil an jener Stelle die letzte Hexe verbrannt worden sein soll.

„Du, wahr ist's!" versetzte auf Hopfs Vorschlag der Stanger, „messen wir das Leichenbrett."

„Und ich sag's, der Rosensteiner war um einen halben Schuh kürzer als ich!" rief der Michel-Machel.

„Darfst dich g'rad einmal aufs Brett legen, nachher wird sich's zeigen," rieth der Hopf.

„Hau, der sich aufs Leichenbrett legen!" lachte der Stanger.

„Ich? Warum denn nicht?“ begehrte der Michel-Machel auf.

„Kunnt wohl sein, daß dir die Grausbirn' aufstiegen.“

„Mir die Grausbirn'? Auf dem Leichenbrett? Auf so einem Brett liegt sich's just so gut, wie auf einer anderen Bank.“

„Oder besser!“

„Besser, wie im weichsten Federbett, ich glaub's.“

„Lebendigerweis' schwerlich!“

„Gilt's was, ich leg' mich aufs Leichenbrett,“ rief der Michel-Machel, „heut' noch, wenn ihr wollt, und rauch' drauf meine Pfeife Tabak.“

„Gilt's was, du thust es nicht!“ darauf der Hopf.

„Gilt's was, ich thu's!“ schrie der Andere.

„Was gilt die Wett'?“

Der Stanger und der Hopf stießen sich unter dem Tisch mit den Knien an, da verstanden sie sich. Bei der Feuchtigkeit, die immer noch in reichlichem Maße vorhanden war, gedieh die Wette.

„Machel! Wenn du heut' bei der Nacht von elf bis zwölf Uhr auf dem Rosensteiner seinem Leichenbrett liegst nachher —“

„Was gilt's?“

„Ein Paar Ochsen!“

„Gut ist's,“ sagte der Michel-Machel und hielt seine Hand hin, „wenn ich heut' um Mitternacht nicht eine ganze Stund' auf dem Rosensteiner seinem Leichenbrett lieg', so soll morgen der Weidbub mein braunes Paar Ochsen in deinen Stall treiben. Verstehst?“

„Und wenn du heut' von elf bis zwölf Uhr in der Nacht auf dem Leichenbrett liegen bleibst, kriegst mein

falbes Paar, bei meiner Seel'!" Also entgegnete der Hopf.

Zeugen waren der Stanger, der Wirt und der heilige Florian, der über dem Hausaltar auf der Wand stand.

Noch mancherlei wurde in Bezug auf die Wette beredet und sichergestellt. Als besonders wurde vermerkt, daß es verboten sei, den Michel mit Gewalt vom Brett zu reißen oder zu rütteln.

„Wer soll denn aufpassen?" fragte der Drachenwirt.

„Ja, Narr!" rief der Hopf, „wenn ein Aufpasser daneben steht, da wird's freilich kein Heldenstück sein, auf dem Leichenbrett liegen zu bleiben. Oh, beileib nein, Nachbar Michel-Machel, mutterseelenallein mußt du ausgestreckt liegen auf dem Totenladen."

„Da lauft er davon und plauscht uns morgen an," mutmaßte der Wirt.

„Du wirst wohl ein Ehrenwort haben?" fragte der Stanger den Michel-Machel.

Dieser besann sich d'rauf — ja, er hätte eins.

„Das mußt du uns geben, daß du liegen bleibst von Schlag elf bis Schlag Zwölf."

„Nach der Kirchenuhr halt' ich mich, wenn sie nicht stehen bleibt — verstehst?"

„Gut ist's."

Ganz feierlich wurde es ausgemacht, und hierauf erhoben sich der Stanger und der Hopf, um „nach Hause zu gehen".

„Es ist Zeit zum Schlafengehen!" hatten sie dem Michel-Machel noch zugerufen.

„Ja, gute Nacht!" sagte der Michel-Machel.

„Auch so viel!“ versetzten die beiden und schoben sich sachte zur Thür hinaus.

Der Michel-Machel blieb noch sitzen bei seinem Kruge, er hatte Zeit. Eine frische Pfeife stopfte er an, dann brütete er vor sich hin und blies viel Rauch von sich. Tiefe Gedanken schien er zu haben. Der Machel war einer von jener Gattung, bei der man sich nicht auskennt, ist ein Rädchen zu viel im Kopfe oder eins zu wenig. Von der einen Seite sah er aus wie ein Lapp, von der anderen wie ein Schalk. Wie kann einer einfältig sein, wenn er zweifältig ist?!

Setzte sich jetzt der Wirt ihm gegenüber und schaute ihn an.

„Machel,“ sagte er hernach, „das muß dich doch freuen von deinen Nachbarn.“

„Was muß mich freuen?“

„Daß sie ein solches Vertrau setzen auf dein Ehrenwort. Auf ein Paar Ochsen wird so was selten geschätzt, hier zu Lande!“

Der Michel-Machel sagte nichts dazu.

Die Gäste waren alle davon, der Wirt hielt auch schon manchmal die flache Hand vor den Mund; als diese Form nicht verschlug, gähnte er den Machel offen an. Der Zeiger war hoch emporgerückt am Zifferblatte. Also raffte sich der Mann zusammen.

„Gezahlt hat heute der Rosensteiner, glaub' ich?“ fragte er noch.

„Das hat er, und du geh' jetzt in Gottesnamen und legst dich auf sein Brett.“

Etwas ungleich war ihm doch, dem Michel-Machel, als er jetzt in der stillen, dunklen Nacht über das Feld

dahin trottete gegen den Schachen. Auf dem Kirchturme hatte es schon dreiviertel zu elf geschlagen. Etwas warm ward dem Michel-Machel um die Brust und etwas eng. Schlecht Wetter wird, weil es so schwül ist. Die Pfeife war ihm auch ausgegangen, er zündete sie wieder an. Er ging in den Wald, und beim Sternenschein, der zwischen den hohen Fichtenwipfeln niederfloß, sah er bald das Hexenkreuz. Es war heute so hoch, so grauenhaft hoch und schien immer noch höher zu wachsen. Vor dem Kreuze im wuchernden Grase lag eine lange, schmale, grauschimmernde Tafel. Das war's. — Der Rosensteiner, sollte er denn wirklich so lang gewesen sein? — Die Pfeife war schon wieder ausgegangen. Es ist ein dummer Spaß! dachte sich der Machel, ein ganz dummer Spaß! — Da schlug es 11 Uhr. — Das schöne Paar Ochsen! — „Brett ist Brett!" murmelte er und streckte sich hin auf den Laden.

Da die Hände an den Seiten keinen Platz hatten auf dem schmalen Brette, so mußte er sie über die Brust legen, wie bei —

— Nun, Machel, wer ist länger, du oder ich? — War es seine Grabes-Stimme, seine hohle —? Oder kann der Mensch sich etwas so lebhaft einbilden? — Die Pfeife hat er weggeworfen. Wenn man schlafen könnte! Der Rosensteiner schläft. — Puh! Kalt über den Rücken! Es sind dumme Einbildungen. Als ob auf allen Bänken und Bettstätten, wo wir rasten, nicht schon Menschen gelegen wären, die jetzt gestorben sind! Auf dem Kirchplatz unten sind seit Menschengedenken die Särge niedergelegt worden zur Einsegnung, und doch ist Jahrmarkt auf demselben Platz, und doch stehen bei Hochzeiten die Musikanten

auf demselben Platz — kein Mensch denkt daran. Der Tote ist todt, es ist alles Einbildung. — Was? Krampf in den Beinen? Starr? Ei, das wollen wir doch sehen! — Er schlenkerte ein Bein in die Höhe, es war noch ganz und gar lebendig. — Ein Frevel ist's eigentlich doch. Aber das Paar Ochsen! Will nachher etliche Messen lesen lassen für den Rosensteiner, Gott hab' ihn selig. — Erst ein Viertel auf zwölf! Das geht höllisch langsam, als ob's wirklich schon die Ewigkeit wäre. — Sonst, wenn man ein paar Krüge getrunken, gleich ist der Schlaf da, und was für einer! Heut' bin ich so munter — und frisch — daß nur alles zuckt in mir!

Ja freilich zuckte es in ihm, weil er vor einem Geräusch erschrak. Als ob jemand ein dürres Ästlein, das auf dem Waldsteige lag, entzweigetreten hätte, so ein Knistern! Und dort heran nahten langsam, schwebend zwei schwarze Gestalten. Der Michel-Machel rief alle Heiligen an; das half nicht viel, seine Beine wollten auf- und davonlaufen. Er rief das Paar Ochsen an, da blieben die Glieder fest gebannt liegen auf dem schmalen Brette. —

Die Gestalten nahten dem Kreuze — stellten sich an das Leichenbrett, einer zu Häupten und einer zu Füßen, und bückten sich; Tragstangen waren am Brette; so hoben sie es langsam auf. Nun dachte der Machel an keinen Ochsen mehr, wollte vom Laden springen, war aber gelähmt vor Schreck.

Allzulang dauerte der Schreck nicht, denn die schwarzen Gestalten pusterten, stolperten ein paarmal in den Baumwurzeln und benahmen sich nicht haarscharf wie pure Gespenster. Und wie dem Michel-Machel das auffiel, kam

über ihn ein unendlicher Trost. Zwei Schelme sind es! Und da wurde ihm traulich. Der Stanger und der Hopf — ein Paar Ochsen! Alles um ein Paar Ochsen. — Wenn sich das so verhält, daß sie mich schrecken wollen, daß sie mir Grausen einjagen wollen und daß ich vom Brett springen soll; wenn sich's so verhält, dann ist alles gut, sehr gut, und ich weiß, was ich thu! Ich rühr' mich nicht, ich bin gestorben, mausetodt, da wird ihnen der Spaß schon vergehen. Es wird sich aber nicht gut machen lassen, mausetodt sein. Der Mensch wird nicht kalt und staar, wann er will. Schlafen will ich, baum- und steinfest schlafen will ich bis zwölf Uhr, sie sollen mich tragen, wohin sie wollen.

Also hatte der geriebene Michel-Machel seine ganze Selbständigkeit wieder gewonnen. Die zwei schwarzen Gestalten trugen das Brett, welches richtig auf zwei Tragstangen gebunden war (o ihr Spitzbuben, die ihr aus dem Wirtshause so früh schlafen gegangen seid!) wie eine Bahre dahin durch den Wald. Der Nachbar Hopf war ein Kurschmied und roch immer ein bißchen nach Pechöl. Der schwarze Kerl da voran riecht auch ein bischen nach Pechöl. Also können wir ganz sorglos schlafen, das Leichenbrett hat alle Schrecken verloren.

Die Bahre schwankte zwischen den Stämmen dahin, schwankte auf das freie Feld hinaus. Hinter dem Lofenstein ging der Halbmond auf und warf aus der feierlich wandelnden Gruppe einen gespenstischen Schatten hin über den Plan. Der Michel-Machel schnarchte. Es schlug halb zwölf Uhr. Dem vorderen Träger wurde unbehaglich. Wenn der Lump schläft — gesoffen hat er wie ein Loch — nachher wird er freilich liegen bleiben auf dem Brett, und

die schönen Ochsen sind hin. — Er hub an, unregelmäßige Schritte zu machen, die Bahre schaukelte, aber der Machel fiel nicht herab. Doch bewegte er sich jetzt ein wenig und that einen Seufzer. Aha! — Wart, Michel-Machel, wir wollen dir schon Grausen machen!

Die Bahre schwankte dem Feldrain entlang, schwankte dem Hohlweg entlang, schwankte einen Hügel hinan — gegen den Friedhof. — Was tausend! dachte der Michel bei sich, die treiben es keck. In den Kirchhof! Zum Grabe des Rosensteiner hin! Das ist noch nicht zugeworfen! Hab's ja immer gesagt, unser Todtengräber ist nichts nutz. — Das geht doch über den Spaß. Aber der verd . . . Hammer auf dem Turm will immer noch nicht zwölf schlagen. Das Paar Ochsen ist höllisch teuer, meiner Seel'! Und liegen bleib' ich justament. Es sind ja eigentlich zwei Paar. Für zwei Paar Ochsen kann sich der Mensch was gefallen lassen. Ich die Ochsen und sie die Sünde. Nur zu, Nachbarn!

Halb geschlossenen Auges lag er da, sich mit beiden Ellbogen auf das Brett zwickend, daß er nicht hinabfiel. Die von blassem Mondlichte beschienenen Kreuze des Kirchhofes schwebten zuckend vorüber. Endlich wurde Halt gemacht und die Bahre zu Boden gestellt, am Rande eines offenen Grabes. Das tiefe Grab des Rosensteiners war richtig noch nicht zugescharrt; im Erdhaufen stak der Spaten, daneben lagen noch die Stricke, mit denen der Sarg am Tage zuvor hinabgesenkt worden war. Die schwarzen Gesellen standen jetzt unbeweglich da und beobachteten den Mann auf dem Brette. Der lag still wie ein Toter; man wußte nicht, schlief er oder schauderte er vor dem, was nun kommen konnte. Die Stunde ging

gegen zwölf. **Konnte man ihn nicht endlich vom Brette werfen?** Das war gegen die Wette. Aber die Ochsen, die Ochsen!

„Gott verzeih's, wir müssen's thun!" flüsterte der eine Schwarze zum anderen. „Das wird wirken!"

Sie legten die Stricke um das Brett; sie rückten dasselbe über den Rand des Grabes hin, sie senkten es hinab. Sie merkten das wilde Beben des Michel-Machel, als die Bahre tiefer und tiefer hinabglitt auf den Sarg des Rosensteiners. Im nämlichen Augenblicke tauchte vom Totengräberhäuschen her ein Mann auf; die zwei Schwarzen ließen die Stricke los und flohen davon.

Als sie draußen vor der Kirchhofsmauer im Gebüsche ihre dunklen Pferdedecken abgeworfen hatten, schlug es zwölf Uhr.

„Die Ochsen sind hin!" stöhnte der Hopf. „Jetzt wird er heraufkriechen und uns auslachen. Es ist ganz teufelmäßig."

„Hätt's nicht gedacht, Schwager, daß der so hartgesotten ist!" versetzte der Stanger. Und voll giftigen Ärgers schlichen sie ihren Höfen zu.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als der Hopf in der Kirche von seinem Platz hinüberschielte nach dem des Michel-Machel, war derselbe leer. Das fiel auf. Der Machel war sonst ein fleißiger Kirchenbesucher, ei, das wohl! Sollte er krank sein? Hätte ihm doch der Schauder geschadet? Es geschähe ihm schon recht, dem Frevler, dem Schelm, dem — ach, meine Ochsen! — Als beim Nachmittagssegen der Michel-Machel wieder nicht in der Kirche war, wurde der Hopf erst ein bißchen neugierig und er fragte einen Knecht des Machel, ob sein Bauer wohl auf einer Wallfahrt oder auf einem Viehhandel aus sei?

„Redlich wahr, das weiß ich selber nicht," antwortete der Knecht. „So viel ich weiß, ist er seit der gestrigen

Begräbnisfeier gar nicht heimgekommen — weil die Bäuerin so geschimpft hat, heut' früh."

„Die Bäuerin hat geschimpft, daß der Bauer nicht heimgekommen wär'?" versetzte der Hopf. „Der Machel hat gestern stark getrunken. Am End' hat er sich wo verschlafen, der Lump!"

„Kann wohl sein, kann wohl sein," sagte der Knecht, „na, macht nichts, heut' ist eh Sonntag."

Jetzt wurde dem Hopf auf einmal etwas uneben zumuthe; er ging hinter den Häusern des Dorfes zum Friedhof hinaus und wußte nicht recht, warum. Auch wußte er eigentlich nicht, warum er gerade hinter den Häusern, wo kein rechter Weg war, dahinstieg. Auf dem Friedhofe eilte er dem Grabe des Rosensteiners zu; dasselbe war geschlossen, darüber rundete sich ein Hügel aus frischer, rötlicher Erde. — Wenn er — so arbeitete es jetzt im kleinen Haupte des Hopf — wenn er vor Entsetzen ohnmächtig geworden wäre! Oder wenn er doch so fest geschlafen hätte in seinem martialischen Rausche, daß — Nein, es ist nicht, es wäre zu schreckbar!

Dort vor dem Häuschen saß der Totengräber, rauchte aus seinem Nasenwärmer und blickte wohlgefällig hin über sein reichbestelltes Feld. Er sah zwar nicht viel, denn auf dem einen Auge hatte er ein „Blümel" und das andere war altersschwach. Schon ganz nahe war der Hopf, als er ihn bemerkte. Je, ist das nicht der Hopf-Bauer? Gar säumig und schleichend kommt er heran. Was nur der wieder will!

„Thust halt ein bissel rasten, Vater Adam!" so redete der Bauer ihn mit lauter Stimme an, denn der Totengräber war „großhörig", so nennt man Leute, welche nur großen Lärm hören, kleinen nicht.

„Rasten, wohl, wohl, thut mir eh schon noth.“ So die Antwort.

Lehnte sich der Hopf an den Zaun hin, schaute unsicher umher, als suche er etwas. Er suchte nach einer Form für seine Frage.

„Bist wohl eh fleißig gewesen, Vater Adam,“ sagte er endlich.

„Muß halt sein.“

„Hast dich geschleunt mit dem Zumachen — beim Rosensteiner.“

„Wohl eh. Heut' bei der Nacht hab' ich die Gruben verschüttet. Der Herr Pfarrer mag's nicht leiden, wenn ein Grab über Nacht offen bleibt.“

„Bei der Nacht, sagst? Heut' bei der Nacht?“ stammelte der Bauer und rief laut: „Aber daß du dich nicht fürchten thust, so bei der Nacht!“

„Eh, vor wem denn?“ lacht der Todtengräber heiser. „Etwan, daß sich Andere vor mir fürchten, das kunnt' sich schon zutragen.“

„Thust nie 'was wahrnehmen, so bei den Gräbern?“ fragte der Hopf forschend. „Fürwitzige Leut', oder Besoffene, oder so was?“

„Ich schau nicht viel um.“

„Und heute Nacht, hast niemand gesehen beim Grab? Oder unten? Oder heraufsteigen?“

„Laß mich aus,“ rief der Alte unwillig, „man schaufelt zu und geht wieder schlafen.“

Der Hopf ging zum Friedhofe hinaus, es war mehr ein Taumeln, als ein Gehen. Draußen klammerte er die knochigen Finger ineinander und murmelte: „Nicht anders! Lebendig begraben!“

Am Abende saß er auf der Bank vor dem Stangerhause und klagte es dem Nachbar: „Ich möcht' ins Wasser springen!"

„Ist dir denn gar so heiß?" entgegnete der Stanger.

„Der Machel! Denk dir, der Michel-Machel!"

„Was ist's denn mit dem Michel-Machel?"

„Lebendig begraben!"

„Wer sagt denn das? Kann er nicht früher gestorben sein?"

„Hautschlecht bist, Stanger! Gestorben! Gestorben! Freilich gestorben!"

„Kann dir ja recht sein, wenn er gestorben ist. Erbst ein Paar Ochsen von ihm."

„Der höllische Höllteufel soll die Ochsen holen!"

„Die Ochsen? Was soll der höllische Höllteufel nur mit den Ochsen anfangen? Der ist kein Freund von Rindsbraten, der weiß sich ein besseres Fleisch, Hopf-Nachbar!"

„Du bist auch dabei gewesen!" rief der Hopf.

„Als Zeuge, nicht als Wettender!"

„Du hast uns hineingefoppt, und jetzt redest so! Der B'suff! Und jetzt ist er lebendig begraben!"

„Jetzt nicht mehr."

„Natürlich, weil er jetzt schon todt ist, der Gauner! Den, wenn ich ihn jetzt unter den Fingern hätt'!" knirschte der Hopf und krümmte die Finger, als wollte er jemanden zerreißen. „Daß er mir so was hat angethan! In seiner schauderhaften Leichtsinnigkeit! Sich vor lauter Rauschdusel auf den Kirchhof schleppen und in die Gruben werfen lassen! Schandmensch! Und dennoch ein armer Hascher!"

Er verhüllte mit den Händen das Gesicht.

Sie wurden in ihrer Unterhaltung gestört von einem eilends des Weges laufenden Weibe.

„So hat er mir's noch nie aufgeführt!" rief sie vor sich in die Luft hinein. „Und nicht einmal in den Wirtshäusern ist er zu finden! Michel, Michel! Wenn du nicht bald heimgehst! Es wird dir alleweil gefährlicher, ich sag dir's! — Seit der Totenzehrung nimmer daheim gewest! — „Wißt denn ihr nichts von meinem Mann?" fragte sie den beiden Bauern zu.

Was sollten sie nur darauf antworten? Sie antworteten gar nichts und das Michel-Machel-Weib wüthete weiter.

Von Schlaf konnte in der folgenden Nacht beim Hopf keine Rede sein. Die Leinwanddecke lastete schwer und erstickend wie fünf Schuh Erde über ihm. Lag er doch auf dem Sarge des Rosensteiners ganz enge neben dem Machel. Schon turmhoch wuchtete die Erde über ihnen und der Totengräber schaufelte immer noch drauf. Schon grünte der Rasen über dem Grabe, aber sie konnten immer noch nicht sterben; sie rangen miteinander, zausten sich bei Haar und Bart, bissen sich bei den Nasen, und das alles der Paar Ochsen wegen, welche auf dem Hügel behaglich grasten und gleichzeitig den Boden düngten für nächstes Jahr, da die lebendig Begrabenen in der Tiefe immer noch miteinander raufen werden. — Oh, das war eine Nacht!

Am nächsten Tage strich der Hopf so umher, erschrak vor jedem Baumrascheln und vor jedem Vogelpfiff. Beim Drachenwirt kehrte er ein, vielleicht wärmt der Wein. Den Bauer fröstelte.

Der Drachenwirt blickte ihn sehr forschend an, setzte sich zu ihm und sagte in gleichgiltigem Tone:

„Nun, wer hat denn die Wette gewonnen?"

„Dummheiten!" versetzte der Hopf.

„Welcher ist denn eigentlich länger, der Machel oder der Rosensteiner?“

„In Fried' laß mich!“

„Mußt heut' mit dem linken Fuß aus dem Bett gestiegen sein, Hopf.“

„Bin jetzt nicht aufgelegt.“

„Du Hopf,“ fragte der Wirt, „weißt du auch nicht, wo der Michel-Machel konnt' sein? Er ist seit der Samstagnacht nicht mehr gesehen worden.“

„Du wirst es besser wissen, wir haben ihn bei dir da in der Stuben sitzen lassen, wie wir schlafen gegangen sind, der Stanger und ich.“

„Der Stanger und du. Wie ihr schlafen seid gegangen,“ sagte der Wirt nach. Es war ganz verflucht, in welcher Weise er das nachsagte. Da kann eine saubere Schmier herauskommen!

Der Hopf merkte, daß der Wein heute seine Schuldigkeit nicht that, er beeilte sich, die Zeche zu zahlen, jedoch, als er bei der Thür hinauswollte, traten ihm zwei Gendarmen entgegen.

„Was kann ich dafür? Was kann ich dafür!“ lärmte der Hopf ihnen ganz dumm entgegen, bevor sie noch eigentlich nach etwas gefragt hatten. Nun, da haben sie ihn in Empfang genommen.

Als der Bauer in so verläßlicher Begleitung den Wiesenweg dahinging, sah er seine Herde weiden. „Ochsen, Ochsen!“ stöhnte er auf. Tiefstes Weltleid und strengste Selbsterkenntnis lagen in diesem Rufe. Vom Waldberge herab kam ein Mann gegangen, der hatte einen Strick und einen Stock bei sich, vor der Herde stand er prüfend still. Mit einer stechenden Fistelstimme lachte der Hopf

plötzlich auf, wies mit beiden Zeigefingern hin: „Da ist er ja! Da ist er ja, der Schelm, der Erzschelm!"

Und der da niedergestiegen war vom Waldberge gegen die Rinder, das war der Michel-Machel, lebendig über und über, und kein Erdstäubchen klebte an seinen Kleidern. Er kam um sein Ochsenpaar.

Damit hat die merkwürdige Geschichte ein Ende. Und wenn man ihn fragt, den Michel-Machel, wo er die zwei Tage zugebracht, so schmunzelt er höllisch verschmitzt. Und wenn ihn der Wirt oder gar der Gendarm schärfer fragt, so gesteht er ganz treuherzig, auf seiner Alm sei er oben gewesen, um sich ein bissel auslüften zu lassen. Und wenn ihn der Hopf auf sein Gewissen fragt, warum der Michel-Machel ihn in solche Angst versetzt, so antwortet der Michel-Machel: „Ich hab' nur dein Paar Ochsen reif werden lassen wollen. Verstehst? Heut' giebst du mir's lieber, als du's gestern hättest gegeben. Ich bin meine geschlagene Stund' auf dem Brette gelegen, nachher eilends herausgekrochen, just noch ehe der alte Adam angefangen hat zu schaufeln. — Die da, die zwei Falben sind's, gelt? Wart, wir wollen sie bald herfürkriegen!"

In demselben Augenblicke, als die Gendarmen den Hopf freiließen, nahm der Michel-Machel das schöne Ochsenpaar an den Strick. Und als der Hopf solches sehen mußte, hieb er sich die Faust an die Stirn, daß es dröhnte: „Und der Mensch unter der Erden — das hab' ich bejammert?! O ich —"



Die Geschichte vom fünffachen Schwein.

(Dem Volke nacherzählt.)

„Heut' hab' ich meine Alte verkauft!" Solches waren die ersten Worte des Bauers Johann Birnkifler, als er zur Thüre hereinging.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und sagte: „Mit so dummen Späßen ist's mir lieber, du gehst hinaus, als wie herein!"

Nahm er sie um den Hals und sprach: „Weiberl, du hast unrecht verstanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menschen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na na, meine alte Sau hab' ich verkauft."

Das Weib fuhr sich mit beiden Händen an die Brust: „Jetzt giebt's mir einen Stich im Herzen. Die Alte hast hergegeben? Himmlischer Vater, die Sau hat er verkauft! das ist aus der Weis, das ist ganz aus der Weis. Was ist jetzt zu machen? Jetzt hat er sie verthan und fragt mich nit! Hast sie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wie viel Geld hast denn kriegt für sie?"

„Einen ganzen Haufen!" flüsterte der Birnkifler seiner Ehegesponsin zu, und dabei machte er ein verdammt verschmitztes Gesicht.

„Aber wie denn? Wie denn, um Gotteswillen!“ rief sie.

„Nach der Meß,“ so erzählt er, „geh' ich zum Kirchenwirt auf mein Seidel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Doktor in der Neustadt auch ein Seidel angeraten hat, nau, so hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum sich denn alleweil nur von den Doktoren raten lassen, einen guten Rat kannst dir doch auch selber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rat das dritte Seidel. Der Kirchenwirt sagt, der Mensch müßt auch in der Medizin Maß halten, und bringt mir das vierte Seidel und fragt mich so nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unserer Alten kein Geheimnis gemacht, und daß sie schon seit Allerheiligen in der Mast steht, und daß sie nit viel nachgeben wird von zwei Centnern. Er legt mir achtzehn Thaler auf den Tisch und ich leg' ihm die Sau auf den Tisch, heißt das, schlag' ihm sie zu.“

„Bist ein Narr!“ schrie jetzt das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiste um achtzehn Thaler!“

Der Birnkisler kümmerte sich nicht viel um ihren Ausruf, sondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh', schreit mir der Fleischhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein stehen hätt' im Stall? Ah versteht sich! sag' ich. Ich trau' dir, Birnkisler, sagt er. Ist nit das erste Geschäft, was wir miteinander machen und soll auch nit das letzte sein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleisch. Zwanzig Thaler auf die Hand dafür, unbeschaut! — Ist recht, sag' ich.“

„Aber Tepp, wenn du sie dem Kirchenwirt hast verkauft!“ rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz," erzählt der Birnkifler weiter, „sitzt der Kalbeltreiber von der Neustadt. Das Umherlaufen in so einem Patschwetter hätt' er schon satt bei seinen gichtischen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtschwein wüßt! Zahlen thät' er gut. Ich weiß eins, sag' ich, denn was soll ich unsere Alte verleugnen. Der Speck allein zwei Centner, sag' ich und hab' auf der Stell' vierundzwanzig Thaler auf der Hand."

Das Weib des Birnkifler ringt die Hände. Dreimal hat er sie verkauft! Dreimal! Der schlechte Mensch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabschneiden. Die Thür ging auf, der Nachbar Breitenbichler kam schwerfällig hereingestampft. Sollt' doch ein wenig abrasten, lud der Birnkifler ein. Ja, das Rasten sei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und setzt sich an den Tisch. „Die Lauferei jetzt," setzt er bei, „die wird mir eh schon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächst' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beisammen hat für achtzig Gäste. Eine feiste Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hättest eine im Stall. Wollt' dir nit zu sparsam sein."

„Ist recht, gehen wir sie anschaun," meint der Birnkifler, „wenn man dem Nachbarn einen Gefallen kann erweisen, warum denn nit?"

Eine Viertelstunde später war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Thaler.

Später, als der Johann Birnkifler mit seinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzschüssel seine Säcke aus, sie waren voll Thaler, deren siebenundachtzig hatte er! „Seit ich auf der Wirtschaft bin, hab' ich noch keine Mastsau um einen solchen Preis verkauft," war sein süßes Denken.

„Eingesperrt wirst!“ rief das Weib.

„Warum?“ fragte er entgegen. „’s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiste Sau stehen hätt’ — was ja wahr ist, und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag!“

„Aber Todl, alter!“ zeterte sie und kam ihm mit ihren fuchtelnden Händen sehr nahe. „Ich hab’ sie ja verkauft, die Sau, heut’ Vormittag, dieweil du aus bist gewest. Der Rösselwirtsknecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Thaler und fünf Silbergroschen extra als Nuschgeld.“

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Thaler gelöst fürs Vieh!“ jubelte der Birnkifler.

„Der Rösselwirtsknecht holt sie in etlichen Tagen,“ berichtete das Weib.

„Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst.“

„Und die anderen? Die vier anderen?“

„Geh’, Alte, laß mich aus!“ murrte er, „allemal, wenn man heimkommt, machst du so Geschichten. Ich will jetzt Ruh’ haben!“ Und ging hinaus aufs Heu, wo er sich niederlegte.

Am nächsten Tag, als der Birnkifler frisch ausgeschlafen hatte und ihm der gestrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er sein Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medizin für seine kranke Leber zu sich, und diese Medizin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewissen.

Und eines Tages wird es lebendig bei dem Birnkiflerhause. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit

einem Stock; den Fußsteig durch den Schachen her steigt der Fleischhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von Neustadt mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit seinem Knecht, und die Straße her fährt der Rösselwirtsknecht mit Roß und Wagen.

Als unsere Eheleute solch werte Gäste kommen sahen, ließen beide die Arme hinabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt ist die Sau fertig!"

Der Johann Birnkifler hatte aber immer gute Einfälle, so sagte er auch jetzt: „Am gescheitesten ist's, wir geben sie gar keinem, verleugnen sie und schlachten sie selber."

„Ich weiß schon, was ich thu'," versetzte sie, „ich sag', was wahr ist, daß du verrückt bist worden, das Schwein gehört dem Rösselwirtsknecht und dich sollen sie ins Narrenhaus stecken."

„Bedank mich recht schön!" antwortete er und verneigte sich vor seiner Lebensgenossin.

„Also, dummer Tepp, was ist sonst zu machen!" schrie sie, denn einesteils that er ihr doch leid, und die Gefahr drohte im höchsten Grad. „Zum Schlagtreffen ist's!"

„Ich weiß was!" flüsterte er, als die Männer draußen schon über den Hausanger gingen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag." Er fiel hin auf das Fletz. „Ich bin schon tot. Deck' mich zu und sei trauernde Witwe."

Das verstand sie. Es war schreckbar toll, aber manchmal ist die Tollheit das Klügste.

Als sie einer nach dem Andern zur Thür hereintraten, hörten sie das herzzerreißende Klagen der Birnkiflerin. Händeringend stand sie vor der verhüllten Leiche!

„Vor einer Stunde noch frisch und gesund und jetzt mausetot, o ihr heiligen vierzehn Nothelfer, steht uns bei!"

„Leberleidend ist er schon lang' gewesen," meinte der Kirchenwirt. „Die Leber wird angeschwollen sein und wird ihm das Herz zerdrückt haben."

„O Gott, der arme Mensch hat schon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!" jammerte das Weib.

„Dann ist's Weinstein gewesen," warf der Fleischhacker ein. Und so ergingen sie sich in Mutmaßungen, woran und wieso der Johann Birnkifler so plötzlich des Todes verstorben sei. Der Rösselwirtsknecht nahm sich endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es thut sich zwar frei nicht schicken, Birnkifler-Bäuerin, daß der Mensch bei einem solchen Unglück von Geschäftssachen spricht. Freilich könnt' ich ein anderesmal kommen, aber der Weg ist weit, und weil ich mein Rößlein schon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Mastschwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'."

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, steht eh draußen im Stall. Lasset mich nur jetzt mit solchen Sachen in Fried!"

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall, und sie wunderten sich baß darüber, daß der Birnkifler fünf Mastschweine stehen habe unter seinem Dache. Freilich erwies diese weltgläubige Annahme sich nur zu bald als Trugschluß. Es fand sich nur ein einziger Stall vor und in diesem nur ein einziges Schwein und als Rest nur noch die Gewißheit, daß die Käufer geprellt seien. Der Fleischhacker wollte Lärm schlagen, allein der sittsame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Toten

unter allen Umständen schuldig sei. Die Strafe habe ihn augenscheinlich ja schon erreicht, und für sie, die Käufer, wäre es das Klügste, die fette Sau ohne viel Wesens in fünf gleiche Stücke zu teilen, damit jeder wenigstens einen Brocken von ihr habe.

Einverstanden. Und als sie mit ihren fünf Brocken abgezogen waren, stand der Johann Birnkifler von den Toten auf und schmunzelte. Er hatte in seiner Brieftasche die fünffache Sau, und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Teil. Aber gescheit muß man sein!

„Es wird dir doch schlecht gehen, bis sie erfahren, daß du wieder munter worden bist!" gab das Weib zu bedenken.

„Laß mich nur machen!" sagte der Mann. „Mit denen fünfen werd' ich schon fertig. Wenn sie mir nur keinen Gerichtsprozeß machen, der wär' mir zuwider. Die Doktors, das sind verflucht gescheite Luder!"

Was er gefürchtet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferstehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten sie ihn vor Gericht. Das Weib war außer sich und sah schon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete so: Sie haben die Sau miteinander geteilt, haben sich abgefunden, also sind sie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendigwerden ist keine Straf gesetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkifler, also ging er hin in die Neustadt und nahm sich einen Advokaten auf.

Der Herr Doktor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte schon viele Gesetzparagraph-Häklein, an denen Leute hängen geblieben, geradegebogen, allein dieser Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!“ sagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt euer Schwein wissentlich mehrmals verkauft. Es steht schlimm um euch, Ihr werdet sachfällig!“

„Daß der Teuxel . . . !“ knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee,“ sprach der Advokat. „Wir wollen es versuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug sein, Birnkifler!“

„Oh je!“ machte dieser, als wollte er sagen, an Klugheit sei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht stehen,“ belehrte der Advokat Doktor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nutzen, es wird für die Katz' sein. Deswegen merket Euch einmal das: Was sie auch sagen mögen, thut nichts desgleichen, sagt nur: abgepfiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepfiffen!“

Der Bauer lächelte pfiffig und sagte: „Bedank' mich recht schön, Herr Doktor, das will ich thun.“

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebühr von dreißig Thalern.“ Also der Doktor, und der Johann Birnkifler ging zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erst noch die Gesetzbücher in Haufen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer stellte sich recht demütig hin vor den grünen Tisch und zerknüllte seine Hutkrempe.

„Ihr seid der Bauer Johann Birnkifler, so und so alt, bisher unbescholten, und habt ein Schwein verkauft. Ist es so?“

„Abgepfiffen,“ sagte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?“ fuhr der Richter fort. „Und seid beschuldigt, ein und dasselbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was sagt Ihr dazu?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? Hier stehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?!“

„Abgepfiffen,“ schrie der Bauer hell auf.

„Seid Ihr verrückt? Wisset Ihr, daß Ihr nur durch sofortige Vergütung und reumütige Abbitte Euere Strafe wesentlich verringern könnt?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Der Richter wurde stutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepfiffen“ hörte, und nichts als das Wort „Abgepfiffen“, das manchmal wie ein Hilfe- oder Drohruf ausgestoßen, dann wieder wie im Stumpfsinne hingelallt wurde, wendete der Richter sich zu den fünf Anklägern und sprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das ist ja ein Unglücklicher, ein armer Irrsinniger! Wohl auch epileptisch, woran ihr scharfsinnigerweise seinen Tod gesehen habt. Und mit einem solchen Menschen schließet ihr Geschäfte ab? Wohl kaum in einer anderen Absicht, als den Schwachsinnigen zu übervorteilen? — Ich finde zu urteilen, daß dieser Mann das Schwein nicht aus unlauterer Absicht wiederholt verkauft hat, sondern aus reiner Vergeßlichkeit. Ich spreche ihn frei und ihr möget euch merken, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkifler.“

Dieser verneigte sich so ein wenig und tappte dann blöde zur Thür hinaus.

Auf seinem Wege nach Hause kam er durch die Neustadt. Die Gasse führte am stattlichen Hause des Herrn Doktors Schlauchel vorüber. Der Herr Doktor schaute zum Fenster herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und in Gold gefaßte Brillen auf der Nase. Daher sah er den Johann Birnkifler schon von weitem daherstiefeln.

„Nun, ich sehe, Ihr seid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkifler!" rief er hinab.

Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es ist also gut gegangen!"

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rat hat also geholfen? Hat er? Na schön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkifler, und bringt mir meine dreißig Thaler."

„— Abgepfiffen!" sagte der Bauer und trottete gelassen seines Weges.



Die Geschichte vom Lamperl.

Aus dem Tagebuche meiner zweiten Jugend.

„Kaffns a Lampel, gnä Herr!" rief über den Gartenzaun ein altes Weib herein, und gleichzeitig hörte man das Blöken eines weißen Lämmchens, das, an den vier Füßen zusammengebunden, in den Armen der Alten hockte. „Mir sein jo mitanond in d'Schul gongan, gnä Herr!" fuhr sie fort, und also fiel das „alte Weib" welches ich ihr heimlich zugedacht, als alter Mann auf mich zurück.

„Wohin wollt's denn mit dem Vieherl?"

„Na, holt vakaffn. Zan Kreuzwirt will ih's trogn, wan mas da gnä Herr nit ohkafft. Wuhlfeil gab ih's her."

„Määh!" machte das Tier zu mir herüber und spitzte die Ohren.

Nun wußte ichs wohl, wie beim Kreuzwirt solche Gäste behandelt werden, und daß dieses kaum fünf Wochen alte Wesen schon sollte sterben müssen, bloß um einmal den Magen von ein paar Fressern zu füllen, das ging mir nicht ganz nach den Naturgesetzen.

„Määh!"

„Gengens, kaffns ma's oh!"

„Was wollen Sie dafür?“

„Zwoa Guldn vierzg Kreuzer und a Jausn.“

„Na versteht sich,“ mischte sich nun die Hauswirtin ein, „so ein Kletzerle um zwei Gulden! Das wäre noch schöner. Die Hälfte, wenn Sie wollen.“

„Na wul nit, Frau Muada, da trog ih's liaba wieda hoam. Va Jouglland is s her, a saubers, a foasts Lampel. Gscheidaweis: an Guldn sechzg und a Jausn. Gengens, Frau Muada, nehmens as!“

Sie wurden einig. Die Händlerin bekam ihr Geld, ihr Glas Wein mit Brot. Das Lamm wurde auf den Rasen gelegt, ich durchschnitt seine Bande, da sprang es auf und sauste wie ein Pfeil durch den Garten hinab. Im äußersten Winkel, im Heckenstrauch, wo man nicht mehr weiter kann, stand es still, starrte mit Entsetzen auf mich her und blökte dann dem Weibe nach, als es davon ging.

Ich ging Schritt für Schritt langsam hin und machte meine ersten Belehrungs- und Bekehrungsversuche. „Tschapperl!“ rief ich ihm kosend zu, „vor mir davonzulaufen! Ich bin ja dein größter Wohlthäter. Zum Fleischhauer wollte sie dich tragen. Du kannst dir's denken. Deine Voreltern sind wohl auch an dieser Bacille gestorben — am Fleischhauer. Solche Erblichkeit wollen wir abbringen. Ich habe Kinder — ganz kleine und etwas größere, und von diesen Leutchen sollst du dich gern haben lassen und ihnen gute Sachen aus der Hand fressen und die übrige Zeit kannst du im Garten herumlaufen und treiben was du willst. Sogar das Fliederlaub darfst du abbeißen und den Rosenstock benagen, wenn es dir

Spaß macht. Man bekommt ohnehin selten so ein Wesen, dem man's recht gut sein lassen könnte und ein bißchen Genugthuung leisten dafür, was eueresgleichen von unseresgleichen Schlimmes zu leiden hat. Also sei klug, du, du! — Ei, wie willst denn heißen? Leanda, wenn du magst, ja?"

„Määh!" antwortete es, und als ich ihm nahegekommen war und schon meine Arme ausstrecken wollte, um es zu nehmen und zu herzen, da machte es einen hohen Sprung und in wilder Hast davon.

Nun kamen die Kinder und die Dienstboten und wollten es fangen. Na, da habe ich erfahren, um wie viel ein fünf Wochen altes Schaf klüger ist, als sechs Menschen, wovon drei bei vollem Gebrauche ihrer Vernunft sind. Der erste strategische Grundsatz des Lämmleins war: möglichst fern von den Feinden sein. Wo es aber in die Enge getrieben wurde, in eine Ecke, da wartete es ja nicht, so lange, bis wir den Halbkreis geschlossen hatten, sondern brach beizeiten durch. Ich erhaschte schon seinen Fuß, da stürzte es nieder und stieß einen nachgerade menschlichen Schrecklaut aus, daß ich losließ und Leid hatte darüber, daß wir das Tier aus lauter Liebe so hetzten mußten. Weiter hin mitten auf dem Anger blieb es wieder stehen, voll Schreck auf uns herstarrend, an allen Gliedern zitternd. Unser kleinstes Mädel suchte es zu beruhigen, indem das Kind in der Bauernsprache — hochdeutsch mutete die Kleine dem Lamm garnicht zu — auf das Überzeugendste darthat, wir wollten es ja nicht abstechen, sondern nur ein wenig streicheln und ihm dann Milch zu trinken geben, und ein rotes Seidenbändel um den Hals binden, worauf es sehr schön sein werde. — Es half alles

nichts, das Lamm zitterte weiter und hielt uns offenbar für das größte Unglück seines Lebens.

„Määh! Määh!" So rief es um Hilfe, und der Schöpfer stieg nicht herab vom hohen Himmel, um das unschuldige Lamm von seiner Todesangst zu befreien. So beschlossen wir, von unserem Versuche, es zu erwischen, abzustehen, das Tier im Garten sich selbst zu überlassen, damit es sich ein wenig erhole.

Am untersten Ende des Gartens ist ein kleines Thörchen auf die Straße hinaus. Kein Mensch und kein Schaf hatte es dem Lamme gesagt, daß man hier möglicherweise entkommen könne, aber es stellte sich knapp an dieses Thörchen und verharrte dort den ganzen Vormittag. Hätte es mit dem Kopfe nur ein bißchen angetaucht an dem Holzgatter, so wäre es in der weiten freien Welt gewesen, aber hier war der Schafsverstand zu Ende, und auch nicht der geringsten Gewaltthätigkeit fähig war unsere gefangene Leanda. So oft draußen Kühe, Ochsen oder auch Wagenpferde vorbeikamen, blökte das Lamm zum Erbarmen; diese Wesen waren ja doch auch nicht seinesgleichen, aber als Vierfüßler standen sie ihm näher, als wir schrecklichen Ungeheuer auf zwei Beinen. Nur als ein großer Fleischerhund herankam, schoß das Lamm neuen Entsetzens voll durch den Garten hinauf und gerade der Laube zu, wo ich saß. Als es auch hier wieder den vermeintlichen Feind bemerkte, gab's dem armen Tier einen so heftigen Riß, daß es bei dem Sprunge seitwärts zu Boden stürzte und überschlug.

Mich fing's schon an zu reuen, das Lamm gekauft zu haben. Nun hätte es alles überstanden, wäre erlöst von diesem Dasein in fremder Gefangenschaft.

Die Nacht über verbrachte das Tier in der Holzhütte, wo ihm ein Strohlager bereitet worden war. Unser Dirndel hatte Backwerk auf das Stroh gethan und auf den Rat der geschmackkundigen Köchin eine Hand voll frischen Klees. Aber am Morgen, als das Lamm wieder voller Aufregung im Garten umherlief, war das Backwerk noch auf dem Stroh und der Klee noch — die Leanda hatte sowohl Nachtmahl als Frühstück verschmäht. Sie hatte seit länger als vierundzwanzig Stunden, als sie bei uns war, noch kein Halmlein verzehrt, kein Blättchen genascht, und doch gab es der fetten und wohlriechenden Kräuter wunderviel im Garten. Am Zaune stand es, auf die Straße schaute es hinaus, auf die blauen Berge blickte es hin, hinter welchen seine Heimat war – und weinte: „Määh!"

Mir war nachgerade bange. Da heißt es immer, die Tiere wären so große Materialisten. Warum ließ es sich denn also nicht wohl sein in dem Paradiese, wo ihm die auserlesenste Nahrung winkte, wo es nicht bedroht war von der Ruthe des Schäfers, wo es vielmehr gehalten wurde „wie ein Kind vom Hause"! — Und siehe, alles das war ihm nichts. Sehnsucht nach Mutter und Geschwister beklemmte sein Herz, Heimweh nach den ersten Fluren seiner Kindheit quälte die Seele. „Määh!" schluchzte es mit gebrochener Stimme über den Zaun hinaus. — Hätte ich die Gefilde seines engeren Vaterlandes genau gekannt, ich würde es hingetragen und den früheren Eigentümer für Geld und gute Worte bewogen haben, das Lämmel wieder aufzunehmen in seine Herde. Weil ich zeitweise an die Seelenwanderung glaube und thatsächlich im geistesabwesenden Zustand meine durchgebrannte Seele schon in anderen Wesen ertappt habe, so kam es jetzt

wirklich heraus, als ob ich selber in dem weißen Lamm stäke und Heimweh hätte. Und schließlich, wenn man's recht betrachtet, es kommt auf dasselbe hinaus — ob dieses Wesen leidet oder ein anderes — Wesen ist Wesen und Leiden ist Leiden.

Die Kinder hatten mit dem Lamme nur in respektvoller Ferne verkehrt nnd freuten sich schallend, wenn das Tier endlich einen Grashalm abknusperte oder vom Flieder ein bißchen Salat nahm. Am dritten Tage blökte es auch nicht mehr und ließ uns schon um ein paar Schritte näher an sich herankommen, so daß wir Hoffnung hegen konnten, es würde die neue Heimat schließlich anerkennen. O der eitlen Träume! — Gegen Abend dieses Tages war rings um das Haus ein gellender Aufruhr, die Kinder und Dienstboten schossen planlos hin und her. Nur die Hauswirtin stand ruhig mit in die Seiten gestemmten Armen da und sagte: „Na, jetzt habt's es. Jetzt haben wir wieder einmal um einen Gulden sechzig Kreuzer zu viel gehabt!"

Die Leanda war weg! — Alle Thore und Thörchen waren zu, sie war weg; alle Winkel und Büsche wurden durchsucht, sie war weg, und sie war weg. Den ersten Ton des Jammergeschreis erhob die kleine Martha, bald stimmten auch die anderen ein. Durch die Zaunspangen mußte das Lamm sich durchgezwängt haben auf die Straße hinaus. Aber in der weiten bösen Welt war das unerfahrene Geschöpf verloren, das sagten wir alle. Der große Fleischerhund war wieder gesehen worden, und der hatte sich im Vorübergehen gewiß nicht lange besonnen, den Isegrimm zu vertreten.

Am nächsten Tage war schwere Trauer. Der Knabe

hatte aus zwei Brennholzscheitern ein Kreuz zusammengebunden, und das wurde im Garten aufgerichtet, an der Stelle beim Fliederbusch, wo das Lamm am liebsten gewesen. Das Dirndel — ist mir gesagt worden — soll sogar niedergekniet sein und ein Vaterunser gebetet haben für „die heilige Leanda im Himmel". Und als die Trauerfeierlichkeit zu Ende war, rief auf der Straße draußen jemand: „Määh!"

„Die Leanda! Die Leanda!" schrie alles, was Athem hatte, und eilte dem Thörchen zu, um es zu öffnen. Das Lamm stand schon davor, lief nicht davon, als wir nahten, sondern schlüpfte in den Garten. Wie das Tier es eilig hatte, hereinzukommen! Wie es mager war! Wie es sich an meine Füße schmiegte und am ganzen Körper zitterte! — Es scheint, mein Lämmlein, du hast seit gestern Abenteuer erlebt! Die Wolle dünkt mich, ist zerzaust, das linke Bein, scheint mir, ist ein bißchen blutig, und das rechte Ohr — „Christi Heiland!" schrie die Hauswirtin, „der Ohrwaschelfetzen hängt herab!" Und es war so. Und das Ganze sah gerade aus, als sei die Leanda ein Glückskind, weil sie aus Not und Gefahr sich wieder zurückgefunden hatte in dieses friedsame Eden. Aufgenommen wurde das Lamm, wie der verlorene Sohn, es konnte auf einmal nur nicht alle Arme befriedigen, die sich nach ihm aufthaten; ohne Umstände ließ es sich herzen, und die Scheu war fort. Ohne Zweifel hatte es in den vierundzwanzig Stunden ganz andere Feinde kennen gelernt, als wir waren.

Nun bekam die Leanda ein Bad, so daß ihre Wolle schön milchweiß ward, und sie ließ es geschehen, wenn man in der zarten Wolle kraute, ja blickte gar treuherzig drein, schnupperte jeden an, ob er nicht etwa zu essen wäre, und

bald war es schwer, das Tier von unseren Fersen zu bringen. Das einemal lief es Dem nach, das anderemal einem Andern. Manchmal machte es einen hohen Sprung und schaute uns dann an, was wir wohl dazu sagten. Manchmal fing es mit der kleinen Martha Händel an, begann an ihrem Schürzlein zu fressen, so daß das Kind in Todesangst anhub zu schreien, weil es befürchtete, mit Haut und Haar aufgezehrt zu werden. Schlimmer war's, wenn es wie ein Bock mit dem Köpflein stieß, worauf die Hauswirtin einmal sagte, das Wesen wachse sich noch zu einem Unband aus und man solle es lieber beizeiten töten, später wisse man nicht, ob es zu bewältigen sein würde. Dieser Vorschlag wurde im Rate der Kinder zuschanden gestimmt, selbst die kleine Martha schrie aus Leibeskräften, totmachen dürfe man die Leanda nicht.

Wenn das Lamm keinen Menschen in der Nähe sah, so hub es an zu blöken. Wenn ich in der Laube versteckt saß, machte ich mir gerne den Spaß, das Blöken nachzuahmen, wodurch das seine natürlich gesteigert wurde. Einmal hörte ich es hinter dem Busche wieder blöken. — „Määh!" sagte ich. — „Määh!" rief es drüben. Ich wiederholte es, drüben auch. So trieben wir's über eine Viertelstunde, denn ich wollte just wissen, wie beharrlich das kleine Schaf an mein falsches Lammgeschrei glauben würde. Da rief plötzlich zum Fenster die Hauswirtin heraus, ob wir — der Alte wie der Junge — denn närrisch geworden wären, daß wir uns die längste Zeit gegenseitig anplärrten? — Und jetzt offenbarte es sich, daß mein Knabe Hans hinter dem Busch war, und daß wir einer den andern für die Leanda gehalten hatten. Die wirkliche Leanda saß dieweilen in ihrem Ställchen, emsig

beschäftigt mit Wiederkäuen. Da war mir einen Augenblick ein bischen ungleich zu Mute, wieder so etwas wie Seelenwanderung spürte ich, aber nicht als ob meine Seele in den Schafleib gekommen wäre, sondern umgekehrt.

„Ja, ja!“ rief die Hauswirtin, „wir werden noch alle Schafe, wenn es so weitergeht! Und daß das Vieh über die Stiegen heraufsteigt in die Zimmer und bei Tische teilnimmt wie ein leibhaftiges Familienmitglied! Meiner Tage hab' ich so was Dummes nicht gesehen!“

Und es war so. Es war ja allemal so, wie die Hauswirtin sagte, sie hatte immer recht. Die Leanda saß wirklich bei Tische zwischen mir und dem Hans, beteiligte sich aber nur beim Salat an unserem Mahl; für alles andere dankte sie, weil sie ihren vegetarischen Grundsätzen nicht untreu werden wollte.

Und als die Freundschaft zwischen der Leanda und uns dick wie ein zweifaches Glockenseil geworden, war der Sommer aus. Die Tage wurden kurz, den ganzen Vormittag lag der graue Nebel über der Gegend, oder der frostige Reif. Wir packten zusammen, um in die Stadt zu übersiedeln. Und die Leanda? Die Frage durfte gar nicht aufgeworfen worden, ohne daß sich bei den Kindern ein Geschrei erhob. Die Leanda geht mit! — Sie geht mit! — Sie geht mit! Sie wird die drei Treppen des Stadthauses hinaufsteigen! Sie wird im Schlafzimmer ihren Stall haben mit Stroh und Klee! Sie wird, wenn Besuch kommt, in den „Salon“ heraustrappeln und „Määh!', sagen! — Nein, das geht nicht. Das Lamm geben wir hier zum Grögelbauer, daß er es den Winter über füttere, und im Frühsommer, wenn wir wiederum kommen, giebt's ein frohes Wiedersehen.

Selten habe ich etwas so schwer durchgesetzt, als dieses Gesetz, mit einem ansehnlichen Faustschlag auf den Tisch habe ich die gährende Revolution unter den Kindern niederschlagen müssen. Endlich alles in Ordnung. Der Abschied von der Leanda war vorüber; er war unbeschreiblich rührend gewesen, und darum beschreibe ich ihn nicht.

Um den Eilzug benützen zu können, mußten wir am nächsten Morgen schon zur frühen Stunde das Sommerhaus zusperren und verlassen, so daß es nach dem verhallten fröhlichen Lärm in Dunkelheit und Nebel still und einsam dastand, wie es dastehen wird über den langen Winter hin. Eine Minute hielt der Zug am Bahnhofe, rasch stiegen wir ein mit Kind und Kegel, und als die Räder schon rollten, deklamierte der Hans voller Wehmut zum Fenster hinaus in den nebelgrauen Wintermorgen:

„Lebt wohl, ihr Matten,
Ihr sonnigen Weiden,
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin!“

„Määh!“ machte es plötzlich zu meinem grenzenlosen Schreck. Im Coupé unter der Sitzbank hockte das weiße Lämmlein. Natürlich erhoben die Kinder wieder ihr Freudengeschrei, ich aber sah die Geschichten, die nun kommen mußten. Sie kamen sehr bald. Als der Schaffner zur Kartenkontrole erschien, waren wir freilich auf das zuvorkommendste bestrebt, seinen Aufenthalt in unserem Gelasse so sehr als thunlich abzukürzen, allein bevor er noch seinen Fuß ins andere Coupé setzen konnte, gab die unglückselige Leanda von ihrem Dasein Zeugnis. Ich natürlich sofort offenes Geständnis und eine deutsame Bewegung mit ein paar Fingern; doch der Schaffner blieb ein Weilchen

ratlos. Für Hunde und Katzen, selbst für Hühner- und Vogelkäfige war er vorbereitet, allein das meckernde Lamm brachte ihn völlig aus der Fassung. Endlich, als meine Fingerbewegung wiederholt war, meinte er, zum Fenster hinauswerfen könne man das Tier doch nicht; der Oberinspektor finde sich zum Morgenzuge selten ein, und so möge das Lamm denn einstweilen bleiben wo es sei — nämlich im Coupé unter der Sitzbank. Das Verhängnis aber vollzog sich schnell, denn schon in der nächsten Station, von der aufgehenden Sonne anmutsvoll beleuchtet, stieg der Oberinspektor in den Zug. Wenn ich das stets mit seiner schönen Stimme staatmachende Tier mit einem einzigen Fußtritte hätte stumm machen können, zum Mörder wäre ich geworden in derselbigen Stunde.

„Was? Wem gehört dieses Ungetüm?" schrie der Inspektor.

„Herr," antwortete ich, denn nun war's schon alles eins, „ein Lamm ist kein Ungetüm, wenn sich aber der Herr davor fürchtet, so leg' ich's an einen Strick!"

Das ließ sich der Mann natürlich nicht bieten. Mit entschiedener Hand griff er nach dem Kragen des Tieres und damit gegen das Fenster. Es bedurfte einer gründlichen Änderung meines Benehmens, bis er's endlich gestattete, daß das Lamm sich draußen auf der Plattform aufhalten könne bis zur nächsten Station. So stand ich denn vor dem Coupé auf der Plattform und hielt das Lamm auf den Armen, fest entschlossen, dieses Tier, welches sich uns so rührend anvertraut hatte, und den Winter wie den Sommer mit uns verleben wollte, bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Einstweilen blickten wir träumerisch in die Gegend hinaus. Ein gilbender Buchen-

wald glitt an uns vorbei, dann kam eine Wiese, wo Mähder das Herbstgras schnitten, dann kam ein Bach und eine Mühle, dann kam ein Bauernhof, aus welchem eben die Herde auf das Feld getrieben wurde, dann eine grüne Weide mit Kiefern und Steinen und Schafen — schwups, war meine Leanda fort. Auf dem Bahnschotter war sie noch auf die Knie gestürzt, aber sogleich wieder empor und wie ein Pfeil hin gegen die Schafherde . . . Weiter weiß ich nichts, denn der Zug bog um eine Böschung. —

Und das ist die Geschichte vom Lamm, genannt die Leanda.

Wenn der Besitzer des Hofes nebst der Mühle am Bache diese Zeilen zu Gesichte kriegen sollte, dann sei er gebeten, das schöne weiße Tier den Winter über gut zu halten, und zum nächsten Frühsommer es redlich in meinem Sommerhause abzugeben. Finderlohn was recht ist.



Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.